



W. Harrison Ainsworth

DER KOMMANDANT
DES TOWER

Erster Band

Der Kommandant des Tower

Historische Erzählung
von W. Harrison Ainsworth

Verlag von Christian Ernst Kollmann
Leipzig, 1863

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	14
Drittes Kapitel	27
Viertes Kapitel	34
Fünftes Kapitel	46
Sechstes Kapitel	59
Siebentes Kapitel	82
Achtes Kapitel	92

Zweites Buch

Erstes Kapitel	103
Zweites Kapitel	113
Drittes Kapitel	126
Viertes Kapitel	135
Fünftes Kapitel	141
Sechstes Kapitel	157
Siebentes Kapitel	169
Achtes Kapitel	179
Neuntes Kapitel	192
Zehntes Kapitel	198
Elftes Kapitel	212

Zwölftes Kapitel	224
Dreizehntes Kapitel	237
Vierzehntes Kapitel	247
Fünfzehntes Kapitel	258
Sechszehntes Kapitel	268
Siebzehntes Kapitel	277
Achtzehntes Kapitel	283
Neunzehntes Kapitel	291

Erstes Buch

Das Testament Heinrichs VIII.

Erstes Kapitel

Wie der allerhöchste und großmächtigste König Heinrich VIII. ernstlich erkrankte und sein Tod nahe bevorstand

Die furchtbare Regierung Heinrichs VIII. näherte sich ihrem Ende. Der Vorhang stand im Begriff, über einem der schrecklichsten Trauerspiele hinabzufallen, die jemals im wirklichen Leben agiert worden sind, über einem Trauerspiel, das die Zuschauer mit Verwunderung und Grausen betrachteten. Die Sonne der königlichen Gewalt, welche alle, die sie angeschieden, mit der Glut ihrer Mittagsstrahlen versengt hatte, versank rasch in ein Meer, das von unheimlichen Flammen erhellt und dunkel von Blut gefärbt war.

Fünfunddreißig Jahre lang konnte unter König Heinrichs tyrannischer Herrschaft kein Mann in England, wie hoch auch sein Rang sein mochte, sein Leben für gesichert halten. Im Gegenteil, je höher sein Rang, desto größer war seine Unsicherheit. Königliche Herkunft, Reichtum, Macht, Popularität vermochten nichts den Herzog von Buckingham vor Heinrichs eifersüchtiger Furcht zu retten. Ganz wahrsagte der sterbende Kardinal Wolsey von seinem furchtbaren und unerbittlichen Gebieter: »Er wird eher den Verlust seines halben Reiches aufs Spiel setzen, als dem kleinsten Teil seines Willens oder seiner Gelüste die Befriedigung versagen. Seht Euch daher wohl vor, was für Ge-

danken Ihr ihm in den Kopf setzt, denn Ihr werdet sie nie mehr daraus vertreiben.« Heinrich war zum Argwohn geneigt. Und von ihm beargwohnt werden, hieß verurteilt sein, denn er war ebenso unversöhnlich wie misstrauisch. Seine Gunst war gefahrvoll, seine Versprechungen eine arglistige Falle, seine Liebe sicheres Verderben. Habsüchtig wie grausam, und verschwenderisch wie habsüchtig, war seine Gier unersättlich. Er konfiszierte die Besitztümer der Kirche und legte dem Volk unerschwingliche Steuern auf. Es ist am meisten zu verwundern, dass das eiserne Joch, welches er seinen Untertanen auferlegte, von ihnen ertragen wurde. Aber er hatte eben sowohl eine feste Hand als auch einen unbeugsamen Willen. Arglistig und entschlossen entwarf er Gesetze - lediglich, um sie zu verhöhnern und zu brechen. Er entzog sich der Herrschaft des Papstes, um sich selbst zum Oberhaupt der Kirche zu machen. Einige ließ er hinrichten, weil sie die Autorität des Papstes anerkannten. Über andere verhängte er den Tod, weil sie gewisse katholische Lehrsätze leugneten. Um seine unparteiliche Gerechtigkeitsliebe zu beweisen, wurden römische Christen und Lutheraner aneinandergekettet und paarweise zum Scheiterhaufen geführt. In dem einen Augenblick begünstigte er die neuen Lehren, in dem nächsten unterstützte er die alte Religion. So gebrauchte er die sich bekämpfenden Parteien zu seinen eigenen Zwecken und ließ eine jede seine eigene Macht vermehren. Die Zwietracht in der Kirche sagte ihm zu, obwohl er sich den Anschein gab, sie zu tadeln. Seine Ratgeber zitterten bei seinem leisesten Stirnrunzeln und wagten um ihrer Köpfe willen nicht, ihm ehrlichen Rat zu geben. Seine Parlamente waren gefügte Werkzeuge seiner Willkür und bestätigten seine gesetzlo-

sen Dekrete ohne einen Versuch zum Widerstand. Ein erbarmungsloses System religiöser Verfolgung ward ins Werk gesetzt und je nach seinen wechselnden Launen ausgeführt. Unaufhörlich brannten die Flammen des Scheiterhaufens in Smithfield. Das Schafott auf Towerhill dampfte vom Blut der Edelsten und Besten. Die Staatsgefängnisse waren überfüllt. Die Tortur wurde angewandt. Geheime Nachsuchungen waren gestattet. Die Verteidigung war dem Angeklagten verwehrt. Ein Untersuchungsbefehl traf die unglückliche Person, gegen welche er ausgestellt war, oft sicher wie das Henkerbeil.

Die Weisesten, die Edelsten, die Mutigsten, die Besten von Heinrichs Untertanen wurden seiner Rachgier und seinen Launen geopfert. Strenge Rechtschaffenheit vermochte Männer wie Thomas Moore und Fisher ebenso wenig wie langjährige Dienste und blinder Gehorsam Wolsey und Cromwell zu retten. Das Alter gewährte dem achtzigjährigen Lord Darey keinen Schutz, und die Frömmigkeit erhielt den Äbten von Fountains, Rivaux und Gervaux nicht das Leben.

Aber nicht Männer allein starben auf das finstere Geheiß dieses grausamen Tyrannen, der schlimmer als ein orientalischer Despot war, sondern auch Frauen. Frauen von unvergleichlicher Schönheit, die sein Lager geteilt, und die jeglichen Anspruch auf seine Liebe und sein Mitgefühl hatten. Aber Mitleid lag nicht in seiner Natur. Wenn die Liebe verschwunden war, folgten Ekel und Hass. Entsetzlich, ja fast unglaublich, ist die Geschichte seiner sechsmaligen Ehe. Nichts dem Ähnliches lässt sich finden, außer in den Gebilden toller und phantastischer Dichtung. Man glaubt ein Blaubart-Märchen zu lesen, und doch war es leider

furchtbare Wirklichkeit. Die makellose und liebevolle Katharina von Aragon musste sich von ihm scheiden lassen, um der lieblichen Anne Boleyn Platz zu machen, die ihrerseits enthauptet ward, um die gefügige Jane Seymour an ihre Stelle treten zu lassen. Letztere lebte nicht lange genug, um ihren launenhaften Gemahl ihrer überdrüssig zu machen. Es folgte ihr Anna von Cleve, deren Mangel an persönlichen Reizen die Annullierung ihrer Ehe und Cromwells Tod verursachte. Dann kam die bezaubernde Catharine Howard, welche wie Anne Boleyn hingemetzelt ward. Und zuletzt Catharine Parr, die nur ihre Klugheit und Vorsicht vor dem Henkerblock rettete, wie sogleich erzählt werden wird. Zweimal ward das eheliche Band gewaltsam gelöst - zweimal ward es durch das Scharfrichterbeil zerhauen. An Vorwänden für seine gewalttätigen Handlungen fehlte es Heinrich nie. Aber die richterlichen Untersuchungen, welche er seinen unglücklichen Gemahlinnen bewilligte, waren ein Hohn auf die Gerechtigkeit. Die Angeklagten waren verurteilt, ehe man sie vernahm. Nur der Wille des Königs ward befragt. Seiner Rache vermochte niemand zu entrinnen.

Als es sich darum handelte, ob das Leben der schönen Jane Seymour oder dasjenige des Kindes, welches sie unter dem Herzen trug, gerettet werden sollte, opferte Heinrich ohne Bedenken die Königin, mit der rohen Bemerkung »er werde leicht eine andere Frau, aber vielleicht kein anderes Kind erhalten.« Doch nicht allein junge und liebevolle Frauen hatten unter seiner Grausamkeit zu leiden. Ehrwürdigen Matronen erging es nicht besser. Verrucht war die Art, auf welche die alte und ehrwürdige Gräfin von Salisbury hingschlachtet wurde.

Ein Verzeichnis von Heinrichs Opfern würde Bücher füllen. Ihre Zahl ist fast unglaublich. Nahezu fünfunddreißig Jahre hatte dieser königliche Blaubart das Land regiert, die Kirche beraubend, seine Untertanen ausplündernd, seinen Edelleuten auf den Nacken tretend, jedes Recht missachtend, seine Gemahlinnen zur Scheidung zwingend oder sie hinrichtend, seine Diener beschimpfend oder enthauptend, und trotz alledem in seiner selbstsüchtigen Verblendung fest überzeugt, dass er einer der weisesten und gnädigsten Könige sei, und sich den Titel anmaßend: Vikar und Oberpriester des Himmels auf Erden.

Aber das Ende dieser unmenschlichen Tyrannei näherte sich. Seit Monaten hatte der grimme Monarch, wie ein kranker Löwe in seiner Höhle, sich in seinem Palast zu Westminster eingeschlossen, und es schien fast gewiss, er werde denselben nicht mehr lebend verlassen. Nichts konnte finsterer als der jetzige Anblick des Hofes sein oder einen größeren Kontrast zu seiner früheren Pracht und Lustigkeit gewähren. Die prunkvollen Aufzüge und Schaugepränge von ehemals waren vorüber. Die verschwenderischen Bankette und an Belsazar mahnenden Festgelage, an denen der König und seine Günstlinge teilgenommen, hatten aufgehört. Man vernahm keine lärmende Ausgelassenheit mehr - in der Tat, das Gelächter war erstorben. Edelleute in glanzvollen Gewändern und schöne stolze Damen erfüllten nicht mehr die Säle. Gesandte und Höflinge wurden nicht mehr beim Könige vorgelassen. Ritterliche Spiele wurden nicht mehr vor den Toren des Palastes abgehalten. Das Ballhaus stand verödet, die Reitbahn verlassen, der König vernachlässigte alle seine früheren Vergnügungen und Beschäftigungen. Musik erscholl nicht drinnen und nicht

draußen mehr, denn die leisesten Lebenstöne regten den König fast bis zum Wahnsinn auf. Heinrich verbrachte einen großen Teil seiner Zeit mit Andachtsübungen und beobachtete meist ein mürrisches Schweigen, während dessen er über der Vergangenheit brütete und mit herbem Bedauern nicht an seine Untaten und Grausamkeiten, sondern an verschwundene Freuden dachte.

Der Hof des Königs war indes nicht mehr verändert, als der König selbst. Wenn er in seiner Jugend für einen der schönsten Fürsten Europas galt und zu jener Zeit eine imponierende Persönlichkeit, ein stolzes und majestätisches Benehmen, kurz alles besaß, was der äußeren Erscheinung eines Monarchen entspricht, so war er jetzt eine schwerfällige, formlose, aufgedunsene Masse. Seine außerordentliche Kraft und Gesundheit in früheren Tagen schien ein langes Leben zu verheißen, aber die Verheißung war trügerisch. Ehemals war er gewohnt gewesen, sich sehr viel Bewegung zu machen und an jeglicher Art männlicher Kraftübungen teilzunehmen. In späterer Zeit jedoch vernachlässigte er wegen zunehmender Korpulenz diese heilsamen Gewohnheiten und vermochte dieselben nie wieder zu beginnen, da seine Schwäche ein tatsächliches Hindernis ihrer Fortsetzung abgab. Obwohl nicht eigentlich unmäßig, legte sich doch Heinrich im Genuss des Weines nur wenig - im Genuss der Speisen gar keinen Zwang auf. Er aß mit Gier. Hätte selbst sein Leben von der Beobachtung einiger diätetischen Regeln abgehangen, er würde nicht zur Enthaltbarkeit zu bewegen gewesen sein.

Durch Mangel an körperlicher Übung erzeugt und durch rohe Nachgiebigkeit gegen sich selbst genährt, machte seine Krankheit rasche und entsetzliche Fortschritte. Binnen

kurzer Zeit war er so beleibt geworden, und seine Gliedmaßen waren so geschwollen, dass er sich fast nicht zu bewegen vermochte. So schwer war sein Gewicht, dass Maschinerie angewandt werden musste, um ihn aufzurichten oder auf einen Stuhl zu setzen. Die Türen wurden verbreitert, um ihm Durchgang zu gewähren. Er vermochte nicht auf seinem Lager zu ruhen, aus Furcht, zu ersticken. Ein tiefes, unheilbares Geschwür am Bein verursachte ihm einen beständigen Schmerz. Schrecklich war es, ihn zu dieser Zeitperiode zu sehen. Schrecklich anzuhören war sein Wut- und Schmerzgeheul, das dem Gebrüll eines wilden Tieres glich. Seine Diener näherten sich ihm mit Widerstreben und Angst, denn die geringste Unachtsamkeit zog furchtbare Flüche und Drohungen auf ihre Häupter herab.

Aber der Löwe, wenn auch krank zum Sterben, war immer noch ein Löwe. Solange ein Lebensfunke in ihm glomm, wollte Heinrich nicht ein Titelchen der Herrschermacht, die er ausgeübt hatte, fahren lassen. Obwohl sein Körper eine sieche Masse war, erwiesen seine Geisteskräfte sich so stark wie je. Seine Festigkeit war unerschüttert, sein Wille ungebeugt. Bis zuletzt blieb er sich selbst treu. Unerbittlich war er gewesen, unerbittlich blieb er. Seine Rachgier war unersättlich wie ehemals, während sein Misstrauen schneller und scharfsichtiger erregt wurde als zuvor.

Aber während dieser schmerzvollen Zeit, die ihm vielleicht als eine Ermahnung zur Reue über seine zahlreichen und entsetzlichen Frevel gesandt war, zeigte er kein Bestreben, sich mit der Menschheit zu versöhnen oder seinen Frieden mit dem Himmel zu schließen. Auch verriet er kein äußeres Zeichen von Reue. Die Pagen und Diener, welche während der langen Stunden der Nacht an den Türen sei-

nes Schlafzimmers standen und auf ihrem Posten halb einschliefen, sowie die Wächter an seinem Bett wurden oftmals durch das furchtbare Gestöhne des ruhelosen Königs erschreckt. Aber dieses Gestöhne mochte der Schmerz ihm abringen - es war kein Beweis, dass das Gewissen ihn peinigte. Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen, das bezeugt hätte, es werde der Schlaf durch die Gespenster seiner zahllosen Opfer von seinem Lager verscheucht. Was in dieser finsternen und unerforschlichen Brust vorging, vermochte kein Sterblicher zu sagen.

Zweites Kapitel

Von der Schlinge, welche der Königin Katharina Parr von ihren Feinden gelegt worden war, und wie sie in dieselbe hineinfiel

Die schönen Damen an Heinrichs Hof waren über sein barbarisches Verfahren gegen seine Gemahlinnen, wie über die ungewöhnliche und beispiellose Bestimmung, die er dem Untersuchungsbefehl gegen Katharina Howard beigelegt hatte, so erschreckt, dass sie alle, als der königliche Blaubart seine Blicke unter ihnen umherschweifen ließ, um nach einer neuen Lebensgefährtin zu suchen, vor der gefährlichen Auszeichnung zurückbebtten und sehr geneigt schienen, eine ähnliche Antwort zu geben wie die schöne Herzogin von Mailand, welche Heinrich erwiderte: »Sie habe leider nur einen Kopf. Wenn sie zwei hätte, würde sie gern einen davon Seiner Majestät zur Verfügung stellen.«

Zuletzt jedoch fand sich eine von etwas reiferen Jahren als

ihre unmittelbaren Vorgängerinnen, aber von unvergleichlichen persönlichen Reizen, welche hinlängliches Vertrauen auf ihre Klugheit und ihre Lebenserfahrung besaß, um den kühnen Schritt zu wagen. Dies war Katharina Parr, die Tochter des Sir Thomas Parr von Kendal und damals zum zweiten Mal Witwe. Sie hatte zuerst den ältesten Sohn des Lord Borough von Gainsborough, und nach dessen Tod den Lord Latimer geheiratet. Aus keiner Ehe waren Kinder hervorgegangen, sodass in dieser Hinsicht ihrer Vermählung mit dem König kein Hemmnis entgegenstand. Heinrich heiratete sie und war wohlzufrieden mit seiner Wahl. Zum Beweis seiner Hochachtung ernannte er sie zur Regentin des Reiches, bevor er 1544, ein Jahr nach seiner Vermählung mit ihr, den Feldzug gegen Frankreich antrat.

So groß war Katharina Parris kluge Besonnenheit und so vorsichtig ihr Benehmen, dass sie, trotz aller gegen sie angezettelten Intrigen, niemals ihren Einfluss auf ihren wankelmütigen und argwöhnischen Gemahl verlor. Die Königin neigte sich den neuen Lehren zu, und daher wurden die, welche der alten Religion anhängen, ihre Feinde. Sie gewährte ihnen jedoch wenig Anlass zu offenem Angriff, und die Zuneigung des Königs, welche sie sich zu erhalten verstand, schützte sie vor ihrer Bosheit. Alter und körperliche Schwäche hatten die Gewalttätigkeit von Heinrichs Leidenschaften gedämpft. Deshalb hatte Katharina keinen Grund, zu befürchten, sie werde durch eine reizvollere Nebenbuhlerin verdrängt werden. Außerdem war sie verständig genug, die Gelegenheit zur Versuchung aus dem Bereich des Königs zu entfernen, und sie verlieh allmählich und fast unmerklich seinem Hof und seinen Unterhaltungen einen ernsthafteren Charakter. Auf ihre Bitten, obwohl Heinrich

kaum des Antriebes gewahr worden war, nahmen die Schaugepränge und Festgelage, an denen er einst soviel Gefallen gefunden hatte, ein Ende. Als Heinrichs Leiden sich vermehrten und er gänzlich den Palast hüten musste, wäre Katharina gern seine persönliche Pflegerin geworden, aber das wollte Heinrich nicht gestatten. Und da sie befürchtete, seinen Argwohn zu erregen, bestand die Königin nicht auf ihrem Begehren. Allein sie war häufig bei ihm und stets bereit, seinem leisesten Wink zu gehorchen. In seiner seligen Lage würde ihre Unterhaltung dem König sehr nützlich gewesen sein, wenn er hätte darauf hören mögen. Aber er wollte keine Ermahnungen dulden, und sein finsterer Blick, als sie ein- oder zweimal den Versuch dazu machte, warnte sie, damit fortzufahren. Katharina liebte indes das Disputieren, und da sie in theologischen Materien wohlbelesen war, vermochte sie recht gut über jede vorkommende Streitfrage eine Diskussion zu führen. Obwohl sie ihm nie widersprach, argumentierte sie doch häufig mit ihm, indem sie zuletzt, wie es vernünftig war, seinem überlegenen Urteil nachgab.

Eines Tages wurde sie plötzlich zum König befohlen und rüstete sich ohne die geringste Besorgnis, in Begleitung ihrer vertrauten Hofdame, der Lady Herbert, zu ihm zu eilen. Katharina Parrs Reize waren von einer Art, die sich mehr im Sommer als im Frühling des Lebens zu entfalten pflegen. Mit fünfunddreißig Jahren war sie weit schöner als zehn Jahre zuvor. Ihr Teint war von durchsichtig schimmernder Weiße und ihre Haut seidenweich. Ihr Gesicht war von ovalem Schnitt, die Nase leicht gebogen, ihre Augen waren groß, dunkel und von schmachtendem Ausdruck, mit schweren Lidern und von schön geschwunge-

nen schwarzen Brauen überwölbt. Ihre schwarzen Flechten waren über der marmorweißen Stirn zusammengebunden und zum Teil unter dem reichen Kopfputz verborgen. Ihre Figur war schlank und von vollkommenstem Ebenmaß - voll, aber nicht zu stark. Ihre Haltung war majestätisch, und wie es einer Königin zukam, ihr Benehmen ruhig, besonnen, fast kalt. Aber trotz der Würde ihrer Erscheinung und trotz ihres gesetzten Wesens lag etwas in Katharinas Aussehen, das anzudeuten schien, sie könne lächeln und sich harmloser Lustigkeit hingeben, wenn sie allein unter ihren Frauen sei, oder nicht von ihrem herrischen Gemahl eingeschüchtert werde.

Bei der jetzigen Gelegenheit war sie reich gekleidet, wie es ihre Gewohnheit war. Ein goldener Reif, mit Diamanten, Rubinen und kleinen Perlen geschmückt, umrahmte ihre Stirn. An dieses Diadem war ein Netzhäubchen von Golddraht geknüpft, während eine gestickte Spitzengarnitur, die daran herabhing, ihren Kopfputz vollendete. Ihr Kleid war von Golddamast mit eingewirkten Silberperlen, mit einem langen, fest anliegenden Leibchen und Ärmeln, welche an der Schulter dicht anschlossen, aber lang herabhängende Pelzpuffe hatten, untere denen aufgeschlitzte bauschige Unterärmel von hochroter Seide hervorblickten. Ein Hyazinthalsband zierte ihren Hals, und ihre Taille umspannte ein Gürtel von Goldschmiedearbeit mit einer schwarz emaillierten Spange von der Form eines Mönchordens. Ein Parfümdöschen hing an der Gürtelkette, die fast bis zu den Füßen hinabreichte.

Ihre Begleiterin, Lady Herbert, die Schwester von Heinrichs dritter Gemahlin Jane Seymour, und selbst eine sehr schöne Frau, war gleichfalls reich gekleidet in einem Ge-

wand von buntgewürfeltem Muster und nach dem Schnitt des Kleides der Königin.

Bei Katharinas Eintritt in des Königs Gemach saß Heinrich in seinem schwerfälligen Lehnstuhl. Von jeher ein Liebhaber stattlicher Gewänder, hatte er selbst unter dem Einfluss der tödlichen Krankheit seine Vorliebe bewahrt. Ein zobelverbrämter Überwurf von ostindischem Purpurdamast, mit einer gestickten Borte und Goldfransen, hing über seine Schultern hinab. Sein aufgedunsener Leib war in ein rings mit Perlen übersticktes Wams von Purpurseide gekleidet, und seine Füße waren mit einer dunklen Decke von Goldbrokat umhüllt. Auf dem Haupt trug er ein samtenes, reich mit Perlen und kostbaren Edelsteinen besetztes Barett. Aber diese Zierrathen und Insignien des Königtums dienten nur dazu, das Aussehen des kranken Monarchen noch widerwärtiger zu machen. Es war schon schrecklich, ihn zu betrachten, wie er dasaß, mit seinen so aufgedunsenen Zügen, dass sie kaum noch ein menschliches Aussehen trugen, und mit seiner unmäßig feisten Gestalt. Niemand hätte in diesem grauenhaften Scheusal den einst so schönen und majestätischen Heinrich VIII. erkannt. Das Einzige, was im Antlitz des Königs nichts verändert erschien, war sein Blick. Obwohl jetzt tief eingesunken in ihre Höhlen, waren seine Augen so scharf und furchtbar wie je und bewiesen, dass seine Geistesfähigkeiten nichts an Kraft eingebüßt hatten.

Zur Rechten des Königs und dicht hinter ihm stand der schlaue und gelehrte Stephen Gardiner, der, obwohl er Heinrichs Scheidung von Katharina von Aragon unterzeichnet und die berühmte Rede »De vera obedientia« geschrieben hatte, doch insgeheim dem römischen Glauben

zugetan und ein entschiedener Gegner der neuen Lehren war. In seine Stola, eine scharlachrote Chimera, ein weißes Chorhemd und einen schwarzen Überwurf gekleidet, trug er eine schwarze Kappe, deren Flügel Hals und Ohren verdeckten, tief über die Stirn gerückt. Gardiner war von der Natur seltsam ungünstig bedacht. Er hatte einen sehr schmutzigen Teint, stark hervorstehende Augenbrauen und eine krumme Habichtsnase, dazu noch breite Nasenflügel wie die Nüstern eines Pferdes und einen verschmitzten Schelmenblick. Von Natur war er roh, von großer Frechheit, außerordentlich tätig und unermüdlich und stand in hohem Ansehen bei seinem königlichen Herrn, den er, wie man sich allgemein erzählte, gegen die Reformatoren eingenommen hatte.

Auf der andere Seite des Monarchen stand der Lordkanzler Wriotheslei - ein finsterblickender Mann mit harten Zügen und einer hohlen kahlen Stirn. In ein schwarzes, mit Zobelpelz verbrämtes Gewand gekleidet, hatte er ganz das Aussehen eines Großinquisitors. Als Ritter des Hosenbandordens trug er die Georgsdekoration und die Ordenskette um den Hals. Wie Gardiner hing auch der Lordkanzler dem alten Glauben an und war ein bitterer, obwohl heimlicher Feind der Gegner desselben. Sie hegten beide die Meinung, dass mit dem Tod des Königs dem Fortschreiten der Reformation Einhalt getan und die römische Religion siegreich wiederhergestellt werden würden. Zum Ende hatten sie miteinander komplottiert, die Königin als eins der Haupthindernisse des Gelingens ihrer Pläne auf irgendeine Art zu entfernen. Sie brachten das Gemüt des Königs wider sie auf, indem sie ihm vorstellten, dass Ihre Majestät heimlich religiöse Bücher und Schriften lese, die

durch königliches Dekret verboten seien, und sie erklärten sich bereit, nötigenfalls die Wahrheit ihrer Versicherungen zu beweisen.

Katharina selbst arbeitete ihnen unwissentlich in die Hände, durch die Unüberlegtheit, mit welcher sie sich über gewisse Glaubenssätze ihrem intoleranten Gemahl gegenüber ausließ und mit Kühnheit Ansichten verteidigte, die den seinen widersprachen. Das Mißfallen des Königs hierüber bemerkend, wurde es den Komplottierern leicht, die Flamme, welche schon in seiner Brust entzündet war, anzufachen, bis sie zu hellem Brand emporloderte. Er stieß zornige Drohungen aus und sprach von dem Haftbefehl, der sie zum Tower senden würde. Er wollte ihr indes noch eine Gelegenheit lassen, sich womöglich vor ihm zu rechtfertigen. Sie wurde, wie mitgeteilt, zu ihm befohlen, und von ihrem Benehmen bei dieser Zusammenkunft hing ihr Schicksal ab.

Als Katharina eintrat, erblickte sie ihre Feinde und fürchtete schon, es möchte etwas Böses am Werke sein, aber der Anschein einer ungewöhnlich guten Laune in den Zügen des Königs täuschte. Als sie vorwärts schritt und sich demütig verneigte, streckte Wriothesley die Hand aus, um sie emporzuheben, aber sie wies mit stolzer Gebärde das Anerbieten zurück.

»Wie befindet sich Eure Majestät heute Morgen?«, fragte sie.

»Nun, ziemlich gut«, antwortete Heinrich. »Wir haben etwas besser geschlafen als gewöhnlich, und Butts meint, wir würden bald wiederhergestellt sein.«

»Nicht so gar rasch, mein gnädigster Herr, sondern langsam und sicher, wie ich überzeugt bin«, bemerkte der Leib-

arzt, die Königin durch einen Blick, der unglücklicherweise nicht beachtet ward, zur Vorsicht ermahrend.

»Das wolle der Himmel!«, rief Katharina aus.

»Komm und setze dich zu uns, Käthe«, fuhr Heinrich fort und fügte, als sie auf einem Sessel neben ihm Platz genommen hatte, hinzu: »Du sprachst gestern so gut und so überzeugend, dass wir gerne den Lordkanzler und Mylord von Winchester dich möchten anhören lassen.«

»Die Unterhaltung mit Ihrer Majestät kann uns nur nützlich sein«, sagte Gardiner, sein Haupt verneigend.

»Ich wollte, das, was ich sagen werde, möchte Euch nützlich sein, und dem Lordkanzler nicht minder, denn Ihr bedürft beide der Besserung«, erwiderte Katharina mit scharfem Ton. »Wenn Seine königliche Hoheit auf mich hören will, soll keiner von Euch mehr viel Einfluss auf ihn ausüben, denn Ihr gebt ihm verderblichen Rat. Was Euch betrifft, mein Lordkanzler, so ist mir ein Umstand erzählt worden, der, wenn er wahr ist, Eure Hartherzigkeit beweist und das Missfallen Seiner Majestät auf Euch herabziehen muss. Es heißt, dass, als Anna Askew im Tower der Tortur unterworfen ward, und der beeidigte Folterknecht innehielt und sein verhasstes Amt nicht mehr ausüben wollte, Ihr selbst das Rad der Folterbank drehtet und dasselbe zu äußerster Spannung anzogt. Und das bei einem Weib - einem zarten, schönen Weib - Mylord, pfui über Euch!«

»Ich will die Tatsache nicht leugnen«, antwortete Wriothesley. »Ich handelte nur in Übereinstimmung mit meiner Pflicht, indem ich mich bemühte, das Geständnis ihrer Schuld einer schändlichen und verstockten Ketzerin zu entreißen, welche rechtsgemäß unter Seiner Majestät »Statut der sechs Artikel überwiesen worden war, worin es heißt,

dass jeder, welcher behaupten, öffentlich aussprechen oder beweisen wollte, in dem gesegneten Sakrament des Altars sei unter der Gestalt von Brot und Wein nicht wirklich wieder natürlicher Leib und das natürliche Blut unseres Heilandes gegenwärtig, oder nach dem Segensspruch bleibe irgendeine Brot- oder Weinsubstanz zurück, - dass solch eine Person für einen Ketzer angesehen werden und den Tod durch Verbrennen erleiden soll, ohne dass ihr irgendeine Abschwörung der Irrtümer, Zuspruch seines Geistlichen oder Schutz einer Kirche zu gestatten sei. Und doch würde Anna Askew, wenn sie ihre Irrtümer widerrufen und die Milde des Königs angefleht hätte, zweifelsohne verschont worden sein.«

»Ja, freilich würde sie das!«, rief Heinrich aus. »Der Lordkanzler handelte etwas rau, aber ich sehe nicht ein, dass er Tadel verdient hätte. Du hast keine besondere Sympathie für Anna Askew, meine ich, Käthe?«

»Sie erregt mein tiefes Bedauern, mein königlicher Herr«, erwiderte Katharina. »Sie starb für ihren Glauben.«

»Bedauern für eine Sakramentiererin, Käthe!«, schrie der König. »Nun, bei der heiligen Maria! Du wirst wohl nächstens bekennen, dass du selbst eine Sakramentiererin bist!«

»O nein, mein gnädigster Herr«, bemerkte Gardiner. »Ihre Majestät mag Mitleid für die Irregeleiteten fühlen, aber sie kann sich nimmer zu verkehrten Lehren bekennen.«

»Dessen bin ich nicht so gewiss«, antwortete der König.

»Gestern noch sprachen wir miteinander über gewisse theologische Fragen, und sie leugnete die Lehre von der Transsubstantiation.«

»Eure Majestät wird das nur gemeint haben«, versetzte Gardiner, seine Hände erhebend. »Das ist ja nicht mög-

lich.«

»Aber ich sage, es war der Fall!«, schrie der König.

»Woher sie ihre Argumente nahm, weiß ich nicht, aber sie bestand fest auf denselben. Bist du eine Ketzerin, Käthe? Bekenne auf der Stelle!«

»Das lautet wie eine Anklage, mein hoher Herr«, erwiderte die Königin, sich erhebend. »Und ich weiß, woher dieselbe kommt«, fügte sie hinzu, indem sie einen Blick auf ihre Feinde warf. »Ich will sogleich darauf antworten. Wie der Bischof von Winchester sehr gut weiß, gehöre ich der rechtgläubigen Kirche an, deren oberstes Haupt und Hoherpriester Eure Majestät ist.«

»Und dennoch leugnest du die wirkliche Gegenwart Christi im Sakrament des Altars?«, unterbrach sie der König.

»Ich kann nicht glauben, was ich nicht verstehe, mein königlicher Herr«, antwortete sie.

»Ha, du weichst aus!«, rief Heinrich. »Es ist wahr! Du bist angesteckt, tief angesteckt von diesen verruchten und ketzerischen Lehren. Da du Anna Askew bedauerst und sie für eine Märtyrerin hältst, sollst du ihr Los teilen. Mein Statut der sechs Artikel verschont niemand, wie hoch er auch stehe. Hebe dich hinweg aus meinen Augen und lass dich nicht wieder blicken! - Kein Wort! Geh!«

Und da er allen ihren Bitten gegenüber taub blieb, musste die Königin sich entfernen, und ward in halb ohnmächtigem Zustand von Lady Herbert aus dem Zimmer geführt.

Kaum hatte sie das Gemach verlassen, als Gardiner und Wriothsley, die bei Heinrichs Wuthausbruch Blicke der Zufriedenheit miteinander ausgetauscht hatten, sich Seiner Majestät näherten.

Auch Doktor Butts trat näher an den König heran und sprach: »Ich beschwöre Eure Majestät, ruhig zu sein. Diese Zornausbrüche schaden Ihnen unendlich und könnten sogar Ihr Leben gefährden.«

»Gott'sblitz! Mann, wie kann ich ruhig sein, wenn man mich solchergestalt reizt«, brüllte Heinrich. »Es ist weit gekommen, wenn ich mich von meinem Weib schulmeistern lassen soll. Ich muss in der Tat krank sein, wenn man sich mir gegenüber derartige Freiheiten herausnehmen kann, was früher niemand gewagt hat.«

»Ihre Majestät, davon bin ich fest überzeugt, hat Sie unabsichtlich erzürnt, mein gnädigster König«, erwiderte Butts. »Sie wird Sie nicht wieder so verletzen.«

»Darin hast du recht, Doktor«, entgegnete Heinrich finster. »Ihre Majestät wird mich nicht wieder verletzen.«

»Ich flehe Sie an, Sire, übereilen Sie nichts«, rief der Arzt aus.

»Entferne dich, Butts«, erwiderte der König. »Ich bedarf deiner für jetzt nicht mehr.«

»Ich vermag den Zorn Eurer Majestät nicht zu tadeln«, bemerkte Gardiner. »Es ist genug, um den Grimm jemandes zu erregen, wenn man erfährt, dass man getäuscht worden ist. Die Königin hat Ihnen jetzt ihre wahren Ansichten enthüllt. Sie hat offen Ihrem Missfallen getrotzt, und Sie sind es sich selbst schuldig, dass ihre Strafe ihrer Verwegenheit entspreche.«

»Eure Majestät kann nicht im Widerspruch mit Ihren eigenen Dekreten handeln«, versetzte Wriothsley, »und es läßt sich beweisen, dass sie dieselben übertreten. In der Nacht, bevor Anna Askew auf den Scheiterhaufen geführt ward, empfing sie eine tröstliche Botschaft von der Köni-

gin, und sie sandte Ihrer Majestät darauf ein verbotenes Buch, das die Königin noch in Besitz hat.«

»Wir wollen diese Ketzereien ausrotten, bevor wir sterben«, sprach Heinrich. »Und wenn uns nur noch wenige Stunden vergönnt sind, so sollen sie durch die Gnade des Himmels dazu verwandt werden, das Land von der Pest, die es heimsucht, zu reinigen. Nicht umsonst sind wir zum Bikar und Oberpriester des Himmels ernannt worden, wie diese Ketzer sich überzeugen sollen. Wir wollen ihnen Schrecken einflößen. Wir wollen mit der Königin beginnen. Ihr sollt einen Haftbefehl gegen sie erhalten. Geht beide zu Sir Anthony Denny, um das Papier dort abzuholen, und heißt ihn, es durch unseren Geheimsiegelbewahrer stempern zu lassen.«

»Es soll nach Eurer königlichen Hoheit Willen geschehen«, sagte Wriothesley. »Soll der Haftbefehl gleich ausgeführt werden?«

»Ich beschwöre Eure Majestät, warten Sie bis morgen«, rief Doktor Butts, der trotz des Königs Befehl, sich zu entfernen, noch an der Tür gezögert hatte. »Gönnen Sie sich ein paar Stunden Bedenkzeit, ehe Sie so streng handeln.«

»Wie? Bist du noch da, Schurke«, schrie der König. »Mich dünkt, ich hieß dich gehen.«

»Zum ersten Mal habe ich gewagt, Ihnen ungehorsam zu sein«, erwiderte der Arzt. »Aber ich flehe Sie an, mich anzuhören.«

»Wenn ich mir erlauben dürfte, Eurer Majestät einen Rat zu erteilen, würde ich Sie ermahnen, Ihre gerechten Entschlüsse ungesäumt auszuführen«, bemerkte Gardiner. »Ein gutes Werk kann nicht schnell genug vollbracht werden.«

»Du hast recht«, sagte der König. »Ihre Majestät soll heute Nacht - wenn sie überhaupt Schlaf findet - im Tower schlafen. Besorgt den Haftbefehl, wie ich Euch geboten, und kehrt dann mit einigen Soldaten der Leibwache zurück, um ihn zu vollziehen. Und vergesst mir nicht, Sir John Gage, den Kommandanten des Tower, von der vornehmen Gefangenen in Kenntnis zu setzen, die er zu erwarten hat, damit er seine Vorbereitungen treffe.«

»Ihre Befehle sollen erfüllt werden«, sagte Wriothesley, der seine Freude kaum zu verbergen wusste.

»Sir John Gage befindet sich gerade im Palast«, bemerkte Butts. »Wenn Eure Majestät ihn sprechen will.«

»Ein glücklicher Zufall«, antwortete der König. »Führe ihn sogleich her!«

Mit einem halbverborgenen, trotzigen Lächeln die Feinde der Königin messend, entfernte sich Butts, um seinen Auftrag zu vollziehen.

Als Gardiner und Wriothesley das Gemach verließen, flüsterte Letzerer seinem Gefährten zu: »Die Königin ist so gut wie aufs Schafott gebracht.«

»Ja, wohl ist sie das«, versetzte Gardiner in demselben leisen Ton, »wenn Gage nicht unser Werk verdirbt. Er wird höchst wahrscheinlich versuchen, unsere Pläne zu durchkreuzen. Der König hat Vertrauen zu ihm und versichert, er habe ihn um seiner unbestechlichen Ehrlichkeit willen zum Oberaufseher des königlichen Haushalts und zum Kommandanten des Tower gemacht. Gage unbestechlich, haha! Als wenn irgendein Lebendiger - uns selbst ausgenommen - unbestechlich wäre!«

»Gages gepriesene Ehrlichkeit wird ihn nicht verleiten, sich dem König zu widersetzen«, erwiderte Wriothesley.

»Aber lass es ihn versuchen, wenn er Lust dazu hat! Er mag gerade so gut versuchen, die Steinmauern des Tower niederzubrechen wie Heinrichs Entschluss zu erschüttern. Und jetzt besorgen wir den Haftbefehl!«

Drittes Kapitel

Von dem Mittel, der Gefahr zu entrinnen, welches Sir Thomas Seymour der Königin vorschlug

In einem Geisteszustand, der fast an Wahnsinn grenzte, kehrte die Königin in ihr Gemach zurück, wo sie eiligst alle ihre Dienerinnen, mit Ausnahme der Lady Herbert, entließ und sich ihrer Verzweiflung hingab.

»Verloren! Unrettbar verloren!«, rief sie angstvollen Tones aus. »Wer wird mich vor seinem Grimm beschirmen? Wohin soll ich fliehen, um mich zu verbergen? Ich werde das Los meiner Vorgängerinnen teilen. Ich werde dasselbe Schafott wie Anna Boleyn und Katharina Howard besteigen. Es gibt keine Rettung, keine. Ich weiß nur zu wohl, dass der König unerbittlich ist. Keine Tränen, keine Bitten werden ihn rühren. Beklage mich, liebe Herbert, beklage mich! Hilf mir, wenn du es vermagst, denn mein Rat ist am Ende.«

»Ich wüsste nur einen, der Eurer königlichen Hoheit in dieser äußersten Not zu helfen vermöchte«, antwortete Lady Herbert. »Mein Bruder, Sir Thomas Seymour, würde gern sein Leben zu Euren Füßen verhauchen. Er hat sich stets nach einem Anlass gesehnt, Euch seine Ergebenheit zu

beweisen.«

»Wo ist Sir Thomas?«, fragte Katharina lebhaft. »Geh, führe ihn sofort hierher! Aber nein, es dürfte für ihn gefährlich sein, sich mir jetzt zu nähern.«

»Gefahr wird nimmer meinen Bruder davon abhalten, seiner Königin zu dienen«, erwiderte Lady Herbert. »Aber ich brauche ihn nicht erst zu holen. Ohne den Befehl Eurer Majestät abzuwarten, habe ich schon einen Pagen abgesandt, der ihn herführen wird.«

»Daran hast du nicht recht getan«, rief Katharina aus. »Ich fühle, dass ich ihn nicht sehen dürfte. Aber an wen sonst kann ich mich wenden? Der Himmel helfe mir in meinem Unglück!«

»Es gibt keinen, wiederhole ich, auf den Eure Majestät sich völlig verlassen kann als Sir Thomas Seymour«, antwortete Lady Herbert. »Ich weiß, er lebt nur, um Euch zu dienen.«

»Wenn dein Bruder mir so ergeben ist, wie du versicherst, Lady Herbert. Und in Wahrheit, ich glaube, es ist der Fall«, sagte die Königin, »so ist das um so mehr ein Grund, ihn nicht mit mir in den Abgrund zu ziehen. Ich will ihn nicht sprechen.«

»Eurer Majestät Zurückweisung kommt zu spät«, versetzte Lady Herbert. »Hier ist er.«

Indem sie diese Worte sprach, wurde der Vorhang, welcher eine Seitentür des Zimmers bedeckte, aufgehoben, und Sir Thomas Seymour stand vor ihnen.

Ohne Frage, der Schönste und am ritterlichsten Aussehende von allen an Heinrichs Hof war der stolze Sir Thomas Seymour, der jüngere Bruder des Earls von Hertford. Von schlanker und stattlicher Gestalt hatte Sir Thomas

edle, höchst ausdrucksvolle Züge, wie wir auf seinem Bild von Holbein sehen können. Er hatte die hohe Stirn, die feingeschnittenen Augen und den etwas blassen Teint wie alle Seymours. Aber er war der Schönste eines sehr schönen Geschlechts und übertraf an gewinnender Erscheinung fast seine Schwester, die liebliche Jane Seymour, mit welcher er außerordentlich viel Ähnlichkeit hatte. Seine Züge waren von besonderer Feinheit, allein der lange braune, seidenhaarige Bart, welcher tief über sein Wams hinabfiel, verlieh ihnen einen männlichen Ausdruck. Sir Thomas stand in der Blüte und Vollkraft seines Lebens, seine Haltung war eine imponierende, und dabei verzichtete er keineswegs auf den äußeren Schmuck reicher Gewänder. Er trug ein Wams und Beinkleider von gewürfeltem Purpursamt, darüber einen Mantel, der gleichfalls von purpurfarbigem Samt war, mit venezianischer Goldstickerei und mit Pelzwerk verbrämt. Der Schnitt dieses Mantels gab seinen Schultern eine übertriebene Breite, wie es zu jener Zeit Mode war. Als Waffe trug er einen langen spanischen Stoßdegen, mit schön gearbeitetem Griff und außerdem einen Dolch. Sein Haar war nach damaliger Sitte kurz geschnitten, und sein Haupt mit einer glatten Samtmütze bedeckt, die mit einem Balasrubin und einer hochroten Feder geziert war. Das Barett nahm er jedoch ab, als er hinter dem Vorhang hervortrat.

Als dritter Sohn des Sir John Seymour of Wolf Hall in Wiltshire hatte Sir Thomas mit Auszeichnung in den letzten Kriegen mit Frankreich gedient. 1554 - drei Jahre vor der Zeit dieser Erzählung - war er zum Feldzeugmeister auf Lebenszeit ernannt worden. In hoher Gunst bei dem König und ein Onkel des Thronerben, des Prinzen Edward, hätte er viel Einfluss und Ansehen besessen, wäre er nicht

von seinem älteren Bruder, dem Earl von Hertford, ausgestochen worden, der von Heinrich vor allen anderen begünstigt ward. Von ehrgeiziger Natur, kühn und gewissenlos, trachtete jedoch Seymour nach politischer Macht und war entschlossen, dieselbe auf jeden Fall und durch jegliches Mittel zu erlangen. Ein verwegener Verschwörer, fehlte es ihm an hinlänglicher Schlauheit und Kaltblütigkeit, seine geheimen Pläne zu behüten. Seine Leidenschaften waren ungezügelt, sein Hass unverhohlen. Er besaß manche Eigenschaften Catilinas, mit dem er später verglichen wurde. Hochmütig und barsch gegen die, welche unter ihm standen, war er bei vem alten Adel an Heinrichs Hof beliebter als der Earl von Hertford, welcher sich durch Herablassung bei dem Plebs einzuschmeicheln suchte. Ein solcher Mann war Sir Thomas Seymour, welcher damals in der Blüte des Mannesalters und im vollen Glanz seiner edlen äußeren Erscheinung stand.

Als sie ihn erblickte, stand die Königin auf und rief mit fast wahnwitziger Angst: »Ihr seid gekommen, Sir Thomas! Was für Nachrichten bringt Ihr mir? Hat des Königs Zorn sich gelegt? Gibt es irgendeine Hoffnung für mich?«

»Ach, Madame«, erwiderte Seymour, auf sie zueilend. »Es schmerzt mich in tiefster Seele, der Überbringer so böser Nachrichten an Eure Majestät zu sein. Die Wut des Königs ist so groß wie nur je. Er will von Sir John Gage, der jetzt bei ihm ist, kein Wort zu Eurer Verteidigung hören. Eure Feinde haben über Euch gesiegt. Der Haftbefehl gegen Euch ist erlassen - und wenn die Gefahr nicht abgewandt werden kann, wird Eure erhabene Person verhaftet und sofort zum Tower gebracht werden.«

»Dann bin ich ganz verloren«, rief Katharina. »O, Sey-

mour«, fuhr sie mit halb tadelndem Ton fort, »ich hoffte von Euch Hilfe, aber Ihr bietet mir keine.«

»Ich darf Euch kaum solche Hilfe bieten, wie sie allein in meiner Macht steht«, erwiderte Seymour in fast leidenschaftlicher Weise. »Allein die Umstände scheinen dieselbe zu rechtfertigen. Sagt, Ihr wünscht von mir, dass ich es verhindere, und dieser Haftbefehl soll nimmer ausgeführt werden.«

»Aber wie wollt Ihr das verhindern?«, fragte die Königin, ihn anblickend, als wollte sie seine geheimsten Gedanken erforschen.

»Fragt mich danach nicht, Madame«, antwortete Sir Thomas. »Sagt nur, Ihr wollt, dass ich für Euch sterbe, und es soll geschehen.«

Diese Worte wurden mit so entsetzlichem Nachdruck gesprochen, dass Katharina sich unmöglich über die ernste Bedeutung täuschen konnte.

»Das darf nicht sein, Seymour!«, rief sie aus, ihre Hand auf seinen Arm legend. »Ihr brütet über irgendeinem verzweifelten Plane. Ich untersage Euch die Ausführung desselben.«

»Es geschähe nur, um den Arm eines erbarmungslosen Tyrannen zu hemmen, der im Begriff steht, das Blut zu vergießen, welches ihm teurer sein sollte als sein eigenes. Lasst mich hingehen, ich beschwöre Euch, Madame!«

»Nein, ich verbiete es - ich verbiete es auf das Entschiedenste. Wenn der König unbeugsam bleibt, muss ich sterben. Gibt es kein Mittel, sein Herz zu bewegen?«

»Ihr kennt sein steinernes Herz so gut wie ich, Madame«, erwiderte Seymour. »Ihr wisst, dass es jedem Gefühl der Menschlichkeit verschlossen ist. Ich will indessen versu-

chen, ihn zu rühren, obwohl ich fürchte, dass der Erfolg ein ungünstiger ist.«

»Redet nicht für mich zu Eurer eigenen Gefahr, Seymour. Ihr könntet den Zorn des Königs auf Euer eigenes Haupt lenken.«

»Gleichviel«, antwortete Sir Thomas. »Ich unterziehe mich gern jeder Gefahr. Mein Leben fände ein würdiges Ende, wenn ich es, Eurer Majestät nützend, verlöre.«

»O, könnte ich nur noch einmal mit dem König reden! Ich würde nicht daran verzweifeln, sein Herz zu bewegen, wie hart dasselbe auch ist!«, sprach Katharina. »Allein er will mich nicht sehen.«

»Er hat die bestimmte Order gegeben, Euch nicht vorzulassen«, antwortete Seymour, »und die Leibwächter und Diener würden um ihr Leben nicht wagen, dem Befehl ungehorsam zu sein. Und doch müsst Ihr ihn sprechen und zwar sofort. Aber wie? Ha, ich hab's!«, rief er nach kurzem Besinnen, wie von einer glücklichen Idee erfasst. »Was würdet Ihr sagen, wenn ich den König zu Euch brächte?«

»Dass Ihr ein Wunder vollbracht hättet«, versetzte Katharina. »Aber ich bitte Euch, treibt keinen Scherz mit mir, Seymour.«

»Ich scherze nicht, gnädigste Frau«, antwortete Sir Thomas ernsthaft. »Ich hoffe stark auf einen guten Erfolg. Aber Ihr müsst die List unterstützen. Ich will sofort zu seiner Majestät eilen und ihm berichten, dass der furchtbare Schlag, den Ihr erlitten habt, für Euch zu viel gewesen und Euch dem Tod nahe gebracht hat, dass Ihr seine Verzeihung anfleht, aber, da Ihr nicht mehr zu ihm kommen könntet, ihn demütig anfleht, sich zu Euch zu begeben.«

»Er wird nicht kommen«, seufzte Katharina, von einer

schwachen Hoffnung belebt.

»Ich hoffe doch«, sagte Lady Herbert.

»Ich bin überzeugt davon«, fügte Seymour hinzu. »Wenn er erscheint, unterwerft Euch ganz seiner Gnade. Ich überlasse den Rest Eurer Klugheit. Wenn Ihr Briefe von Anna Askew oder Johanna Bocher oder irgendein verbotenes Buch bei Euch habt, so gebt mir dieselben.«

»Hier ist ein Brief von der armen Märtyrerin und ein von ihren Tränen benetztes Gebetbuch«, sagte die Königin und überreichte Seymour beide Gegenstände, die er in seine seidene Gürteltasche steckte. »Hebt sie mir bis zu einem glücklicheren Tag auf oder behaltet sie als Andenken an mich!«

»Sprecht nicht so, gnädige Frau, oder Ihr nehmt mir den Mut, dessen ich jetzt wahrlich bedarf«, antwortete Seymour, seine Knie beugend und die Hand, welche sie ihm hinhielt, ehrerbietig an seine Lippen drückend. »In einer glücklicheren Zeit, wenn all solche Stürme, wie dieser, vorüber sind, darf ich wohl wagen, Euch an den Dienst, den ich Euch zu leisten im Begriff stehe, zu erinnern.«

»Fürchtet nicht, dass ich ihn jemals vergesse«, erwiderte Katharina fast mit Zärtlichkeit. »Geht! Und segne der Himmel Eure Bemühungen.«

Mit einer tiefen Verbeugung und einem Blick treuester Ergebenheit entfernte sich Sir Thomas.

Obwohl Katharina sich in Betreff des Gelingens von Seymours schlauem Plan keineswegs so sanguinische Hoffnungen machte, wie jener und seine Schwester zu tun schienen, schickte sie sich nichtsdestoweniger an, die ihr zugeteilte Rolle zu spielen. Ihre übrigen Dienerinnen wurden rasch von Lady Herbert herbeigerufen und in Kenntnis

davon gesetzt, dass ihre königliche Herrin gefährlich erkrankt sei. Mit den trauervollsten Gebärden versammelten sich die weinenden Frauen um das Lager, auf welches Katharina sich hingestreckt hatte, und boten ihr alle möglichen Erfrischungen an. Aber sie wies ihre Hilfe zurück und wollte nicht gestatten, dass man zu ihrem Arzt sende, indem sie erklärte, sie wünsche zu sterben. So verging eine volle halbe Stunde - ein Menschenalter schien sie der Königin, welche auf der Folterbank der Erwartung lag.

Zuletzt und gerade als Katharina jede Hoffnung entweichen fühlte, ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen.

Und Lady Herbert flüsterte ihr ins Ohr: »Es ist der König! Mein Bruder hat es durchgesetzt.«

Viertes Kapitel

Wie die Absichten Wriothesleys und Gardiners durch der Königin Schlauheit vereitelt wurden

Gleich darauf wurde eine Flügelthür, die mit der Galerie in Verbindung stand, durch zwei Lakaien weit aufgerissen, und ein Herold mit einem Stab in der Hand und in goldglitzerndem Gewand trat ein, um das Herannahen des Königs zu melden. Einen Augenblick später erschien Heinrich langsam und mit großer Mühe sich fortbewegend, auf die Schultern des Sir Thomas Seymour und eines anderen, kräftig gebauten Mannes gestützt, der augenscheinlich so stark war, dass er den schwerfällig unbehilflichen Monarchen wohl allein hätte emporheben können, wenn derselbe

gefallen wäre.

Sir John Gage - denn er war die robuste Gestalt zur Rechten des Königs - hatte ein militärisches Aussehen und die straffe soldatische Haltung. Dass er gedient hatte, sah man außerdem an den Säbelnarben auf seiner Wange und Stirn. Seine Züge waren schön, aber von starrem, seltsam finsternen Ausdruck. Sein Bart war kohlschwarz und nach unten etwas zugespitzt. Er trug ein Wams von rotbrauner Seide, einen pelzverbrämten Mantel von derselben Farbe und ein gelbbraunes Beinkleid. Er war mit Stoßdegen und Dolch bewehrt, und unter dem linken Knie trug er den Hosenbandorden. Im Jahre 1540, bald nach Cromwells Sturz, zum Oberbefehlshaber der Besatzung und zum Kommandanten des Tower ernannt, wurde er später auch der Haushofmeister des Königs, zu dessen voller Zufriedenheit er diese wichtigen Ämter verwaltete. Sein raues, derb offenes Benehmen und die Furchtlosigkeit seiner Rede, welche in so ausfallendem Kontrast zu der servilen Unterwürfigkeit der übrigen Höflinge standen, gefielen Heinrich, der wohl eine von der seinen abweichende Meinung ertragen konnte, wenn er nur, wie im vorliegenden Fall, von der Ehrlichkeit dessen, welcher sie aussprach, fest überzeugt war.

Der König blieb einen Augenblick an der Türschwelle stehen, um seine Kraft etwas zu sammeln, und während dieser Pause suchte Lady Herbert angstvoll in seinen Zügen zu lesen. Aber nichts Günstiges stand auf diesem aufgedunsenen, leichenhaften Antlitz geschrieben. Er war in ein faltiges Gewand von hochrotem Samt gehüllt, das mit Gold gestickt, mit Grauwerk verbrämt und so lang und weit war, dass es seine feiste Person völlig verbarg. Wenn aber Lady Herbert in Heinrichs unerforschlichen Zügen nichts Beruhi-

gendes zu entdecken vermochte, so schöpfte sie doch Hoffnung aus einem bedeutungsvollen Blick ihres Bruders und flüsterte der Königin zu, indem sie sich anscheinend bemühte, dieselbe aufzurichten: »Fasst Mut, hohe Frau! Alles geht gut.«

Mit Hilfe der ihn unterstützenden Männer setzte sich Heinrich noch einmal in Bewegung und näherte sich langsam dem Ruhebett, auf welchem Katharina, von ihren Frauen umringt, allem Anschein nach in bewusstlosem Zustand lag. Hinter ihm kam Doktor Butts. Der König war nicht weit gegangen, als er schon vor Mattigkeit und Atemlosigkeit stehen blieb. Sobald er sich etwas erholte, befahl er Butts, nach der Königin zu sehen und ihre geräuschvoll klagenden Frauen fortzuschicken.

Als er sich Katharina näherte, begriff der Arzt sofort die List, welche dem König gegenüber angewandt worden war. Aber weit entfernt, dieselbe zu verraten, unterstützte er im Gegenteil nach besten Kräften die Täuschung. Indem er die Königin an eine Phiole riechen ließ, heftete er seine Augen verständnisvoll auf sie, als sie aus ihrer Betäubung erwachte, gleich als wollte er sie befragen, wie er handeln sollte.

»Es geht Eurer Majestät etwas besser«, sagte er.

»Ihr verschwendet Eure Kunst an mir, guter Doktor«, antwortete Katharina mit schwacher Stimme. »Mein Ende ist nahe. Nichts als die Verzeihung meines Königs vermag mich wieder zu beleben, und die werde ich nimmer erhalten. Ein freundliches Wort von ihm würde meinen Todeskampf lindern und mich mit meinem Geschick versöhnen. Da ich ihn aber nicht sehen darf, so sagt ihm, lieber Herr, dass ich ihn segnend gestorben bin, dass ich ihm wissent-

lich niemals ungehorsam war, und dass das Bewusstsein, ihn, wenn auch unabsichtlich, verletzt zu haben, mir das Herz gebrochen hat.«

»Madame, Eure Worte haben schon das Ohr des Königs erreicht«, erwiderte Butts, »und sind ohne Zweifel günstig aufgenommen worden.«

»Ja, Käthen«, sprach Heinrich, »ich komme her, um dich leben zu heißen.

»Eure Majestät hier!«, rief die Königin aus und erhob ein wenig das Haupt. »Dann werde ich in der Tat beruhigt sterben.«

»Sprich nicht vom Sterben«, entgegnete er. »Unser Arzt wird dir wieder aufhelfen.«

»Ein paar Worte von Euren Lippen, mein gnädigster Herr, werden mehr bewirken, als all meine Kunst vermag«, sagte Butts.

»Richtet mich auf, ich bitte Euch«, wandte sich Katharina an den Arzt und Lady Herbert, »dass ich mich dem König zu Füßen werfe und ihn um seine Verzeihung anstehe.«

»Nein, bei unserer himmlischen Dame, das ist nicht Not, Käthen«, rief der König mit einiger Freundlichkeit. »Setz mir einen Stuhl neben die Königin«, fügte er hinzu, »und geleitet mich dahin. Nun, Käthe«, fuhr er fort, als sein Geheiß erfüllt worden war. »Du siehst also deinen Irrtum ein und bereust ihn, - he?«

»Von ganzer Seele, mein gnädigster Herr und Gemahl«, gab sie zur Antwort. »Aber während ich meinen Fehler bekenne und demütig Eure Vergebung erstehe, muss ich notwendig sagen, dass ich aus Ungeschick, nicht mit Absicht geirrt habe. Nur zum Schein wagte ich Eurer Majestät zu widersprechen. Ich disputierte nur, um Euch zum Ge-

spräch zu verlocken, sowohl um selbst aus Euren lichtvollen und überzeugenden Belehrungen Nutzen zu ziehen, als auch um Euch für eine Weile den Schmerz Eurer Krankheit vergessen zu machen. Ich tat das auf Antrieb des Doktors Butts, der meine Angaben bestätigen wird.«

»Gewiss«, versetzte der Arzt. »Ich riet Ihrer Hoheit, mit Eurer Majestät zu disputieren, - ja, Euch zu widersprechen - in der Hoffnung, Eure Gedanken dadurch von Euch selbst abzulenken und Euch eine kurze Erholung zu gewähren.«

»Dann bist du der wahre Schuldige, Butts«, schrie der König. »Bei dem Kreuz des Erlösers! Wenn ich nicht deiner bedürfte, solltest du mir für deine Torheit büßen. In dieser Sache sei dir aufrichtig verziehen, Käthe, aber es sind noch andere Punkte da, welche der Aufklärung bedürfen. Bist du eine Sektiererin oder Sakramentiererin? Hast du Briefe und verbotene Bücher von Anna Askew empfangen?«

»Woher kommt diese Anklage, Sire?«, erwiderte Katharina.

»Von meinen Todfeinden, dem Lordkanzler und dem Bischof von Winchester. Lasst sie die Anschuldigung wider mich beweisen, und ich will mich ohne Murren jeder Strafe unterwerfen, die Eure Majestät über mich verhängen mag. Aber ich trotze ihrer Bosheit.«

»Genug!«, rief Heinrich aus. »Du hast all meine Zweifel entfernt, und wir sind wieder die besten Freunde. Gib dich zufrieden, Käthe, gib dich zufrieden! Du sollst an deinen Feinden zur Genüge gerächt werden. Ich schwöre es Dir - bei meinem Haupt!«

»Nein, ich bitte Eure Majestät, ihnen nicht zu zürnen«, sagte die Königin. »Ich bin so glücklich, mich wieder von Euch geliebt zu sehen, dass ich keinen Rachedanken zu

hegen vermag. Verzeiht ihnen, ich bitte Euch.«

»Sie verdienen nicht deinen Edelmut, Käthe«, versetzte Heinrich. »Dir aber ist dein Anteil an dieser Sache nicht verziehen, Butts«, fuhr er fort. »Sieh zu, dass du die Königin rasch wieder herstellst. Sieh zu, dass sie nicht durch diesen unglücklichen Vorfall leidet. Sieh wohl zu, sage ich!«

»Jetzt befürchte ich nichts mehr, mein gnädigster Fürst«, erwiderte Butts. »Eure Majestät hat sich als der beste Arzt von uns beiden bewiesen. Bei der Behandlung, welche Ihr eingeschlagen habt, stehe ich für die baldige Genesung der Königin ein.«

»Das ist gut«, sagte Heinrich. »Ha! Was für ein Geräusch ist das in der Galerie? Wer wagt, hierher zu kommen?«

»Eure Majestät vergisst ...«, bemerkte Sir John Gage.

»Richtig, richtig, ich hatte vergessen ... Es sind Wriothesley und Gardiner. Sie sollen sehen, wie ich sie bewillkommen werde. Lasst den Lordkanzler und den Bischof von Winchester nebst ihren Begleitern eintreten«, rief er.

Als dieser Befehl gegeben war, wurden die Flügeltüren wieder geöffnet, und die beiden vom König namhaft gemachten Personen traten, von einer Hellebardierwache gefolgt, ins Gemach. Wriothesley hielt den Haftbefehl in der Hand. Als sie den König erblickten, stutzten beide in großer Verwirrung und bemerkten sogleich, dass sich das Blatt gewendet hatte.

»Was nun?«, fragte spöttisch der König. »Weshalb zögert Ihr? Schnell erfüllt unseren Auftrag!«

»Wir möchten zuvor Euren Wunsch erfahren, ehe wir weiter handeln«, sagte Wriothesley.

»Meinen Wunsch!«, schrie Heinrich. »Falsche Verräter

und schlechte Ratgeber, die Ihr seid, mein Wunsch wäre, Euch beide in den Tower zu sperren, und ohne die Fürsprache Ihrer Majestät hätte ich Euch unter Eskorte derselben Wächter, die Ihr mitgebracht habt, dorthin gesandt. Eure Ränke sind aufgedeckt und vereitelt.«

»Will Eure Majestät uns ein gnädiges Gehöre bewilligen?«, fragte Gardiner.

»Nein, ich will Euch nicht anhören«, erwiderte heftig der König. »Her mit dem Haftbefehl, der durch Eure falschen Vorstellungen erschlichen wurde!«

»Ich leugne, dass er durch irgendein solches Mittel erlangt ward, mein gnädigster Herr«, versetzte Wriothsley. »Nichtsdestoweniger gehorche ich, wie es meine Pflicht ist, Euren Befehlen.«

Und er überreichte den Haftbefehl an Sir John Gage, der ihn in Fetzen zerriß.

»Fort mit Euch!«, schrie Heinrich, »oder ich stehe nicht dafür, wie weit mein Zorn mich treiben mag. Fort mit Euch! Und nehmt die Überzeugung mit, dass Eure Tücke vereitelt ist - und dass all solche Ränke dasselbe Geschick haben werden.«

Und da sie sahen, dass es nutzlos sei, ein Wort zu ihrer Verteidigung vorzubringen, zogen sich die aus dem Feld geschlagenen Feinde der Königin zurück.

»Bist du zufriedengestellt, Käthe?«, fragte Heinrich, sobald sie fort waren. Und als er eine dankende Antwort empfing, fügte er hinzu: »Scheu dich künftig nicht, über Glaubenslehren mit uns zu disputieren. Wir werden immer zu solchen Unterhaltungen bereit sein, und du hast das Wort unseres Arztes, wie dir bewusst ist, dass sie uns nützlich sind.«

»Gebe der Himmel, dass Eure Hoheit nicht durch die Anstrengung leide, welche Ihr gemacht habt, um zu mir zu kommen!«, sprach Katharina.

»Nein, bei meinem Leben, ich fühle mich dadurch umso wohler«, erwiderte Heinrich. »Aber ich muss dich jetzt verlassen, lieb Herz. Ich habe noch eine andere Sache anzuordnen - nichts Geringeres als die Einsperrung Seiner Durchlaucht des Herzogs von Norfolk und seines Sohnes, des Earls von Surrey, in den Tower.«

»Wieder Arbeit für mich auf Geheiß Eurer Majestät«, bemerkte Sir John Gage mürrisch. »Und doch wollte ich, mir bliebe dies erspart.«

»Wieso, Sir John?«, rief der König. »Was für ein Interesse nehmt Ihr an diesen Verrätern?«

»Ich habe erst zu erfahren, dass sie Verräter sind, mein königlicher Herr«, gab Gage kühn zur Antwort. »Wie der Herzog von Norfolk der Erste unter Euren Pairs ist, so hat er sich auch Eurer Majestät stets als der Erste an Eifer und Ergebenheit gezeigt. Mich dünkt, seine langen Dienste sollten bei Euch etwas ins Gewicht fallen.«

»Die Dienste Seiner Durchlaucht sind angemessen belohnt worden, Sir John«, unterbrach ihn Seymour. »Kennt Ihr nicht die schweren Anschuldigungen wider ihn?«

»Ich weiß wohl, dass Ihr und Euer Bruder, der Earl von Hertford, seine Feinde seid und Euch über seinen Sturz freuen würdet«, antwortete der Tower-Kommandant.

»Schweigt, alle beide!«, rief der König. »Die Anklage gegen den Herzog von Norfolk, welche zu unsrer Genüge bewiesen worden ist, lautet, dass er, im Widerspruch mit seinem Eid und seiner Lehnspflicht gegen uns, zu wiederholten Malen - merkt auf, Sir John! - zu wiederholten Malen

die Geheimnisse unseres Staatsrats - des Staatsrats, Sir John! - zu unserer großen Gefahr und zu unsäglichem Nachteil unseres Reichs verraten hat.«

»Seine Durchlaucht mag unvorsichtig gesprochen haben, wie es jedem von uns passieren könnte ...«

»Ihr nicht, Sir John«, unterbrach ihn trocken der König. »Ihr sprecht niemals unvorsichtig, dafür will ich einste-
hen.«

»Ich spreche niemals unwahr, mein königlicher Herr«, antwortete John Gage. »Und ich wage zu versichern, dass der Herzog von Norfolk, wenn er auch von Dingen geplaudert haben mag, über die er besser den Mund gehalten hätte, es doch nimmer an Treue und Loyalität gegen Eure Hoheit fehlen ließ.«

»Ihr kennt nur einen Teil von den fluchwürdigen Verbrechen des Herzogs von Norfolk, sonst würdet Ihr nicht so viel zu seiner Verteidigung reden, Sir John«, sagte Seymour. »Erfahrt also, dass zur Gefahr, zum Gerede und wider die Erbschaftsinteressen Seiner Majestät und seines edlen Sohnes, des Prinzen Edward, des offenkundigen Thronerben, ehrgeizige Durchlaucht von Norfolk unrechtmäßigerweise und ohne irgendeine Befugnis in dem obersten Feld seines Wappenschildes das Wappen von England getragen hat, welches von Rechts wegen das Wappen des Prinzen Edward ist.«

»Ist das eine neue Entdeckung, die Ihr gemacht habt?«, fragte Gage. »Mich dünkt, Ihr müsst das Wappenschild des Herzogs immer gesehen haben, solange Ihr selbst ein Wap-
pen führt.«

»Die Sache selbst ist nicht neu«, gab der König finster zur Antwort. »Aber sie erscheint uns jetzt in einem anderen

Licht. Wir erblicken Gefahr in dieser frechen Anmaßung. Wir sehen darin vermeintliche Ansprüche, die später geltend gemacht werden sollen - Störung des Reichsfriedens - Bestreitung des Erbfolgerechts unseres Sohnes. Wir erkennen dies deutlich und wollen es vereiteln.«

»In aller Unterwürfigkeit kann ich mir nicht denken, dass der Herzog irgend solch einen frevelhaften Gedanken hegt«, bemerkte der Tower-Kommandant. »Aber was ist es denn mit dem Earl von Surrey? Worin hat dieser unvergleichliche Edelmann gefehlt?«

»Unvergleichlich mögt Ihr ihn wohl nennen«, rief Heinrich aus. »Denn nach seiner eigenen Meinung hat er nie seines Gleichen gehabt. Weshalb konnte sich sein Ehrgeiz nicht damit begnügen, an Phöbus Hof zu glänzen? Weshalb wollte er auch an dem unseren eine so hohe Staffel erklimmen? Sein Verrat ist derselbe wie der seines Vaters. Er führt in seinem Schild das Wappen Edwards und drückt dadurch Ansprüche auf die Krone aus.«

»Was weiter?«, fragte der Kommandant des Tower.

»Was weiter!«, wiederholte Heinrich. »Ist das nicht genug? Aber da Ihr nach Weiterem fragt, soll Sir Thomas Seymour Euch antworten. Sag ihm, was du weißt, Sir Thomas.«

»Es würde zu langwierig sein, alles aufzuzählen, mein gnädigster Herr. Was sein Wappen betrifft, so führt Surrey, anstatt einer Herzogskrone eine purpurne Mütze, mit Hermelin getüpfelt, und einen geschlossenen Kronenreif, und unter dem Wappen den Namenszug des Königs.«

»Hörst du?«, rief Heinrich finster aus.

»Lasst mich Sir Jahn Gage einige Fragen vorlegen«, fuhr Seymour fort. »Wenn ein Mann auf jegliche Art danach

trachtet, das Reich und den König zu lenken, wie nennt Ihr das? Wenn ferner derselbe Mann erklärt, dass, wenn der König sterbe, niemand der Leiter des Prinzen sein soll, als sein Vaterland und er selbst - wie nennt Ihr das? Und ferner, wenn jener Mann sagt: ›Wenn der König tot wäre, so würde ich mit dem Prinzen bald fertig werden!‹ -Wie nennt Ihr das?

»Verrat - Hochverrat«, antwortete Gage.

»Nun, all diese und noch mehr derartige hochverräterische Äußerungen hat Surrey getan«, versetzte Seymour. »Er hat versucht, eine Verbindung zwischen mir und seiner Schwester, der Herzogin von Richmond, zustande zu bringen, um größeren Einfluss auf Seine königliche Hoheit zu gewinnen.«

»Ist das in der Tat wahr, Sir Thomas?«, fragte hastig Katharina.

»Gewiss, Madame«, erwiderte er. »Da er jedoch seinen Plan vereitelt sah, wurde der Earl fortan mein Todfeind, schmähte mich und meinen Bruder Hertford, und gelobte, dass, wenn der Himmel den König abriefe, er sich an uns und all dem Emporkömmlingsadel, wie er uns frech benennt, rächen würde. Er hasst uns - hasst uns bitterlich wegen unserer Liebe zum König und wegen der Gunst, die Seine Hoheit uns erweist. Er sagt, Seine Majestät habe schlechte Ratgeber gehabt.«

»Was sagt Ihr nun, Sir John?«, schrie Heinrich. »Seht Ihr nun ein, dass der Herzog von Norfolk und sein Sohn ein paar Verräter sind?«

»Hm, - nicht ganz«, antwortete der Kommandant.

»Ihr seid schwer zu überzeugen, Sir John«, bemerkte Seymour. »Denkt jedoch nicht, weil ich von mir und meinem

Bruder Hertford gesprochen habe, dass ich irgendeinen persönlichen Groll wider Surrey hege oder ihn gar fürchte. Allein er ist ein Verräter und Heuchler. Einer seiner Diener war mit Kardinal Pole in Italien, und er hat ihn bei seiner Rückkehr wieder angenommen. Ja, noch mehr, er hat italienische Spione in seinem Sold und steht in geheimer Korrespondenz mit Rom.«

»Seid Ihr noch ungläubig?«, fragte Heinrich.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, antwortete der Kommandant verlegenen Tones. »Aber es erregt mir ein Gefühl der Angst, beide verurteilt zu sehen.«

»Begleitet uns in den Staatsrat und Ihr sollt noch mehr hören«, sagte der König. »Ihr scheint an unserer Gerechtigkeit zu zweifeln, aber Ihr sollt Euch überzeugen, dass wir niemals ohne guten Grund strafen, noch je die hohe Stellung des Frevlers ihn vor gerechter Strafe beschirmen lassen. Lebe wohl, mein liebes Herz, auf ein Weilchen. Und mach, dass du schnell wieder wohl wirst, so du uns liebst! Leih mir Euren Arm, Butts, und den Euren, lieber John.«

Darauf wurde er mit einiger Mühe von seinem Sitz emporgehoben, und schwankte, gestützt auf die beiden, langsam aus dem Zimmer hinaus. Als er der Tür zuschritt, näherte sich Seymour ein wenig der Königin.

»Ihr habt mir das Leben gerettet, Sir Thomas«, flüsterte Katharina mit einem Blick inniger Dankbarkeit. »Wie kann ich die Schuld gegen Euch abtragen?«

»Mein Verdienst dabei ist ein geringes, Madame«, antwortete er mit leisem, aber leidenschaftlichem Ton. »Ich habe Euch gerettet, weil Euer Leben mir teurer als das eigene ist. Ich mag eine Belohnung verlangen - aber nicht jetzt!«

Und mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich, der

Königin ein verstohlenes Abschiedsgruß zublinke, als er durch die Tür schritt.

Fünftes Kapitel

Die Zusammenkunft zwischen dem Earl von Surrey und Sir Thomas Seymour im Schützenturm

Eine bittere Rivalität hatte seit langer Zeit zwischen dem erst kürzlich geadelten Seymour und dem alten erlauchtem Geschlecht Howard bestanden. Ebenso ausgezeichnet durch hohen Rang, wie als kriegerischer Befehlshaber berühmt, blickte der hochgeborene Herzog von Norfolk mit Verachtung auf den neuen Adel herab, den er für unwürdig hielt, mit ihm auf eine Stufe gestellt zu werden. Diese Gefühle teilte sein ritterlicher und hochgebildeter Sohn, der Earl von Surrey, der Dichter »unsterblicher Gesänge«, welcher, stolz wie sein Vater, von einer noch feurigeren Gemütsart war. Aber der Herzog sah bald, dass der ältere Seymour kein zu verachtender Gegner war. Der Einfluss des Earls von Hertford beim König wuchs, während derjenige Norfolks abnahm. Als Katharina Howard auf dem Henkerblock starb, fiel der Herzog, ihr Onkel, welcher die unglückselige Ehe zustande gebracht hatte, in Ungnade bei dem rachsüchtigen Monarchen und gewann nie wieder die Stelle, welche er einst in Heinrichs Achtung besessen hatte.

Es gab noch einen anderen Grund zur Feindseligkeit zwischen den rivalisierenden Häusern. Die Howards blieben ihrer Anhänglichkeit an die römische Kirche treu, und der

Herzog von Norfolk, den man als das Haupt der Katholiken ansah, und der die Reformation hasste, machte sich verrufen durch feine Härte gegen die Sakramentierer. Hertford dagegen erklärte sich, so viel er nur wagen durfte, für die neuen Lehren und unterstützte die protestantische Partei. In religiösen Fragen gab der König keiner von beiden Richtungen den Vorzug, sondern war, die eine wider die andere hebend, gleich streng gegen beide.

Dieser Zustand der Dinge währte geraume Zeit, ohne dass ein entscheidender Schlag wider den mächtigen Herzog geführt ward. Als aber Heinrichs zunehmende Schwäche deutlich erkennen ließ, dass sein Ende nicht mehr fern sei, wurde der rasche und völlige Sturz des Hauses Howard von Hertford beschlossen. Als der ältere Onkel des jungen Prinzen Edward, der damals in seinem zehnten Lebensjahr stand, sann Hertford im Geheimen darauf Lordprotektor zu werden, und somit die höchste Reichsgewalt in die Hände zu bekommen. Er konnte sich darauf verlassen, dass ihn die meisten Mitglieder des Staatsrats unterstützen würden, aber er wußte eben so gut, welche energische Apposition ihm vonseiten des Herzogs von Norfolk bevorstünde. Ja, noch mehr, sowohl der Herzog als auch sein Sohn hatten Hertford und dessen Genossen unvorsichtiger Weise mit der Erklärung gedroht, dass die Zeit der Rache nahe sei, und dass sie bald für ihre Frechheit büßen sollten.

Heinrich, dessen Herz arglistig den Howards entfremdet worden war, lieh den Anklagen, welche auf Hertfords Anstiften gegen Norfolk und Surrey vorgebracht wurden, ein williges Ohr. Ohne des Herzogs lang geprüfte Treue und Pflichteifrigkeit oder die vielen wichtigen Dienste, die er

ihm geleistet hatte, in Betracht zu ziehen, unterzeichnete er die Anklageakte gegen Vater und Sohn, worauf beide plötzlich verhaftet und jeder von ihnen in ein besonderes Gefängnis im Tower gebracht wurden.

In Guildhall vor dem Lordkanzler Wriothesley, dem Lordmayor und anderen Beamten vor Gericht gestellt, verteidigte sich der Earl von Surrey mit Leidenschaft und Beredsamkeit. Er leugnete die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen und erbot sich, seinem Hauptankläger, dem Sir Richard Southwell, im Reinigungskampf Rede zu stehen. Aber seine Verteidigung half ihm nichts. Wie vorausszusehen, wurde er des Hochverrats schuldig befunden, zum Tode verurteilt und in den Tower zurückgeführt, um den Tag seiner Hinrichtung zu erwarten.

Aber obwohl der ritterliche Surrey auf solche Art verurteilt ward, hielt es doch schwerer, gegen seinen Vater überführende Beweismittel herbeizuschaffen. In einer Zelle im Beauchampturm eingekerkert, mit großer Strenge behandelt, häufigen Privatverhören unterworfen, in gänzlicher Unkenntnis über die Namen seiner Ankläger und selbst über die gegen ihn vorgebrachten Anklagen erhalten, jedes mündlichen oder schriftlichen Verkehrs mit seinem Sohn beraubt, unterlag der Herzog am Ende, und es wurde ihm, unter dem Versprechen der Verzeihung, ein Schuldgeständnis erpresst. Aber dies von Hertford feierlich gegebene Versprechen sollte nicht gehalten werden. Im Gegenteil, das Geständnis wurde zum Mittel von Norfolks Verderben. Vielleicht von einem Gefühl des Mitleids für seinen ehemaligen Günstling erfasst, und mehr noch durch die demütige Unterwerfung des Herzogs gerührt, zögerte Heinrich, sein Todesurteil zu unterschreiben. Aber mit der Habgier, wel-

che ihn bis zuletzt kennzeichnete, konnte er nicht unterlassen, die Besitzungen des Herzogs in Beschlag zu nehmen und seine Schätze zu konfiszieren. Norfolk beschloss jedoch, seine Feinde um die Beute, nach der sie verlangt hatten, zu öffnen. Wohl merkend, dass Hertford und seine Genossen darauf rechneten, sein reiches Habe unter sich zu teilen, bat er den König, seine Güter dem Prinzen Edward zu übertragen. Dies Begehren erschien Heinrich als so vernünftig, dass es sofort bewilligt wurde. Aber das Leben des Herzogs war noch immer in Gefahr, abhängig von dem Willen eines launischen Tyrannen, der ihn jeden Augenblick den Feinden, die nach seinem Blut lechzten, überliefern konnte.

Ihn in diesem Zustand schrecklicher Ungewissheit verlassend, müssen wir zum Earl von Surrey, dessen Schicksal besiegelt war, zurückkehren und ihn in der Nacht vor seiner Hinrichtung in seiner Zelle im Schützenturm besuchen.

In einem engen, achteckigen Steingewölbe mit dicken Mauern und stark vergitterten Fenstern saß der unglückliche junge Edelmann. Eine eiserne Hängelampe erhellte düster die Zelle. Ein Buch lag auf dem unangestrichenen Tisch von Eichenholz, an welchem der Earl saß. Aber obwohl seine Augen auf den Blättern zu ruhen schienen, waren doch seine Gedanken weit entfernt. Petrarca vermochte zum ersten Mal nicht, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Der junge Earl war gerüstet, sein Geschick männlich zu ertragen. Aber bei so glänzenden Aussichten, bei einer so leidenschaftlichen Lust am Leben und all seinen Freuden, wie er sie besaß, bei so vielem, das noch zu vollenden war, und so vielem, das ihn an die Welt fesselte, war es hart, in der Blüte seines jungen Mannesalters zu sterben.

Surrey zählte damals nur siebenundzwanzig Jahre, und obwohl er bei längerem Leben sicher einen höheren Ruhm erlangt haben würde, war er doch unter all seinen Zeitgenossen seiner Ritterlichkeit, Artigkeit, schnellen Auffassung, Gelehrsamkeit und Geistesgegenwart halber berühmt. Nachdem er sich in den Kriegen mit Frankreich im Jahr 1544 sehr ausgezeichnet hatte, wurde er bei der Expedition nach Boulogne zum Generallieutenant befördert. Ein tapferer Degen von der Schule Bayards war er kein unwürdiger Schüler Petrarcas. Die Anmut seines Äußeren entsprach der Anmut seines Geistes. Eine stattlichere Figur, ein edleres und intelligenteres Gesicht als Surreys ließ sich kaum finden. Bei der Verhandlung seines Prozesses in Guildhall war er in einem schwarzen, mit Silberborten besetzten Tuchwams, einer schwarzseidenen Hose und einem schwarzsamtenen, mit roter Seide gefütterten und mit Zobel verbrämten Mantel erschienen. Er trug jetzt dieselben Gewänder - mit Ausnahme des Mantels, den er auf einen Stuhl geworfen hatte - und gedachte in ihnen zu sterben.

Petrarca schließend, öffnete Surrey einen Band von Virgil, der auf dem Tisch lag. Mit Schreibmaterialien versehen, begann er entschlossen eine Stelle aus der Aeneis zu übersetzen. Er war mit dieser Arbeit beschäftigt, als das Zurückschieben eines Riegels an der Außenseite der Tür ihn aufstörte. Der Schlüssel drehte sich knarrend im Schloss, und gleich darauf trat ein Schließer mit einem Licht in der Hand in die Zelle.

»Bringt Ihr den geistlichen Vater, den ich begehrt habe, um meine Beichte zu vernehmen, Master Tombs?«, fragte der Earl.

»Der Priester ist noch nicht angelangt, Mylord«, erwiderte

Tombs. »Der Kommandant des Tower ist draußen und noch ein anderer mit ihm.«

»Welcher andere?«, rief Surrey aufspringend. »Ist es der Herzog, mein Vater? Sprecht, Mann! - Schnell!«

»Nein, Mylord. Ich weiß nicht, wer es sein mag«, antwortete Tombs, »aber sicherlich ist es nicht seine Durchlaucht von Norfolk, denn ihn habe ich vor kaum einer Stunde im Beauchampturm verlassen. Vielleicht ist es einer vom Gericht.«

Als diese Worte gesprochen waren, schritt Sir John Gage über die Schwelle und musste dabei sein hohes Haupt bücken. Ihm folgte eine zweite schlanke Gestalt, die in einem langen schwarzen Mantel so dicht verhüllt war, dass sich die Gesichtszüge nicht erkennen ließen. Surrey jedoch beachtete nicht weiter diese Gestalt, sondern auf den Kommandanten zuschreitend und ihm warm die Hand drückend, rief er aus: »Das ist schön und freundlich von Euch, Sir John. Ihr kommt, mir Lebewohl zu sagen.«

»Wollte der Himmel, ich überbrächte Euch die Gnade des Königs, Mylord«, erwiderte Gage mit tief aufgeregter Stimme. »Aber dem ist nicht so. Ich komme in der Tat, um Euch ein letztes Lebewohl zu sagen.«

»Dann werdet Ihr als mein Freund, würdiger Sir John - und als einen solchen habt Ihr Euch stets und jetzt mehr als jemals gezeigt - froh sein, zu sehen, dass ich gleichgültig gegen mein Loos bin - nein, nicht ganz gleichgültig, aber doch resigniert. Ich besitze philosophischen Trostes genug, um diese Prüfungsstunde gefasst zu ertragen, und ich murre nicht, dass ich sterben soll.«

»Ihr setzt mich in Erstaunen!«, rief der Kommandant. »Ich hätte Euch eine solche Festigkeit der Seele kaum zuge-

traut.«

»Ich auch nicht«, sprach die verhüllte Gestalt.

»Wer sprach da?«, fragte Surrey. »Mich dünkt, ich kenne diese Stimme. Mir ist, als stünde ein Feind vor mir.«

»Euer Instinkt hat Euch nicht getäuscht, Mylord«, bemerkte Sir John Gage mit flüsterndem Ton.

Die verhüllte Gestalt winkte Tombs, sich zu entfernen. Sobald der Schließer die Zelle verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatte, fiel der schwarze Mantel zur Erde.

»Ihr da, Sir Thomas Seymour«, rief der Earl finsternen Tones. »Ist es nicht genug, dass Eure und Eures Bruders, des Earls von Hertford, Kniffe und Pfiffe mein Verderben herbeigeführt haben? Müsst Ihr auch noch kommen, Euch an Eurem Triumph zu weiden? Es ist gut für Euch, dass Eure Bosheit ihr Ziel nicht verfehlt hat. Wäre ich am Leben geblieben, so hättet Ihr und Euer Bruder, beide, die schlechten Ratschläge bereuen sollen, die Ihr dem König gegeben habt!«

»Lasst nicht Euren Zorn wider ihn erregt werden, Mylord«, versetzte der Kommandant, »sondern scheidet, wenn es Euch möglich ist, in Frieden mit allen.«

»Gern täte ich das, Sir John«, rief Surrey aus. »Aber lasst ihn mich nicht länger stören.«

»Ihr verkennt durchaus den Grund meines Kommens, Mylord«, entgegnete Seymour hochmütig. »Es liegt nicht in meiner Natur, über einen gefallenen Feind zu triumphieren. Alle Feindschaft, die ich je wider Euch gehegt habe, ist zu Ende. Aber ich habe Euch etwas zu sagen, das zu hören Euch von Interesse sein dürfte. Bitte, lasst uns einen Augenblick allein, Sir John.«

»Mich interessiert jetzt nichts«, antwortete Surrey. »Geht

indes, mein treuer Freund. Aber lasst mich Euch noch ein Mal wiedersehen.«

»Gewiss«, sagte der Kommandant. Er verschloss die Tür, als er die Zelle verließ.

»Mylord«, begann Seymour, »ich war Euer Feind, aber, wie ich soeben bemerkt habe, die Zeit meiner Feindseligkeit ist vorüber. Ja, wenn Ihr mich gewähren lasst, werde ich mich als Euren Freund erweisen.«

»Ich wünsche in Frieden mit allen zu sterben«, erwiderte Surrey ernst, »und ich vergebe Euch aufrichtig alles Böse, was Ihr mir zugefügt habt. Aber Freundschaft zwischen uns - nimmermehr! Das Wort stimmt schlecht zu den Namen Howard und Seymour.«

»Und doch wäre es vielleicht besser für beide, wenn dem anders würde«, fuhr Sir Thomas fort. »Hört mich an, Mylord. Werdet Ihr mich nicht Euren Freund nennen, wenn ich Euch von dem Geschick rette, das Euch morgen erwartet?«

»Ich würde das Leben aus Euren oder irgendeines Seymours Händen nicht annehmen«, entgegnete Surrey stolz. »Ich würde nicht einmal vom König selbst Gnade verlangen - viel weniger aber die Vermittlung eines seiner Höflinge in Anspruch nehmen. Seid überzeugt, ich werde mich nicht so erniedrigen.«

»Der Herzog, Euer Vater, ist nicht so halsstarrig gewesen«, versetzte Seymour. »Er hat den König demütig um Gnade angefleht, und hat, um das Mitleid Seiner Majestät zu erregen, seine Güter dem Prinzen Edward überwiesen.«

»Wodurch Euch und Eurem unersättlichen Bruder die erhoffte Beute weggeschnappt worden ist! O, hätte er sich nur nicht durch unwürdige Unterwerfung erniedrigt!«

»Nein, Mylord, seine Unterwerfung war klug, denn obwohl er dadurch nicht - wie Seine Durchlaucht ohne Zweifel gehofft - eine Begnadigung erlangte, hat er doch Zeit gewonnen. Und Zeit ist gerade jetzt gleichbedeutend mit Rettung. Die Tage des Königs sind gezählt. In einer Woche, erklärt Doktor Butts, kann es mit ihm aus sein. Höchstens noch zehn Tage vermag er zu leben.«

»Ihr vergesst das Statut, welches bei Todesstrafe verbietet, den Tod des Königs vorauszusagen«, erwiderte Surrey. »Aber gleichviel! Ich werde Euch nach aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verraten. Seine Majestät wird mich jedenfalls überleben«, fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu.

»Wenn Ihr auf mich hören wollt, Mylord, sollt Ihr ihn um manches Jahr überleben. Ich kann Euch keine Begnadigung zusagen, aber ich kann etwas tun, was Euch ebenso gewiss retten wird. Ich kann Eure Hinrichtung verzögern. Ich kann sie von Tag zu Tag aufschieben, bis das angedeutete Ereignis eintritt - und Ihr werdet so dem Henkerblock entrinnen.«

»Aber weshalb versucht Ihr mich zu retten?«, fragte Surrey. »Bis zu diesem Augenblick habe ich gemeint, dass mein Tod Euer Ziel sei. Weshalb wollt Ihr in der zwölften Stunde die Vollendung Eures Werkes verhindern?«

»Hört mich an, Mylord, und Ihr sollt es erfahren. Jede Verstellung würde jetzt unnütz sein, und ich will offen mit Euch reden. Mein Bruder Hertford sann auf Eures Vaters und Euer eigenes Verderben, weil er in Euch einen gefährlichen Gegner seiner künftigen Größe sah. Er will der Vormund des Prinzen Edward, ja der Protektor des Reiches - mit einem Wort. König, bis auf den Namen - werden.«

»Ich weiß, wie hoch sich sein Ehrgeiz steigert«, rief Surrey aus. »Der Himmel schirme den Prinzen Edward und behüte ihn vor seinen Behütern! Indem er mich und meinen Vater verliert, wird er diejenigen verlieren, welche ihm den besten Rat erteilt und ihm am treuesten gedient hätten. Aber fahrt fort, Sir Thomas. Ihr habt deutlich genug von Lord Hertfords Plänen gesprochen. Was sind Eure eigenen? Welchen Posten gedenkt Ihr einzunehmen?«

»Ich besitze ebenso viel Ehrgeiz wie mein Bruder«, antwortete Seymour, »und wie er, bin ich der Onkel des künftigen Thronerben. Ihr werdet leicht meine Absicht erkennen, Mylord, wenn ich Euch sage, dass mein Bruder mich hasst, mich fürchtet und mich niederhalten möchte. Er will alles - ich soll gar nichts sein.«

»Ha! Steht es so?«, rief Surrey aus.

»Ich sage, er fürchtet mich - und mit Grund«, fuhr Seymour fort. »Lasst ihn acht geben, dass ich ihn nicht des hohen Amtes beraube, nach welchem er trachtet. Ich bin der Lieblingsonkel des Prinzen Edward - er hat eine größere Liebe zu mir als zu Hertford und würde sich über den Tausch seiner Vormünder herzlich freuen.«

»Abermals bitte ich den Himmel, den jungen Prinzen vor seinen Hütern zu behüten«, murmelte Surrey.

»Hertford hat die Majorität im Staatsrat für sich. Cranmer, St. John, Russel, Lisle, Junstal, Sir Anthony Brown, Sir Anthony Denny - alle, außer Wriothsley und meinem Bruder Sir William Herbert. Diese sind für mich. Könnte ich nur auf Seine Durchlaucht von Norfolk und Euch rechnen, so dürfte ich das Gelingen meines Planes als gewiss betrachten.«

»Ihr habt meinem Vater keine derartigen Eröffnungen ge-

macht, Sir?«, fragte Surrey hastig.

»Bis jetzt noch nicht«, antworte Seymour. »Ich hege indes an der Einwilligung Seiner Durchlaucht keinen Zweifel.«

»Ihr kennt meinen Vater nicht, sonst würdet Ihr nicht wagen, so zuversichtlich zu reden«, erwiderte Surrey. »Er würde Euren Vorschlag ebenso verächtlich zurückweisen, wie ich ihn zurückweise. Er würde sein Leben nicht um einen so schmachvollen Preis verkaufen.«

»Ich sehe nichts Erniedrigendes in der Bedingung«, sprach Seymour. »Ich biete Euch das Leben, alle Ehren und Würden, die Ihr verwirkt, alle Besitztümer, die Ihr verloren habt, und begehre dafür nichts, als Eure kräftige Unterstützung. Wenig genug, wie mich dünkt! Habt Ihr keine Liebe zum Leben mehr, Lord Surrey? Haben Eure Pulse aufgehört, mit früherer Kraft zu schlagen? Ist Euer Ohr taub gegen den Trompetenschall des Ruhmes? Sind Eure eigenen glorreichen Taten in Eurem Gedächtnis erloschen? Habt Ihr den Tag vergessen, wo Ihr beim Turnier des Großherzogs von Toskana zu Florenz die Schönheit Eurer Dame, der schönen Geraldine, wider alle Kämpfer siegreich behauptetet? Habt Ihr den berausenden Trank ritterlicher Ehre und kriegerischen Ruhmes zur Fülle genossen? Ihr seid Witwer und dürftet, ohne anmaßend zu erscheinen, um die Hand der Prinzess Mary werben. Ha! Fühlt Ihr Euch getroffen, Mylord? Aber ich will fortfahren. Haben höfische Lustbarkeiten den Reiz für ihn verloren, der vordem ihre Hauptzierde war? Locken Euch die Musen nicht mehr? Ich möchte das Gegenteil glauben, wenn ich sehe, womit Ihr Euch noch soeben beschäftigt habt.« »O nein, nein!«, rief Surrey aus. »Das Leben hat in meinen Augen nichts von seinen Reizen verloren. Ruhm und Herrlichkeit sind mir

noch so teuer wie jemals.«

»Dann lebt! Lebt! Und gewinnt noch mehr Ruhm und Herrlichkeit!«, sprach Seymour in fast triumphierender Stimmung, da er die Bedenklichkeiten des Earls besiegt zu haben glaubte.«

»So sehr ich das Leben auch liebe«, versetzte Surrey, »liebe ich meinen ehrlichen Ruf doch mehr und werde ihn nimmer durch eine unwürdige Handlung beflecken. Ich verwerfe Euer Anerbieten, Sir Thomas.«

»Dann komme Euer Blut auf Euer eigenes Haupt«, antwortete Seymour finster. »Eure Handlungsweise ist fantastisch und töricht. Aber von einem Poeten ließ sich ja nur Tollheit erwarten«, fügte er höhnisch hinzu.

»Ihr spottet eines wehrlosen Mannes, Sir Thomas!«, rief Surrey mit blitzenden Augen. »Das ist eine feige Tat. Wäre ich frei gewesen, so hättet Ihr nicht um Euer Leben so etwas zu sagen gewagt! Ihr seid in dieser letzten Stunde wie ein böser Geist hergekommen, mich zu Unrecht und Schande zu verleiten - aber es ist Euch misslungen. Habt jetzt wohl Acht auf meine Worte, denn ich fühle, dass sie prophetisch sind. Ihr und Euer Bruder habt mich aufs Schafott gebracht - aber mein Blut wird um Rache gen Himmel schreien. Eure ehrgeizigen Pläne sollen zunichte werden. Ihr sollt nur Macht erlangen, um sie wieder zu verlieren. Die Saat der Zwietracht und des Unheils ist schon zwischen Euch gesät und wird schnell wachsen und reifen. Ihr sollt wider einander kämpfen und einer den anderen verderben. Seine Hand soll Euer Todesurteil unterschreiben, allein Euer Sterbefluch soll sein Haupt treffen, und der Brudermörder soll auf demselben Schafott wie Ihr verenden. Gedenkt meiner Worte, Sir Thomas, wenn Ihr, wie ich, ein

Gefangener im Tower seid.«

»Bah! Ihr erschreckt mich nicht«, erwiderte Seymour, kaum imstande, sein Missbehagen zu unterdrücken. »Es ist schade, dass Ihr die Krönung meines Neffen nicht mehr erlebt. Ihr hättet eine Ode darauf dichten können.«

»Ich will statt dessen Eure Grabinschrift verfassen, Sir«, gab Surrey zurück, »und sie dem Henker übergeben.«

In diesem Augenblick wurde die Tür der Zelle geöffnet, und Sir John Gage trat ein.

»Der geistliche Vater ist draußen, Mylord«, sagte er, Surrey anredend. »Aber Ihr seht unwirsch ans. Ich hoffe doch, Ihr seid nicht gereizt worden?«

»Fragt Sir Thomas«, antwortete der Earl. »Er wird Euch so viel oder so wenig sagen, wie er für gut hält. Was mich betrifft, so habe ich mich mit allem, was weltlich ist, abgefunden, und habe nur noch Zeit, an meine Sünden zu denken und Vergebung derselben zu suchen.«

Nach einer kurzen Pause fügte er mit tief erregter Stimme hinzu: »Mit einem Auftrag will ich Euch bemühen, wackerer Sir John, und ich weiß, Ihr werdet denselben erfüllen. Seit meiner Einkerkierung im Tower habe ich meinen kleinen Sohn nicht mehr gesehen, und werde ihn niemals wiedersehen. Küsst ihn an meiner statt, und bringst ihm meinen letzten Segen. Sagt ihm, das ich mutig und mit unbefleckter Ehre starb. Armes verwaistes Kind! Früh der Zärtlichkeit einer Mutter beraubt, wirst du jetzt auch der Liebe eines Vaters durch einen noch grausameren Schlag des Schicksals beraubt! Aber ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, dass du die Ehren und Würden, die ich verloren habe, wiedererlangen wirst. Lebt wohl für immer, braver Sir John«, fuhr er ihn umarmend fort. »Ich habe nichts Euch zu geben als die-

se armen Bücher. Wenn Ihr sie annehmen wollt, bitte ich Euch, sie zum Andenken an Euren Freund Henry Howard zu bewahren.«

»Ich werde das Geschenk hoch in Ehren halten, Mylord«, antwortete Sir John tief ergriffen und fast in Gefahr, seine Fassung zu verlieren. »Lebt wohl!«

Inzwischen hatte Seymour seinen Mantel wieder übergeworfen. Kein Wort mehr wurde zwischen ihm und Surrey ausgetauscht, aber sie warfen einander finstere Blicke zu, als Sir Thomas die Zelle verließ.

Bald danach führte Tombs den Priester herein, der länger als eine Stunde bei dem Earl blieb.

Folgenden Tages wurde der ritterliche Surrey auf Towerhill enthauptet. Er bewahrte bis zum letzten Augenblick seine Entschlossenheit. Den Scharfrichter mit einem Lächeln begrüßend, legte er sein schönes Haupt unter dem Weinen und Wehklagen der Zuschauer auf den Block.

Sechstes Kapitel

Wie der König, als er sein Ende herannahen fühlte, von den Prinzessinnen Mary und Elisabeth und von dem Prinzen Edward einen letzten Abschied nahm und von dem Rat, den er ihnen erteilte

Surrey war tot, aber seine Verderber weilten noch auf Erden. Zu dieser Zeit hatte jedoch die Krankheit des Königs solche Fortschritte gemacht, dass Doktor Butts den Earl von Hertford und einige andere Mitglieder des Staatsrats im

Vertrauen benachrichtigte, Seine Majestät habe noch höchstens eine Woche zu leben, wahrscheinlich aber werde die Auflösung schon zu einer früheren Zeit eintreten. Heinrich konnte sich über seinen bedenklichen Zustand nicht täuschen, obwohl er nicht darüber sprach, und keiner - nicht einmal sein Arzt oder sein Beichtvater, der Bischof von Rochester, wagten, ihm von seinem herannahenden Ende zu unterrichten. Er hörte täglich Messe in seinem Zimmer und ließ andere heilige Bräuche an sich vollziehen, die zu dem Glauben verleiteten, als wolle er sich im letzten Augenblick mit dem römischen Stuhl versöhnen. Diese Ansicht gewann um so größere Wahrscheinlichkeit, als Gardiner und Wriothsley herbeigerufen und wieder zu Gnaden aufgenommen wurden. So ging es von einem Tag zum anderen, bis Sir John Gage, da er sah, dass alle vor der gefahrvollen Aufgabe zurückschreckten, den sterbenden König mit seinem wahren Zustand bekanntzumachen, ihn kühn fragte, ob er kein Verlangen trage, den Prinzen Edward und die Prinzessinnen Mary und Elisabeth zu sehen.

»Um von ihnen Abschied zu nehmen! Ist es das, was Ihr meint - he?«, brüllte Heinrich, der soeben einen heftigen Schmerzanfall überstanden hatte. »Sprecht Euch aus, Mann!«

»So ist es«, sprach der Kommandant mit fester Stimme. »Verzeiht mir, Sire, wenn ich Euch verletze. Ich erfülle nur meine Pflicht.«

Es entstand eine schreckliche Pause, während der niemand wusste, was kommen werde. Kein Wutausbruch erfolgte jedoch.

Im Gegenteil, der König antwortete in milderem Ton. »Du bist ein treuer Diener, Sir John, und ich ehre deinen

Mut. Die Zusammenkunft darf nicht aufgeschoben werden. Lasst meine Kinder morgen zu mir gebracht werden.«

»Es freut mich, Eure Majestät so reden zu hören«, versetzte Gage. »Ich werde mich selbst sogleich nach Hampton-Court verfügen und seine Hoheit den Prinzen Edward und die Prinzess Elisabeth zum Palast führen.«

»Ich will Euch begleiten, Sir John«, sprach Sir Thomas Seymour.

»Und mit Eurer Majestät Erlaubnis werde ich mich nach Greenwich begeben, um die Prinzess Mary von Eurem Geheiß zu benachrichtigen«, sagte Sir George Blagge. »Ich bin überzeugt, dass sie sich beeilen wird, demselben zu gehorchen.«

»Ich bin Euch sehr verbunden, meine Herren«, erwiderte der König. »Wenn mir der Himmel so lange das Leben schenkt, hoffe ich, Euch morgen alle drei hier zu sehen. Lasst den gesamten Staatsrat sich um dieselbe Zeit versammeln. Gib mir einen Schluck Wein - schnell, Bursche!«, fügte er, sich zu einem Diener wendend, hinzu. »Ich fühle mich außerordentlich matt.«

»Gebe der Himmel, dass es morgen nicht zu spät ist. Sein Aussehen beunruhigt mich«, murmelte der Towerkommandant, als er sich mit Seymour entfernte.

Wider Erwarten befand sich Heinrich am folgenden Tag etwas besser. Er hatte während der Nacht ein wenig geschlafen und dadurch einige Linderung seiner unsäglichen Schmerzen gefunden. Entschlossen, seine königliche Macht und Würde bis zuletzt zu bewahren, gab er Befehl, dass bei dieser letzten Zusammenkunft mit seinen Kindern das Zeremoniell so sorglich beachtet werden solle, als hätte es sich um eine große Empfangsfeier gehandelt. Er hatte den riesi-

gen Lehnstuhl, den er jetzt selten verließ, unter einen mit dem Wappen Englands bestickten Thronhimmel stellen lassen und saß auf demselben, von Samtkissen umhüllt und in einem lang herabwallenden Gewand von weißem, goldgeblühten Atlas, das mit Pelz gefüttert und verbrämt war und weite Ärmel hatte. Sein Haupt war mit der gestickten, schwarzseidenen Barettmütze bedeckt, die er gewöhnlich trug.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers saß auf einem Thronsessel, aber nicht unter einem Baldachin, die Königin Katharina, umgeben von der Viscountess Lisle, Lady Tyrwhitt und anderen Damen.

Zur Linken des Königs stand der Earl von Hertford, der seinen Amtsstab als Oberkämmerer trug. Das Perlencollier des Hosenbandordens mit dem Georgsbild hing um seinen Hals, und das goldene Band dieses Ordens trug er unter dem Knie. Er war prachtvoll gekleidet in ein Wams von weißer Seide, über und über mit Perlen von damastkiertem Gold bestickt, mit Ärmeln von demselben Stoff, die mit venezianischem Silberdraht gestreift waren. Darüber trug er einen goldgestickten und pelzverbrämten Mantel von blauem Samt. Obwohl nicht so auffallend schön wie sein jüngerer Bruder Sir Thomas Seymour, war der Earl von Hertford doch ein Mann von sehr adligem Aussehen, mit feinen Zügen, von hoher, schlanker Gestalt und von imponierender Haltung. Seine Augen waren dunkel und von durchdringendem Blick, aber die leicht gerunzelten Brauen gaben demselben ein etwas finsternes Aussehen. Seine Stirn war hoch und kühn, seine Züge regelmäßig und wohlgeformt, der hervorstechende Ausdruck seines Gesichtes war ein schwermütiger Ernst. Er besaß nichts von dem kecken Äu-

ßeren und Wesen, das seinen Bruder kennzeichnete, sondern mehr Vorsicht und vielleicht auch listigen Scharfsinn. Seine Gesichtsfarbe war blass und sein Bart ziemlich dünn. Hertfords Karriere war stets von glücklichem Erfolg begleitet gewesen. Durch die Gunst des Königs war er höher und höher emporgestiegen. Bei Heinrichs Vermählung mit seiner Schwester war er zum Viscount Beauchamp kreiert worden. Als Gesandter nach Paris geschickt, erhielt er im darauffolgenden Jahr den Hosenbandorden. 1542 wurde er auf Lebenszeit zum Lordoberkämmerer von England ernannt. Zwei Jahre später, beim Krieg mit Schottland, begleitete er unter dem Titel eines Generallieutenants des Nordens den Herzog von Norfolk in jenes Königreich. Als Heinrich die Belagerung von Boulogne begann, ward er zu einem der vier Räte ernannt, denen die Sorge für das Reich übertragen wurde. Erst vor wenigen Monaten hatte ihn der König zum Earl von Hertford gemacht. Aber wie hoch er auch gestiegen war, der ehrgeizige Edelmann trachtete, noch weit höher zu steigen. Seine kühnen Träume schienen nahe daran, in Erfüllung zu gehen. Ihm winkte fast die höchste Stufe der Macht. Seine Feinde waren aus dem Weg geräumt oder zermalmt. Surrey hatte seinen Kopf verloren, das gleiche Schicksal erwartete Norfolk. Bald, sehr bald musste der Tag kommen, welcher Heinrich zu seinen Vätern versammelte. Dann würde der junge Edward den Thron besteigen - aber er, sein Onkel, sein Vormund, würde in seinem Namen regieren. Was der Earl weiter noch träumte, wird klar werden, wenn wir später Gelegenheit finden, die tiefsten Tiefen seines Herzens zu ergründen.

Ein anderer wichtiger Akteur in dieser Szene, der im Geheimen kaum minder ehrgeizige und verwegene Absichten

wie Hertford hegte, war John Dudley, Viscount Lisle. Ein Sohn jenes Edmund Dudley, dessen Tod auf dem Schafott Heinrichs Thronbesteigung eingeweiht, hatte sich dieser schlaue und weitblickende Edelmann schon früher durch seine Tapferkeit in den Kriegen mit Frankreich ausgezeichnet und die Ritterwürde sowie die Wiedereinsetzung in seine verlorenen Familienrechte erlangt. Sowohl an Wolsey als auch an Cromwell attachiert, stieg er durch ihre Unterstützung, und nachdem er zuerst zum Gouverneur von Boulogne ernannt war, das er erfolgreich wider alle Angriffe verteidigte, wurde er zum Rang eines Viscount Lisle und zum Großkardinal von England erhoben. Der verschwenderische Monarch, dessen Gunst er gewonnen hatte, bereicherte ihn außerdem durch große Besitztümer, welche er der Kirche genommen und welche in der Folge manche Verwünschung auf sein Haupt herabbeschworen hatte. Kühn und ehrgeizig war Lord Lisle ein Meister in der Verstellungskunst, und obwohl er gerade in diesem Augenblick über Plänen brütete, die erst in viel späterer Zeit enthüllt wurden, ließ er sich doch keine Andeutung seiner Absichten entschlüpfen, sondern begnügte sich vor der Hand, Hertford gegenüber, den er schließlich zu verdrängen hoffte, eine untergeordnete Rolle zu spielen. Als ein Mittel zu diesem Zweck betrachtete er Sir Thomas Seymour. Lord Lisle stand bereits in seinem fünfundvierzigsten Jahr. Seine ausdrucksvollen, scharf markierten Züge verrieten Klugheit und Entschlossenheit. Sein Backenbart war dünn, und sein kurzer Schnurrbart ließ einen auffallend festen Mund erkennen. Seine Gestalt war groß und seine Haltung militärisch, aber sein Benehmen hatte nichts von dem martialisch rauen Wesen des Feldlagerers. Er vermochte ebenso gut so-

wohl die Rolle eines Höflings als auch die des Kriegers zu spielen. Im Vergleich mit Hertford war er einfach gekleidet. Seine Gewänder waren von schwarzem Samt ohne Stickerei, nur sein Mantel war reich verbrämt. Aber er trug die Georgsmedaille am Perlenkollier und die niedere Dekoration des Hosenbandordens.

Neben Lord Lisle stand ein ehrwürdiger Edelmann, dessen langer silberfarbener Bart fast bis zu seinem Gürtel hinabwallte. Dies war Lord Russel, der geheime Siegelbewahrer. Der alte Pair schien die Last seiner Jahre gut zu tragen, er hatte ein gesundes Aussehen und eine ungebeugte Gestalt. Wie Hertford und Lisle war er ein Ritter vom Hosenbandorden und mit den Insignien des Ordens dekoriert. Außer den schon Erwähnten umstanden noch ein paar andere Gruppen den König, die wir indes nicht im Einzelnen zu beschreiben brauchen. Unter ihnen befanden sich der Großmeister Lord St. John, der Oberstallmeister Sir Anthony Brown, der Staatssekretär Sir William Paget, der Vizekämmerer Sir Anthony Wingfield, der Schatzmeister Sir Thomas Chemby, die obersten Beamten der Geheimekammer, Sir Anthony Denny und Sir William Herbert, ferner Sir Richard Rich, Sir John Baker, Sir Ralph Sadler, Sir Richard Southwell und andere - alle in schimmernden Gewändern und festlichem Prunk.

Auch der Lordkanzler Wriothesley und Gardiner waren dort, aber hielten sich in einiger Entfernung von Hertford. Gardiner war indes nicht der einzige Geistliche, welcher dort anwesend war, auch noch andere waren zugegen, nämlich Tunstall, Bischof von Durham, und der Beichtvater des Königs, der Bischof von Rochester. Aber noch ein anderer war da, größer als sie alle - Thomas Cranmer, der Erzbi-

schof von Canterbury.

In seinem vollen geistlichen Ornat, Stola, Chimära und Chorhemd, stand der Primas zur Rechten des Königs. Seine Haltung war ernst und würdevoll, sein Blick finster und nachdenklich, und ein langer grauer Bart erhöhte das Ehrwürdige seiner Züge. Letztere waren hart, aber doch nicht ganz ohne Milde. Er schien von dem Ernst der Situation tief ergriffen, ja fast überwältigt zu sein.

In der Tat, die Versammlung hatte trotz ihres glanzvollen Gepränges einen trüben und feierlichen Charakter. Nur flüsternd wurde gesprochen. Jedes Gesicht trug einen düsteren und unheimlichen Ausdruck. Alle fühlten, obwohl keiner es offenherzig aussprach, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach zum letzten Mal während des Königs Leben so zusammenberufen wurden. Wenige unter ihnen würden Heinrichs Hinübergang zu seiner letzten Ruhestatt verzögert haben, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte. Einige hätten dagegen das Ereignis beschleunigt, und doch waren alle, nach ihren Gesichtern zu urteilen, von tiefer Sorge erfasst, als hätte ihnen ein entsetzlicher Verlust bevorgestanden.

Einige Minuten lang schien es, als sei der König selbst von diesem allgemeinen Anschein von Trauer überwältigt.

Zuletzt raffte er sich auf, überblickte mit feuchten Augen die Versammlung und drückte freundlich Cranmers Hand. Dann forderte er einen Becher Wein und schien, durch den Trank gestärkt, seine Schwäche abzuschütteln.

»Lasst die Prinzessinnen eintreten«, sagte er zu Hertford.
»Ich bin bereit, sie zu empfangen.«

Mit einer tiefen Verbeugung schritt der Earl in den Hintergrund des Zimmers. Während der Vorhang, welcher

eine dort befindliche Tür verdeckte, bei seinem Herannahen von den reich galonierten Türstehern beiseitegeschoben wurde, verschwand er hinter demselben, kehrte aber gleich darauf, die Prinzess Mary an der Hand führend, zurück. Derselben Weise wurde die Prinzess Elisabeth von Sir Thomas Seymour geführt. Den beiden Prinzessinnen folgten in ehrerbietiger Entfernung die Gräfin von Hertford und Lady Herbert.

Mary sah sehr ernst aus und schien, wie ihre bebenden Lippen verrieten, nur mit Mühe ihre Aufregung zu meistern. Elisabeth hatte ersichtlich geweint, denn Tränen standen noch in ihren Augen. Beide waren reich gekleidet, aber die ältere Schwester trug mehr Zierrat an ihrer Gewandung - vielleicht weil sie dessen mehr bedurfte als die andere. Marys Kopfputz, von der damals beliebten eckigen Form, war von prächtiger Goldschmiedearbeit, mit Juwelen umrandet. Daran hing ein breites, mit Gold durchwirktes Seidengeflecht. Ihr Brustlatz wurde mittelst zweier mit Smaragden besetzter Agatbroschen zusammengehalten, an der Unteren von diesen baumelte eine große orientalische Perle herab. Ihre schlanke Taille umschloss ein Goldgürtel mit Rubinrosen, die vorn an einem Mönchsknoten hingen. Ihr dichtanschließendes Gewand von Goldbrokat ließ ihre auffallende Magerkeit erkennen und gab ihr ein mönchstrenge Aussehen. Ihr kastanienbraunes Haar, das man wohl rot nennen konnte, war zierlich unter ihrem Kopfputz aufgeflochten. Marys Erscheinung war im Ganzen keine sehr reizende. Sie war zart bis zur Magerkeit, und ihre Züge besaßen geringe Schönheit, aber ihr Ausdruck war intelligent. Als Ersatz für diese Mängel hatte sie jedoch eine überaus würdige Haltung und sehr anmutige Manieren, ja, es gab

manche - und nicht ganz Wenige, - die, von ihrem hohen Rang geblendet, selbst ihre Mängel für Schönheiten hielten.

Mary war mehr als doppelt so alt wie ihre Schwester, denn sie zählte zweiunddreißig Jahre, während Elisabeth erst gerade dreizehn alt war. Die jüngere Prinzessin war jedoch ein sehr schlank gewachsenes Mädchen, ebenso groß wie ihre Schwester, und von unvergleichlich viel einnehmenderem Äußeren. Elisabeths Schönheit war von einer fast vorzeitigen Reife. Wenige, die sie sahen, würden sie für so jung, wie sie in Wirklichkeit war, gehalten, sondern ihr ein oder zwei Jahre mehr zugesprochen haben. Sie hatte eine schön gebaute, bereits vollentwickelte Gestalt, einen blendend weißen Teint, dichte Locken von sonnigem Gold, reizende Züge, blaue und zärtliche Augen und Zähne wie Perlen. Ihre Hände waren von bemerkenswerter Schönheit, mit schmalen Fingern und rosigen Nägeln. Ihre üppigen Locken wurden durch einen goldenen Reif und ein Netz von Golddraht zusammengehalten, das kaum von der sonnigen Farbe des Haares zu unterscheiden war. Eine lange Garnitur weißseidener Fransen fiel auf ihren Nacken herab, und ein schwarzes Taftkleid ließ ihre Figur aufs Vorteilhafteste erkennen, während es zugleich die schimmernde Weiße ihrer Haut lieblich hervorhob.

Als Mary sich dem König näherte, schritt Cranmer langsam auf sie zu und begrüßte sie mit den feierlichen Worten. »Erlauchteste, edelste und vortrefflichste Prinzessin, der König, Euer erhabener Vater, hat in dem Gefühl, dass es Gott, dem Allmächtigen, gefallen könnte, ihn plötzlich von hinnen zu rufen, Euch und die hochedle Prinzessin, Eure Schwester, herbeschieden, um Euch heilsamen Rat zu geben, Euch seinen Segen zu erteilen und, wenn es sein muss

...« Hier bebte die Stimme des Erzbischofs ein wenig. »... obwohl der Himmel gebe, dass es sich anders füge, einen letzten Abschied von Euch zu nehmen. Fest überzeugt, dass Ihr seine Ermahnungen stets im Herzen bewahren und das glorreiche Beispiel, welche Seine Majestät Euch gegeben, immer vor Augen haben werdet, ersuche ich Eure Hoheiten, vor Eurem königlichen Vater niederzuknien und in dieser ehrerbietigen Stellung offenen Ohres seine Worte zu vernehmen.«

»Ich bedarf keiner Belehrung über meine Pflicht von Euch, Mylord von Canterbury«, antwortete Mary, welche Cranmer hasste. »Es wird kein Wort den Lippen meines königlichen Vaters entfallen, das nicht für immer eine Stätte in meinem Herzen findet.«

Elisabeth versuchte zu reden, aber die Worte versagten ihr und sie brach in Tränen aus.

Inzwischen wurden zwei Samtkissen neben den Stuhl gelegt, auf welchem der kranke Monarch saß, und die beiden Prinzessinnen knieten auf denselben nieder. Von Sir John Gage und Lord Lisle unterstützt, richtete sich Heinrich ein wenig empor, und gleich darauf zogen sich die beiden Staatsdiener zurück.

Seine Arme über seinen Töchtern ausstreckend, sprach der König mit etwas matter, aber sehr ernster Stimme: »Mein Segen über Euch beide! Und möge er immer, für immer auf Euch ruhen! Nur dem großen Lenker der Welt ist das Schicksal bekannt, welches Euch beschieden sein mag. Ihr beide werdet vielleicht Königinnen sein - und fügt es sich so, dann werdet Ihr erfahren, was für Sorgen die Krone mit sich bringt. Denkt dann nur - wie ich es immer getan habe - an die Wohlfahrt und den Ruhm Eurer Reiche und

an Eure eigene Ehre, so werdet Ihr gut und weise regieren.«

»Sollte mir je das Los einer Herrscherin beschieden sein, Sire, so werde ich mich bemühen, Eurem glorreichen Beispiel zu folgen«, sagte Mary.

»Ich werde niemals Königin sein«, schluchzte Elisabeth, »deshalb brauche ich nichts zu versprechen.«

»Wie weißt du das, Mädchen?«, rief der König mit unwilligem Ton. »Du hast ebenso viel Aussicht, Königin zu werden wie Mary. Ich fordere dein Versprechen. Ich habe dir den Weg angedeutet, den du einschlagen sollst, und wenn du nicht eine entartete Tochter bist, wirst du meine Ermahnung befolgen!«

»Ich zweifle daran, Eurer Größe nachzueifern, o mein Vater!«, rief Elisabeth aus. »Aber wenn es der Vorsehung gefallen sollte, mich auf einen Thron zu berufen, so will ich mich bestreben, eine gute Regentin zu sein.«

»Genug!«, antwortete Heinrich besänftigt. »Und jetzt steht beide auf, dass ich Euch etwas näher betrachten kann, denn meine Augen werden trübe.«

Die Hand seiner ältesten Tochter erfassend, als dieselbe aufstand, schaute Heinrich ihr einige Minuten lang starr ins Gesicht, während er murmelte: »Vergib mir, Katharina, meine erste Gemahlin, wenn ich jemals hart gegen diese deine Tochter gehandelt habe!« Dann fügte er nach einer Pause laut hinzu: »Ihr beide mögt wissen und alle mögen es erfahren, dass ich durch mein Testament Euch beiden das Recht der Thronfolge gesichert habe. Keine von Euch darf sich ohne die Zustimmung und Genehmigung des Staatsrats vermählen, und solche Zustimmung soll unter Brief und Siegel erteilt werden. Bei Eurer Vermählung aber

soll jede von Euch eine so große Geldsumme erhalten, wie ich bestimmt habe, und außerdem solche Juwelen, Goldgeschirre und Hausgeräte wie diejenigen, welche mit der Ausführung meines Testaments betraut sind, für zweckmäßig erachten. Ich habe Euch beiden gleich viel hinterlassen, - dasselbe Einkommen, solange Ihr ledig seid, dasselbe Heiratsgut. Jetzt beachte wohl, Mary«, fuhr er mit finsterem und gebietendem Ton fort, »wenn du nicht die Pflichten erfüllst, welche mein Testament dir auferlegt, wird das Erbfolgerecht auf Elisabeth übergehen. Und wenn Elisabeth dieselben vernachlässigt«, fügte er, seine jüngere Tochter anblickend, hinzu, »so wird die Thronfolge an unsere wohlgeliebte Nichte Frances Brandon, die Tochter unserer Schwester Mary und des Herzogs von Suffolk, gelangen. Jetzt kennt Ihr beide unseren Willen und unser Gelieben. Küsse mich, Mary, und lass deine Schwester näher zu mir herantreten.«

Die Hand Elisabeths ergreifend, welche weinend vor ihm stand, und aufmerksam ihre Züge betrachtend, schien der König mit Erinnerungen zu kämpfen, die sich ihm aufdrängten, denn er murmelte vor sich hin: »Ja, es ist dasselbe Gesicht, die Augen, die Lippen! So sah sie aus, wenn ich sie schalt! In allem gleicht sie ihrer Mutter, mit Ausnahme des Haares. Anna, süße Anna, wie gut entsinne ich mich all deiner liebenswürdigen Reize! Der Hals dieses schönen Kindes ist dem deinen so gleich, und dennoch - O, könnte ich dich ins Leben zurückrufen!«

Als diese Worte ihr Ohr erreichten, flossen Elisabeths Tränen noch reichlicher, und sie erbebte, als ein tiefes Stöhnen sich der Brust des Königs entrang. Aber Heinrich schüttelte diese vorübergehende Empfindung von Reue schnell von

sich ab und sprach freundlich, aber mit festem Ton: »Weine nicht, liebes Kind, es möchte deinen hübschen Augen sonst schaden. Spare deine Trauer, bis du mich verloren hast. Sei wohl auf deiner Hut, Mädchen. Du bist schön und wirst noch schöner werden. Nimm an Anmut zu, wie du an Schönheit zunehmen wirst. Dann wird man dich wahrhaft lieben und ehren. Schönheit ohne Vorsicht bringt Tod - deine Mutter hat das erfahren. Küsse mich und nimm dir meine Ermahnung wohl zu Herzen.«

Elisabeth gehorchte fast schaudernd, und der König, der sich durch die Anstrengung, welche er gemacht hatte, sehr erschöpft fühlte, forderte abermals einen Becher Wein und verlangte, nachdem er einen tiefen Zug daraus getan hatte, den Prinzen Edward zu sehen.

Inzwischen hatten die Prinzessinnen sich zurückgezogen und an dem anderen Ende des Zimmers neben der Königin Platz genommen.

Sobald der König sein Verlangen ausgesprochen hatte, schritt der Earl von Hertford zur Tür hinaus, durch welche die Prinzessinnen eingetreten waren, und führte gleich darauf den jugendlichen Prinzen herein, welchen er zeremoniös bis zum König geleitete. Dem Prinzen folgten Sir George Blagge und zwei andere Herren.

Aller Augen waren auf Edward bei seinem Eintritt gerichtet, und jedes Haupt war gebeugt wie zur Huldigung vor dem künftigen Monarchen. Er erkannte dankbar die Ehrerbietigkeit an, welche ihm bewiesen wurde, und welche ohne Zweifel noch größer gewesen wäre, hätte man nicht befürchtet, den eifersüchtigen König zu verletzen. Der junge Prinz war, wie schon erwähnt worden ist, erst soeben in sein zehntes Jahr getreten, allein er schien an Intelligenz

seinem Alter weit vorausgeeilt und war in der Tat von einigen der gelehrtesten Männer jener Zeit unterrichtet worden. Er sprach Französisch und Italienisch und hatte Briefe in lateinischer Sprache an seinen Vater, seine Schwestern und die Königin geschrieben. Er hatte ein sehr schwächliches Aussehen und schien wie eine Treibhauspflanze rasch aufgeschossen zu sein. Obwohl groß für sein Alter, war er sehr mager und von weiblich zartem Bau. Seiner äußeren Erscheinung nach war er mehr ein Seymour als ein Tudor. Sein Gesicht war völlig oval, einzelne seiner Züge erinnerten an seinen finsternen Vater, die meisten aber an seine schöne Mutter. Sein Gesichtsausdruck war mild, aber gedankenvoll - gedankenvoller, als einem Kind anstand. Seine Augen waren dunkelbraun. Sein helles, ins goldfarbige spielende Haar war besonders um die Stirn herum dicht abgeschnitten. Er war wie der Sohn eines prunkliebenden Monarchen und wie der Erbe eines prächtigen Thrones gekleidet. Sein kleiner Mantel war von dunkelrotem Samt, über und über mit Damast, Gold und Perlen besetzt und mit goldenen Knöpfen und Schnüren. Wams und Kniehose waren von dunkelroter Seide, mit Goldfäden durchwirkt, und seine Samstiefelchen waren mit Goldrosetten geschmückt. Er trug einen kurzen Stoßdegen und einen Dolch in einer reichverzierten Scheide, und eine Samttasche hing an seinem Gürtel. Sein flaches Samtbarett, das er abnahm, war mit Rubinen und Smaragden besetzt und hatte auf der rechten Seite eine prachtvolle Diamantagraffe, über der eine blutrote Feder nickte.

Abermals trat Cranmer vor und redete den Prinzen in ähnlicher Weise an, wie er seine Schwestern begrüßt hatte. Doch lag vielleicht etwas mehr Ehrerbietigkeit in seinem

Benehmen.

Edward blickte ihn mit seinen klaren Augen zuerst ruhig an. Als aber der Erzbischof weiter sprach, verließ den jungen Prinzen gänzlich die Fassung. Natürliche Gefühle behaupteten gewaltsam ihr Recht in seinem kindlichen Herzen, und die Etikette missachtend, stürzte er auf den König zu, und seine Arme um dessen Hals schlingend, schluchzte er laut: »Mein Vater! Mein lieber Vater! «

So unerwartet und doch so natürlich war dieser Vorfall, dass von all den kalten und gefühllosen Leuten, aus denen die Versammlung zum größten Teil bestand, nur wenige ihm den Zoll ihrer Rührung versagten. Einige waren sogar bis zu Tränen erschüttert. In der Befürchtung, dass die Wirkung einer plötzlichen Aufregung das Leben des Königs zerstören könne, eilte Doktor Butts auf ihn zu.

Aber obwohl Heinrich durch diesen Liebesbeweis seines Sohnes ergriffen war, hielten doch seine Nerven die Szene aus.

Den Knaben auf die Stirn küssend, machte er sich sanft von seiner Umarmung los und richtete an ihn ein paar beruhigende Worte im freundlichsten Ton, während Edward noch immer fortfuhr zu weinen.

Um dem König die Verlängerung dieser Szene zu ersparen, schritt der Earl von Hertford auf seinen Neffen zu, aber Heinrich wies ihn zurück mit den Worten: »Lasst ihn! Lasst ihn gewähren!«

Die Handlung selbst gab jedoch Edward seine Fassung zurück. Seinen Schmerz bemusternd, kniete er vor dem König auf dem Kissen nieder und sprach, während noch immer Tränen seine Augen benetzten: »Vergebt mir, Sire! In dieser Stellung ziemt es mir, Euch um Euren Segen zu bit-

ten!«

»Du hast ihn, mein liebes Kind«, antwortete der König würdevoll, aber doch mit zärtlichem Ton. »Der Himmel segne dich, Knabe, der du des Reiches Hoffnung und auch die meine bist. Mögen die, welche ich dazu bestellt habe, über dich zu wachen, ihre Pflicht treulich erfüllen.«

»Zweifelt nicht daran, mein königlicher Herr«, sagte Hertford, als der König einen Augenblick innehielt.

»Merke wohl auf, Edward«, fuhr Heinrich fort, indem er alle seine Kraft zusammennahm. »Acht Jahre müssen verfließen, ehe du die volle Autorität der Krone ausüben kannst. Ich habe es so verfügt. Du wirst bald genug König sein. Inzwischen bereite dich auf die hohe und wichtige Aufgabe vor, welche du bald zu erfüllen hast. Ich zweifle nicht, dass du die großen Eigenschaften und fürstlichen Tugenden besitzen wirst, die einen Herrscher auszeichnen sollten. Ich weiß, du bist fromm gesinnt, und ich danke dem Himmel dafür und bete, dass er dein Herz erleuchten möge für alle Wahrheiten unseres heiligen Glaubens. Ich habe dir geistliche Ratgeber bestellt, denen meine Wünsche bekannt sind und auf deren gesundes Urteil und richtige Grundsätze ich mich verlassen kann. Darf ich nicht des Prinzen geistige Pflege Euch anvertrauen, Mylord von Canterbury?«, fragte er Cranmer. »Und Euch, Mylord von Durham?«, wandte er sich an Tunstall.

»Und auch mir, hoffe ich, mein gnädigster Herr«, bemerkte Gardiner.

»Nein, nicht dir, Mylord von Winchester«, erwiderte Heinrich. »Du bist ein Werkzeug des Papstes. Höre mich an, Edward, du wirst unter die Obhut des tugendhaften Cranmer gestellt werden. Beachte wohl seine Lehren. Aber

in Glaubenssachen lass, wenn du über sie zu urteilen imstande sein wirst, dich durch keinen Gelehrten verblenden. Es gibt leider viel Zwietracht und Meinungsverschiedenheit in der Kirche. Die Priester predigen wider einander, lehren der eine dies und der andere das Gegenteil, schmähen einander ohne Rücksicht und Liebe, und wenige oder keiner von ihnen predigt das Wort Gottes, wie es sich ziemt. Dir wird es zufallen, dies Ärgernis zu heben, diesen Streit zu beenden. Du wirst dich derselben geistlichen Autorität wie dein Vater erfreuen. Du wirst gleich mir der Vikar und Oberpriester des Himmels auf Erden sein. Sei dann kein ungetreuer Diener. Tritt in die Fußtapfen deines Vaters, dann wirst du nicht vom rechten Pfad abweichen.«

»Ich will alles tun, was an mir liegt, so zu handeln, wie Ihr es wollt, Sire«, antwortete Edward sanft. »Und ich hoffe, dass es mir unter dem Beistand Seiner Hochwürden von Canterbury gelingen wird. Ich danke Euch herzlich, dass Ihr mich den Händen Seiner Hochwürden anvertraut habt.«

»Dem Jungen ist die Lektion eingetrichtert worden«, bemerkte Wriothesley verächtlichen Tones zu Gardiner.

»Ohne Zweifel, und er hat sie gut aufgesagt«, erwiderte der Bischof. »Aber wir werden ihn bald anders unterwerfen.«

»So viel über deine geistige Pflege, mein Sohn«, fuhr Heinrich fort. »Obwohl ich wünsche, dass du fromm und gelehrt wirst, möchte ich doch nicht, dass du durch überanstrengtes Studieren deine Gesundheit schädigst. Um stark an Geist zu sein, musst du auch stark an Körper sein. Um die königliche Würde aufrechtzuerhalten, wie dein Vater sie aufrecht hielt, musst du dich großer Kraft und einer gu-

ten Gesundheit erfreuen. Ich möchte dich in allen männlichen Übungen und Künsten wohlgeschult wissen. Stähle bei Zeiten deinen Arm, dass er eine Lanze zu schwingen vermag, und deine Glieder, damit sie die Anstrengungen des Krieges ertragen lernen.«

»Mein Vater«, rief Edward, mit strahlendem Gesicht aufspringend, »ich werde bald stark genug sein, um eine Lanze zu tragen und auf dem Turnierplatz zu reiten, wie mein Onkel Sir Thomas Seymour mich versichert. Ich fechte oft mit ihm, und er sagt, ich sei ein gelehriger Schüler. Ich wollte, Eure Majestät könnte uns einmal zusehen.«

»Niemand ist fähiger, dich alles zu lehren, was es an kriegerischen Übungen zu lernen gibt als dein Onkel Seymour«, entgegnete der König, beifällig seinem Kind das Haupt streichelnd. »Sir Thomas«, fügte er, sich an Seymour wendend, hinzu, der rasch zum König herantrat, »ich vertraue dir diesen Teil der Erziehung meines Sohnes. Während andere ihn zu einem Gelehrten und Theologen heranbilden, sei es deine Aufgabe, ihm fürstliche Manieren und Ritterkünste zu lehren.«

»Es soll ihm an nichts gebrechen, das ich zu lehren vermag, davon seid überzeugt«, antwortete Seymour mit einer tiefen Verbeugung.

»Gib deinem Onkel deine Hand, Edward«, sagte der König.

»O, mit Freuden und von ganzem Herzen«, sagte der Prinz, die Hand ergreifend, welche Seymour ihm hinhielt. »Ich liebe meinen Onkel Thomas am meisten von allen, Eure Majestät ausgenommen.«

»Ha! Steht es so?«, dachte Hertford. »Habe ich keinen Plan in deinem Herzen, wein lieber Neffe?«, fügte er, zum

Prinzen gewendet, laut hinzu.

»Gewiss, mein teurer Lord, ich wäre ja sonst ein Undankbarer«, versetzte Edward. »Aber mein Onkel Thomas ist öfter mit mir zusammen als Ihr.«

»Ich habe es mir gedacht«, murmelte Hertford. »Das soll aufhören.«

»Du hältst meines Sohnes Hand in der deinen, Sir Thomas?«, fragte Heinrich.

»Ja, mein königlicher Herr«, antwortete Seymour.

»Sei es ein Unterpfand, dass du ihm immer treu sein wirst«, fuhr Heinrich fort.

»Ich schwöre ihm hiermit Treue und Ergebenheit«, sprach Seymour, sein Knie beugend und seinem Neffen die Hand küssend.

»Du bist der beste Lanzenschwinger, der beste Schwertführer und der beste Reiter an unserem Hof, Sir Thomas«, fuhr der König, gegen Seymour gewendet, fort. »Sieh zu, dass mein Sohn dich in all diesen ritterlichen Übungen erreiche.«

»Er soll mich in ihnen allen übertreffen«, antwortete jener.

»Ein Wort im Vertrauen, Sir Thomas«, sagte der König. »Er ist nur ein zartes Bürschchen«, fügte er leiseren Tones hinzu. »Strenge ihn nicht über seine Kräfte an. Um deiner Schwester willen sei ein freundlicher Onkel gegen ihn.«

»Um ihret, um Euretwillen, mein Fürst, will ich gegen ihn sein, was Ihr nur wünschen könnt«, beteuerte Seymour feierlich.

Als Sir Thomas sich zurückzog, sagte Heinrich zu seinem Sohn: »Geh zu der Königin, Edward, und führe sie zu mir!«

Der Prinz eilte sofort zu Katharina, die ihn in ihre Arme schloss und ihn zärtlich küsste, dann stand sie auf und be-

gleitete ihn zum König.

Als sie sich ihrem königlichen Gemahl genähert hatte, wollte die Königin niederknien, aber Heinrich wollte das nicht gestatten. Ihre Hand freundlich erfassend, sagte er mit derselben Feierlichkeit, mit welcher er bisher gesprochen hatte: »Du warst immer ein gehorsames Weib, Käthe, und hast dich in allem meinem Willen gefügt. Du wirst deshalb - davon bin ich überzeugt - auch meinem letzten Wunsch nicht ungehorsam sein. Dieser teure Knabe hat niemals die Liebe einer Mutter gekannt. Sei du ihm eine Mutter. Du hast kein Kind, das deine Zärtlichkeit von ihm ablenkte. Schenke sie ihm ungeteilt!«

»Er hat sie schon ganz, Sire«, erwiderte die Königin. »Liebst du mich nicht, Edward?«

»Gewiss, Madame, wie eine Mutter«, antwortete der Prinz mit zärtlichem Ton.

»Das ist gut«, sagte Heinrich, »aber du musst nicht jeder seiner Launen nachgeben, Käthe. Ich höre, er ist etwas eigensinnig.«

»Wer Eurer Majestät das gesagt hat, tut ihm unrecht«, erwiderte die Königin. »Edward ist immer gut und freundlich, ja, sehr leicht zu behandeln.«

»Wenn er das auch ferner ist, wird es gut sein«, versetzte Heinrich. »Liebst du deine Schwestern, Edward? Sprich die Wahrheit, Junge!«

»Ich spreche immer die Wahrheit, Sire«, erwiderte der Prinz. »Ich liebe sie zärtlich. Aber Elisabeth habe ich am liebsten«, fügte er, sich mit leiserem Ton an den König wendend, hinzu, »denn Mary ist bisweilen unfreundlich und mürrisch gegen mich, während Elisabeth immer vergnügt und zum Spiel aufgelegt ist.«

»Elisabeth steht deinem Alter näher, mein Junge. Du wirst Marys Vorzüge erkennen, wenn du älter wirst«, versetzte der König. »Ich wünsche, dass Ihr alle in Einigkeit miteinander lebt. - Ha!«

»Was fehlt Eurer Majestät?«, rief Katharina, beunruhigt durch die plötzliche Veränderung seiner Züge.

»Ein Krampf - er ist vorüber«, antwortete Heinrich mit einem Stöhnen.

»Vater - lieber Vater! Ihr seht sehr krank aus«, rief Edward erschrocken.

»Führt ihn hinweg«, sprach der König mit matter Stimme und sank auf die Kissen zurück.

Alles war jetzt in Unruhe und Verwirrung. Man glaubte allgemein, der König liege im Sterben. Rasch zu seinem königlichen Patienten hinschreitend, fühlte Doktor Butts ihm den Puls und beobachtete mit augenscheinlicher Besorgnis seine Züge.

»Meint Ihr, dass er tot ist?«, wandte sich Gardiner mit besorgtem und flüsterndem Ton an Wriothesley.

»Nach Butts bedenklicher Miene sollte man es fast glauben«, erwiderte dieser. »Wäre es so, dann ist Norfolks Leben gerettet, denn sie werden nicht wagen, ihn hinzurichten.«

»Der Himmel gebe es!«, rief Gardiner aus. »Bemerkt Ihr nicht Hertfords Verwirrung? Irgendetwas ist noch ungetan.«

»Vielleicht ist alles noch ungetan«, versetzte Wriothesley. »Ich glaube nicht, dass das Testament unterzeichnet ist.«

»Das wäre in der Tat ein Gewinn für uns«, sagte Gardiner. »Aber ich wage es kaum zu hoffen.«

»Wie geht es Seiner Hoheit?«, fragte der Earl von Hert-

ford, dessen Gesicht große Angst verriet, als der Arzt seine Hand von dem Puls des Kranken entfernte.

»Der König wird leben«, antwortete Butts. »Lasst das Gemach unverzüglich räumen!«

»Ihr hört, Mylords«, sagte Hertford, augenscheinlich erleichtert. »Doktor Butts erklärt, dass Seine Majestät für den Augenblick außer Gefahr ist, aber er bittet Euch alle, Euch unverzüglich zu entfernen.«

Nach dieser Ermahnung begann die Versammlung sich sofort zu zerstreuen.

Prinz Edward zögerte indes noch immer, obwohl die Königin, welche fortging, ihm winkte, sie zu begleiten.

»Darf ich nicht bei dem König, meinem Vater, bleiben?«, fragte der Prinz, Doktor Butts am Gewand zupfend.

»Es tut mir leid, Eurer Hoheit eine abschlägige Antwort zu geben, aber es kann nicht sein«, erwiderte der Arzt.

»Folgt mir, Edward«, sprach Sir Thomas Seymour. »Die Königin wartet auf Euch. Dies ist kein Schauspiel für Eure Augen.«

Der junge Prinz ergriff die Hand seines Onkels und ließ sich von ihm aus dem Zimmer führen, indem er beim Fortgehen schmerzlich zu seinem Vater hinblickte. Er sollte ihn nie wiedersehen.

»Ihr seid überzeugt, dass er ins Leben zurückkehren wird?«, fragte der Earl von Hertford den Doktor Butts, als sie allein bei dem noch immer bewusstlosen Monarchen standen.

»Ich bin dessen gewiss«, erwiderte der Arzt. »Aber ich stehe nicht dafür ein, dass er noch viele Stunden zu leben hat. Sie sehen beunruhigt aus, Mylord. Was muss noch geschehen?«

»Alles«, versetzte Hertford. »Norfolk lebt noch - und der König hat sein Testament noch nicht unterzeichnet.«

»Er sprach doch, als hätte er es getan«, bemerkte Butts.

»Alle glauben es, und ich möchte ihnen diesen Wahn nicht nehmen«, sagte Hertford. »Das Testament ist wohl überlegt und besprochen worden, aber er schiebt immer noch die Unterzeichnung hinaus. All mein Zureden hat nichts bei ihm ausgerichtet.«

»Wie sehr er sich auch widersetzt, er soll es unterzeichnen«, antwortete der Arzt. »Aber still!«, fügte er hinzu, indem er ihn schweigen hieß. »Er erwacht! Zieht Euch zurück, Mylord, und schickt Ferrys, den Wundarzt des Königs, eiligst hierher.«

Siebentes Kapitel

Von der schrecklichen Vorladung, welche der König empfing

Unter der Aufsicht des Doktors Butts und des Wundarztes Ferrys und mithilfe einer Maschinerie, die man zu diesem Zweck anwandte, wurde Heinrich, dessen Bewusstheit nur teilweise zurückgekehrt war, von seinem Sessel emporgehoben und auf ein Bett in seinem Schlafzimmer gelegt. Das Bett, auf dem mau ihn ausstreckte, war von ungewöhnlicher Größe und aus schwarz gebeiztem, glänzend poliertem und reich geschnitztem Eichenholz gefertigt. Der hohe Betthimmel wurde von gewundenen Pfeilern getragen und war oben mit einem Büschel blutroter Federn verziert. Die Vorhänge bestanden aus Golddamast von dichtestem Ge-

webe, und auf dieselben waren das heilige Kreuz, das St. Georgskreuz, die Rose, das Wappen mit dem aufsteigenden Löwen und Lilien gestickt. Am Kopfende des Bettes war in erhabener Arbeit das Wappen von England angebracht. Trotz der Pracht seiner Vorhänge war das Aussehen dieses riesigen Bettes im Ganzen höchst finster und gab ein passendes Lager für einen sterbenden Monarchen ab. Die Zimmerwände waren mit schönen Teppichen, von den Webstühlen von Tournay behangen, welche die Hauptbegebenheiten aus dem Leben König Salomos des Weisen darstellten. Auf dem oberen Rand waren in schwarzen Charakteren verschiedene Sprüche aus der Heiligen Schrift gemalt, welche auf die Bestimmung des Zimmers Bezug hatten.

Es folgte eine schreckliche Nacht, welche denen, die an Heinrichs Sterbelager wachten oder sich nahe genug befanden, um sein schreckliches Stöhnen und Schmerzgeschrei zu hören, noch lange im Gedächtnis blieb. Jeder, welcher seine entsetzlichen Angstrufe vernahm oder sein Ringen nach Atem mit ansah, fühlte, dass die zahllosen Opfer des Tyrannen furchtbar gerächt wurden. Für jedes Leben, das er geraubt hatte, musste er - so schien es - eine verzweiflungsvolle Marter erdulden, und obwohl er beständig im Sterben lag, wollte ihn doch der Tod nicht ereilen. Die lange, lange Nacht hindurch sah man in dem großen, trüb erleuchteten Zimmer, das einen noch finsternen Ausdruck durch das schwarze Mobiliar und die düsteren Tapeten erhielt, dunkle Gestalten, wie vom Teppich sich ablösend, mit geisterhaften Schritten zum Lager des Königs hinhuschten, den Arzt und den Wundarzt mit fragendem Blick betrachteten und sich dann rasch, aber lautlos zurückzogen, wenn

ein Schmerzensschrei dem königlichen Dulder entfuhr. Eine schlanke Gestalt, kaum unterscheidbar von den Tapeeten, neben welchen sie stand, blieb die ganze Nacht im Hintergrund des Zimmers stehen, mit augenscheinlicher Besorgnis den Ausgang dieses furchtbaren Ringens mit dem Tod erwartend. Von Zeit zu Zeit schlich Doktor Butts geräuschlos zu dieser finsternen und geheimnisvollen Gestalt und sprach mit derselben in flüsterndem Ton. Ihr leises Gespräch hatte sichtlich Bezug auf den König und auf irgendetwas, das der unermüdliche Wacher, dessen Gebärden die äußerste Besorgnis verrieten, von ihm begehrte. Aber wie wichtig die Angelegenheit auch sein mochte, Butts hielt sie offenbar für unmöglich, denn er schüttelte sein Haupt und kehrte allein an das Bett des kranken Monarchen zurück. Von Schmerz übermannt, sank Heinrich gegen Morgen in Schlaf, und als dieser günstige Umstand dem harrenden Wacher mitgeteilt wurde, verschwand er, nachdem er zuvor von Doktor Butts die Zusicherung erhalten hatte, dass er sofort benachrichtigt werden würde, falls eine Änderung zum Schlimmeren einträte. Einige der schlaftrunkenen Pagen und Diener begaben sich gleichfalls zur Ruhe, aber die Ärzte verließen nicht einen Augenblick das Lager des Königs.

Heinrich schlief einige Stunden, und als er gegen Mittag sehr erfrischt wieder erwachte, sprach er den Wunsch aus, das Sakrament zu empfangen. Nachdem er befohlen hatte, den Bischof von Oxford zu rufen, hieß der König seine Diener ihn wieder aus dem Bett auf seinen Stuhl heben. Doktor Butts bemühte sich, ihm davon abzuraten, indem er ihm die große Gefahr dieses Schrittes vorstellte und ihm die bequemste Lage während der Verrichtung der heiligen Zere-

monie anriet, aber Heinrich erklärte auf das Bestimmteste, dass er knien wolle, welche Gefahr auch für ihn daraus entspringen und welchen Schmerz es ihm auch bereiten möge, indem er hinzufügte, dass er dem Sakrament nicht die ihm gebührende Ehre zu erweisen imstande sei, wenn er sich auch nicht bloß auf die Erde werfen, sondern unter die Erde kriechen müsse. Dagegen ließ sich nichts mehr sagen. Sein Gebot wurde erfüllt. Emporgehoben und auf seinen Stuhl getragen, verblieb er in sitzender Stellung bis zur Segnung der Hostie, dann kniete er vor dem Bischof nieder und empfing das Brot und den Wein. Obwohl seine Schmerzen entsetzlich sein mussten, ertrug er sie mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers, und der gute Prälat, welcher tief ergriffen war, konnte nicht genug seine Kraft bewundern. Sobald die heilige Handlung vorüber war, wurde der König in sein Bett zurückgetragen und schien sich trotz der großen Anstrengung, die er durchgemacht hatte, nicht viel kränker zu befinden. Nach seinem eigenen Befehl, den man nicht widersprechen durfte, lag er dann bis spät am Tag in ungestörter Ruhe.

Es war der Freitagabend vor Lichtmess des Jahres 1547. Erst etwa zwei Stunden vor Mitternacht erhielt der Earl von Hertford, welcher mit verzweifelnder Ungeduld auf eine Audienz harrte, die Erlaubnis, sich dem König zu nähern. Er fand denselben im Bett liegen, mittelst unförmlicher Kissen zu sitzender Stellung aufgerichtet. Als Hertford ihn betrachtete, fühlte er sich fest überzeugt, dass der König sich rasch seinem Ende näherte, obwohl seine Augen noch klar und seine Stimme so laut und klangvoll wie immer waren. Keine Zeit war zu verlieren, keine Gefahr zu beachten, wenn das große Ziel, das auf dem Spiel stand, er-

reicht werden sollte.

»Lasst alle sich aus dem Zimmer entfernen«, sagte Heinrich. »Unser Gespräch muss ein durchaus geheimes sein.«

Dies war es eben, was Hertford wünschte. Er sorgte also dafür, dass des Königs Geheiß rasch erfüllt wurde.

»Wir sind allein, Sire«, versetzte er, sobald alle Diener, Doktor Butts und den Wundarzt mit eingeschlossen, das Zimmer verlassen hatten.

»Hertford«, begann der König, während der Earl nahe zu ihm herantrat. »Du siehst mich an, als hieltest du mich für kränker. Leugne es nicht, Mann, ich lese deine wahren Gedanken in deinen Mienen. Es ist kein Wunder, dass ich bedenklich aussehe. Die letzte Nacht war für mich eine entsetzliche, Hertford. Nicht wenn ich einen Herrschertitel dadurch zu erkaufen vermochte, wollte ich noch eine solche Nacht erdulden. Ich vermag mich nicht ohne Grausen daran zu erinnern. Ich stand die Qualen der Verdammten aus. Ich betete - betete vergebens um Linderung dieser Marter. Du weißt, ich bin nicht kindisch abergläubig - ich halte nichts von den Märchen alter Weiber. Du wirst also glauben, was ich dir erzählen will. Wie seltsam und unwahrscheinlich es dich aber auch bedünken mag, glaube nicht, dass meine Nerven durch Krankheit erschüttert sind.«

»Was immer Eure Majestät mir erzählen mag, ich werde es unumstößlich glauben. Davon seid überzeugt«, antwortete Hertford. »Und ich weiß wohl, dass Eure Nerven so stark wie nur jemals sind.«

»Du lügst! - Du glaubst das nicht - aber sie sind es. Doch zu meiner Erzählung! - Und gib um so mehr darauf acht, da du sehen wirst, dass sie dich ebenso sehr wie mich betrifft.«

»Kommt ein Geist in der Erzählung vor, mein königlicher Herr?«, fragte Hertford.

»Schweig, du wirst es erfahren«, entgegnete Heinrich finster. »Vergangene Nacht versuchte ich während einer kurzen Erholungspause zwischen meinen Schmerzanfällen einzuschlafen, als ich die Uhr Mitternacht schlagen hörte - ganz deutlich, denn ich zählte die Schläge - und als der letzte Nachhall verklang, wandte ich mich an Butts und bat ihn, mir einen Trunk zu geben. Er war fortgegangen, während Ferrys, der bei mir wachen sollte, augenscheinlich vom Schlaf überwältigt, auf den Stuhl gesunken war, neben welchem du stehst. Ich wollte ihn wecken und schelten, und hätte es auch sicherlich getan, wenn mich nicht alle Kraft der Sprache und Bewegung plötzlich verlassen, als ich ein Phantom, ein grässlich gespenstisches Phantom, auf mein Bett zuschleichen sah. Und wen, meinst du, erblickte ich?«

»Ich vermag es fürwahr nicht zu erraten, mein hoher Herr«, antwortete Hertford.

»Surrey, neu erstanden aus seiner blutigen Gruft - seine edlen Züge fahl und entstellt - seine Locken mit Blut befleckt - sein schöner Hals vom Beil durchhauen - und doch wunderbarerweise wieder auf den Schultern ruhend - grauhaft anzuschauen - aber ich erkannte ihn sogleich. Seine Augen schienen zu leben und den bannenden Zauber eines Basilisken zu üben, denn als er sie auf mich heftete, konnte ich meinen Blick nicht von ihnen abwenden. Dann regten sich seine Lippen, und mit einer so drohenden Gebärde, wie ich sie nimmer von einem sterblichen Mann ertragen hätte. Mit einer schrecklicheren Stimme, als mein Ohr jemals vernommen hatte, sagte er mir, er komme, mich vor

den Richterstuhl des Himmels zu laden, und ich müsse dort erscheinen, ehe die Uhr noch einmal die Mitternachtsstunde verkünde.«

»Lasst das Euren Geist nicht bedrücken, mein gnädigster Herr«, sprach Hertford, selbst nicht ganz frei von abergläubiger Angst, obwohl er sich Mühe gab, den König zu beruhigen. »Ich befand mich in der vergangenen Nacht um Mitternacht und lange nachher in Eurem Schlafzimmer und ich sah und hörte nichts von dem, was Ihr berichtet. Es war ein böser Traum - aber ganz bestimmt nur ein Traum. Ich bitte Euch daher, lasst Euch diese Fantasien nicht quälen.

»Sie sind durch die Krankheit, an der Ihr leidet, erzeugt worden.«

»Nein, Hertford«, erwiderte Heinrich im Ton der tiefsten Überzeugung, »es war weder ein Traum noch die Wirkung einer krankhaften Einbildung. Ich hätte ein solches Gespenst nicht beschwören können, wenn ich es gewollt hätte - und ich wollte es nicht, wenn ich es könnte«, fügte er schauernd hinzu. »Ich sah Surrey ganz deutlich dastehen, wo du jetzt stehst. Ich will Dir nicht alles erzählen, was der Geist von Rache und Wiedervergeltung sprach, aber er prophezeite dir und deinem Bruder ein blutiges Ende.«

»Ich habe keine Furcht vor der Prophezeiung«, sagte Hertford mit einem Ton, der seine Worte einigermaßen Lügen strafte. »Und ich beschwöre Eure Hoheit, der Vision kein Gewicht beizulegen. Ihr habt mir erzählt, wie der Geist zu Euch kam, aber Ihr habt mir nicht gesagt, wie er sich wieder entfernte.«

»Ich weiß nicht, wie er verschwand«, antwortete Heinrich. »Eine Zeit lang blieb ich gebannt, wie unter dem Druck eines Albs. Aber zuletzt brach ich durch eine gewalt-

same Anstrengung den Zauber, der mich gefesselt hielt, und stieß einen Schrei aus. Da fand ich den Geist entwichen und Butts an seinem Platz stehen. Auch Ferrys war wach.«

»Alles ist jetzt erklärt«, versetzte Hertford. »Es war der Alb, der Eure Hoheit bedrückte. Ihr braucht keine Furcht zu hegen.«

»Furcht! - Ich habe keine!«, rief der König aus. »Kein lebender Mann hat jemals Heinrich den Achten zittern gemacht, und kein Toter soll das vermögen. Der Geist mag recht haben, was dich und deinen Bruder betrifft, aber ich will ihm beweisen, dass er in einem Punkt unrecht hat.«

»Indem Ihr die Frist, welche er Euch bestimmt hat, überlebt, nicht wahr, mein König?«, fragte Hertford. »Vonseiten eines Sterblichen würde solch eine Weissagung ein Hochverrat gewesen sein, aber Geister sind ausgenommen von den gesetzlichen Strafen.«

»Der Scherz ist unzeitgemäß, Mylord«, bemerkte Heinrich finster. »Ich werde den Geist äffen, wenn ich es vermag, indem ich bis morgen lebe, aber auf jeden Fall will ich ihn äffen, indem ich Norfolk dem Schafott überweise. Ich will den Kopf des Herzogs haben, bevor ich sterbe. Das will ich, weil der Geist mir, wie zum Hohn, sagte, ich würde auch dies nicht erreichen. Ich will ihm seinen Vater nachsenden, damit er ihm Gesellschaft leiste.«

»Was immer diesen Entschluss herbeigeführt haben mag, bin ich froh, recht froh, dass Ihr ihn gefasst habt«, sagte Hertford. »Bleibe Norfolk am Leben, so würde er dem Prinzen Edward ohne Zweifel während seiner Minderjährigkeit die größten Ungelegenheiten verursachen. Er könnte noch mehr tun: Vom Papst, von Kaiser Karl V. und ihren Söldlingen unterstützt, könnte es ihm selbst gelingen, die Krone

vom Haupt des jungen Prinzen auf das Haupt der Prinzessin Mary zu übertragen und so das ganze Werk zu vernichten, Sire, an dessen Vollendung Ihr so lange und unablässig gearbeitet habt. Er könnte ebenso wohl die Reformation hemmen als auch die Erbfolge ändern. Ihr habt den Prinzen Edward von einem gefährlichen Gegner, Surrey, befreit, aber der zweite und mächtigere Feind lebt noch.«

»Er soll Edward nimmer belästigen«, erwiderte der König. »Er soll morgen früh enthauptet werden. Besorge sogleich den Vollstreckungsbefehl und händige ihn dem Kommandanten des Tower aus.«

»Weshalb nicht heute noch?«, fragte Hertford.

»Zu dieser Stunde?«, rief Heinrich finster aus. »Eine geheime Hinrichtung würde man auf Rechnung der Furcht oder des Zornes schreiben - und ich fühle weder das eine noch das andere. Nein! Morgen früh ist zeitig genug. Ich werde meinen Sinn nicht ändern. Hole den Exekutionsbefehl. Weshalb zögerst du?«

»Wenn ich wagen dürfte, Eurer Majestät, eine Sache ans Herz zu legen ...«, stammelte Hertford.

»Ha! Was ist es?«, fragte der König.

»Ihr habt weise und wohlüberlegt all Eure Anordnungen für die Zukunft getroffen, allein Ihr habt die Hauptsache, die Unterzeichnung Eures Testamentes, unterlassen. Hier ist das Dokument, Sire, das Ihr meiner Obhut anvertraut habt«, fügte er hinzu, ein Kästchen hervorlangend, aus dem er mehrere Papierbogen nahm, die mit einer grünen und weißen Schnur zusammengeheftet waren. »Es fehlt nur Eure Unterschrift und der Abdruck Eures königlichen Siegels.«

»Lass es mir«, sagte Heinrich, das Testament zu sich neh-

mend. »Vielleicht, dass ich noch einige Änderungen darin mache.«

»Änderungen!«, rief der Earl aus, den seine gewöhnliche Vorsicht im Stich ließ.

»Ja, Änderungen! Weshalb nicht?«, schrie der König zornig und misstrauisch. »Wenn es mir einfallen sollte, deinen Namen von der Liste meiner Testamentsexekutoren zu streichen, könnte ich das tun, denke ich.«

»Fern sei es von mir, Eurer Hoheit die Macht zu bestreiten, irgendeine Änderung zu treffen, die Ihr für gut befinden mögt«, antwortete Hertford in fast demütigem Ton.

»Aber ich flehe Euch an, die Unterzeichnung nicht zu verschieben.«

»Du tätest besser, mich nicht mehr zu belästigen«, entgegnete Heinrich finster. »Vollziehe sofort deinen Auftrag. Sende John Gage zu mir. Ich wünsche mich mit ihm zu beraten.«

»Würde kein anderer als Sir John Gage Euch genehm sein?«, fragte Hertford.

»Ha! Was ist das? Wagst du Scherz mit mir zu treiben? Kein anderer als Gage wird mir genehm sein. So, da hast du deine Antwort, fort mit dir!«

Kaum imstande, seine Verstimmung zu verhehlen, machte Hertford eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Achtes Kapitel

Auf welche Art das Testament des Königs unterzeichnet ward

Sobald Hertford das Zimmer verlassen hatte, traten Butts und Ferrys mit einer zahlreichen Schar von Pagen und Dienern wieder ein. Der Arzt eilte an das Lager seines königlichen Patienten und fühlte ihm den Puls.

»Was haltet Ihr von meinem Zustand?«, fragte Heinrich, ihn starr anblickend. »Eine Wendung zum Besseren, he?«

»Nein, Sire«, antwortete der Arzt mit ernstem Ton.

»Ich verstehe«, sagte der König mit großer Festigkeit. »Werde ich bis morgen leben? Sprecht die Wahrheit. Ich kann sie ertragen.«

»Wenn es der Wille des Himmels ist, wird Eure Majestät so lange leben«, erwiderte der Arzt mit noch größerem Ernst. »Ihr steht jetzt in mächtigeren Händen als den meinen. Ich kann wenig mehr tun, Euch zu helfen.«

Heinrich ertrug diese entsetzliche Nachricht mit großer Standhaftigkeit. Sich auf das Kissen zurücklehnend und emporblickend, schien er eine Zeit lang in stummem Gebet dazuliegen. Der Arzt bedeutete die Diener, sich still zu verhalten, sodass der König in keiner Weise gestört wurde.

Zuletzt unterbrach Heinrich das tiefe Schweigen, indem er sich ein wenig erhob und zu Butts hingewandt diesen fragte: »Darf ich einen Schluck Wein trinken? Ich glaube, das würde mir gut tun.«

»Gern, Sire, hier ist ein Becher Eures Gascogner Lieblingsweines«, versetzte der Arzt, einen Silberpokal mit dem edlen Trank füllend und ihm denselben hinreichend. »Es freut mich sehr, Euch so gefassten Herzens zu sehen.«

»Genug!«, rief der König aus, den Becher mit Ekel zurückweisend, nachdem er ihn an seine Lippen geführt hatte.

»Der Wein behagt mir nicht. Er schmeckt nach Blut - bah!«

»Gefällt es Euch, ein wenig Hühnersuppe zu kosten?«, fragte Butts.

»Nein, ich will nichts mehr genießen«, entgegnete Heinrich. »Lasst mir Sir John Gage eiligst rufen. Weshalb kommt er nicht?«

»Er soll sofort herbeschrieben werden«, versetzte Butts, die nötigen Befehle erteilend und dann an das Bett des Königs zurückkehrend. »Verzeiht mir, Sire«, fuhr er mit leiser, ernsthafter Stimme fort, »wenn ich Euch daran zu erinnern wage, dass Ihr eine höchst wichtige Angelegenheit noch nicht erledigt habt. Euer Testament, wie ich sehe, liegt vor Euch. Ich beschwöre Euch, schiebt die Unterzeichnung desselben nicht länger auf!«

»Ich will es nicht unterzeichnen, bevor ich mit Gage gesprochen habe«, erwiderte Heinrich mit entschiedenem Ton. »Es wird dann noch Zeit dazu sein.«

»Gebe der Himmel, dass es sich so füge!«, rief der Arzt aus. »Kein Augenblick ist zu verlieren.«

»Weshalb kommt Sir John nicht?«, rief Heinrich nach einer Pause laut und zornig. »Schickt noch einmal zu ihm, rasch zu kommen, wenn ihm sein Leben lieb ist.«

»Da ist er, mein hoher Herr«, antwortete Butts, während der Kommandant des Tower, mit einem Papier in der Hand, in das Zimmer trat.

»Ha! Erscheinst du endlich, Sir John?«, rief der König mit schneidendem Ton. »Lasst uns allein«, fügte er hinzu.

Alle, mit Ausnahme von Gage, verließen sofort das Gemach. Ehe jedoch das Privatgespräch begann, wurde die

Portièrè hinter dem Kopfbende vom Lager des Königs vorsichtig beiseitegeschoben, und Hertford schlich in das Zimmer und verbarg sich, unbemerkt sowohl von Gage als auch vom König, hinter den dichten Vorhängen des Bettes. Das verstohlene Eintreten des Earls ward durch den Umstand begünstigt, dass dieser Teil des Zimmers fast gänzlich im Schatten lag.

»Was für ein Papier hast du in der Hand?«, fragte Heinrich den Kommandanten.

»Eins, das ich lieber nicht hätte«, antwortete Gage mürrisch, »den Befehl, Norfolk morgen hinrichten zu lassen.«

»Führe den Befehl aus«, entgegnete Heinrich kalt.

»Wenn das geschieht, wird Eure letzte Handlung eine ungerechte und grausame sein«, sagte der Kommandant. »Wie weißt du, dass es meine letzte Handlung sein wird?«, fuhr Heinrich ihn wütend an. »Ich bleibe vielleicht lange genug am Leben, um dir so gut wie Norfolk den Kopf abschlagen zu lassen.«

»Es wäre mir lieber, dass Ihr mein Leben nehmet, als das seine«, erwiderte Gage. »Euer Undank würde dann auch geringer sein. Norfolk hat Euch mehr und größere Dienste erwiesen als ich.«

»Norfolk ist meinem Sohn gefährlich, deshalb muss er aus dem Wege geräumt werden - und zwar schnell. Kein Wort mehr! Noch einmal befehle ich dir, lass es vollbringen!«

»Ich tue es ungern«, murrte der Kommandant. »Es ist eine schlechte Tat.«

»Schweig, sage ich dir! Und jetzt zu einer anderen Sache. Du hast den Verhandlungen über mein Testament beige-wohnt und kennst dessen Inhalt genau. Du weißt auch,

dass ich sechzehn Testaments-Exekutoren und zwölf Ratgeber derselben ernannt habe, und dass sich Hertford unter den Ersteren befindet.«

»Ich weiß das«, antwortete Gage.

»Ich traue Hertford nicht recht«, fuhr Heinrich fort. »Mancherlei, das ich unlängst an ihm bemerkt habe, lässt mich argwöhnen, dass er schlimme Absichten hegt. Ich fürchte, er strebt zu sehr nach Herrschaft und wird Edward nicht hinlänglich treu sein.«

»Aber der Prinz ist doch sein Neffe und muss ihm deshalb um so teurer sein«, bemerkte Gage.

»Er müsste es«, entgegnete Heinrich. »Du beurteilst andere nach dir selbst, braver Sir John, aber nicht alle sind von deinem Schlag. Wenn ich meinen Argwohn gegen Hertford für begründet hielte, würde ich seinen Namen von der Liste streichen.«

»Nein, ich bitte Euch, mein königlicher Herr, tut das nicht«, sagte der Kommandant.

»Dein Urteil ist stets ein ehrliches, und ich will mich nach demselben richten«, versetzte der König. »Hertfords Name soll stehen bleiben, obwohl ich es anders beschlossen hatte. Aber ich will ihn beaufsichtigen lassen. Bis jetzt sind du und Sir Thomas nur Ratgeber, ohne Stimme und Macht. Ihr sollt beide Exekutoren werden und gleiche Macht wie Hertford haben.«

»Ich kann für Sir Thomas Seymour nicht antworten«, erwiderte Gage, »aber was mich betrifft, so darf ich sagen, dass ich kein Verlangen nach diesem Amt trage.«

»Ich will von keiner Weigerung hören«, sagte Heinrich in entschiedenem Ton. »Sir Thomas ist der Lieblingsonkel Edwards. Der Knabe liebt ihn und wird von jenem wieder ge-

liebt. Sir Thomas wird so treu über ihn wachen wie du, he?«

»Sir Thomas ist nach meiner Ansicht mehr zu fürchten als sein Bruder«, bemerkte Gage.

»Darin irrst du dich«, entgegnete Heinrich. »Sir Thomas ist keck und halsstarrig, aber treu wie Stahl. Ich habe seine Zuverlässigkeit erprobt.«

»Hm«, murmelte Gage in zweifelndem Ton. »Wenn Eure Majestät die Änderungen im Testament zu machen gedenken, weshalb sollte dann Gardiner übergangen werden? Er ist der Fähigste unter den Prälaten und von großer Erfahrung in politischen Dingen. Außerdem hat er Eurer Majestät viele wichtige Dienste erwiesen.«

»Für die er gut belohnt worden ist«, unterbrach Heinrich ihn finster. »Ich will nichts von ihm wissen, Gardiner besitzt Fähigkeiten genug, aber er ist ein feiner Intrigant und würde Euch alle übers Ohr hauen. Ich verstehe ihn zu lenken, aber kein anderer würde dazu imstande sein. Du bist ein Papist, Sir John, deshalb empfiehlst du mir Gardiner. Aber er soll keine Macht haben, nach meinem Tod Zwiebracht in der Kirche zu säen. Es ist völlig genug, wenn Wriothesley den ihm zugedachte Posten behält. Ich hatte daran gedacht, auch seinen Namen zu streichen und ihn durch den Marquis von Dorjet zu ersetzen.«

»Ich bitte Euch, tut das nicht, Sire«, sagte Gage.

»Du kannst dir deine Überredungskunst sparen. Ich will den Lordkanzler beibehalten. Ich glaube nicht, dass er viel Unheil anrichten kann, und er wird Cranmer die Stange halten. Beeile dich daher und lass William Clerk mit meinem Geheimsiegel zur Hand sein. Meine Finger sind so geschwollen, dass ich nicht die Hand zu führen vermag.«

»Himmel! Ist es möglich, dass Eure Majestät so unvorsichtig gewesen sind, die Unterzeichnung des Testaments bis jetzt aufzuschieben? Ihr hättet verflossene Nacht sterben können und dann ...«

»Schwatze nicht, sondern tu, wie ich dir geboten habe«, unterbrach ihn der König. »Aber halt! Ist Cranmer im Palast?«

»Ja, gnädigster Herr, Seine Hochwürden ist erst soeben von Croydon zurückgekehrt«, erwiderte der Kommandant.

»Gut. Lass ihn sogleich zu mir kommen«, fuhr der König mit matter Stimme fort. »Dieses Gespräch hat mich ermüdet. Mir ist, als könnte ich schlafen. Sende mir Butts, dass er bei mir wache, aber lass mich sonst eine Stunde lang durch niemand gestört werden.«

»Aber die Regulierung des Testaments, Sire? Die Sache ist höchst dringend«, rief der Kommandant.

Heinrich gab jedoch keine Antwort. Er hatte schon begonnen, schwer und röchelnd zu atmen.

Nachdem Gage ihn einen Augenblick, unschlüssig darüber, ob er ihn wecken solle, betrachtete, verließ er das Gemach.

Kaum war er fort, lugte Hertford hinter dem Vorhang hervor. Als er sah, dass Heinrich schlief - sein lautes Atmen ließ daran in der Tat nicht zweifeln - schlich er behutsam vorwärts.

Im selben Augenblick trat Butts in das Zimmer.

Beunruhigt durch Heinrichs Röcheln, eilte er, ohne den Earl zu beachten, an das Bett des Königs.

»Es ist, wie ich befürchtete«, sprach er nach einer Pause, zu Hertford gewandt. »Es ist die Lethargie des Todes. Er wird nie wieder erwachen - oder wenn er erwacht, wird

sein Geist irre sein. Die Stärke des großen Heinrich hat ihn verlassen. Der absolute Monarch ist jetzt ein hilfloses Kind.«

»Ich würde ihn nicht aus dieser Betäubung aufrütteln, sondern ihn fortschlafen lassen, wäre nur das Testament unterzeichnet«, rief Hertford verzweiflungsvoll aus. »Ich muss ihn wecken«, fügte er hinzu, zum Bett hinstürzend.

»Es ist vergebens, sage ich Euch«, versetzte Butts, ihm in den Weg tretend.

»Lasst mich los, Herr!«, schrie der Earl wütend. »Ich werde wahnsinnig, wenn mir dieser große Preis meines Lebens entgeht.«

»Er braucht Euch nicht zu entgehen«, erwiderte Butts. »Hier ist das Testament. Nehmt es und lasst es stempeln. Der Inhaber des königlichen Siegels wird sein Schweigen erkaufen lassen, und Zeugen werden auf dieselbe Art zu erhalten sein.«

»Euer Rat ist gut, aber nicht ausführbar«, sagte Hertford. »Sir John Gage weiß, dass Seine Majestät gewisse Änderungen in dem Testament vorzunehmen beabsichtigte, und dass es nicht unterzeichnet ist. Der Kommandant lässt nicht mit sich reden. Sein Schweigen ist nimmer zu erkaufen. Alles ist verloren!«

»Nicht also«, entgegnete der verschlagene Arzt, anscheinend ebenso wenig von skrupulösen Bedenken geplagt wie Hertford. »Bis jetzt ist niemandem außer uns der Zustand des Königs bekannt. Die Unterzeichnung des Testaments soll von niemandem, auch von Gage nicht, bestritten werden. Holt den Siegelbewahrer herbei - auch die Earls von Essex und Arundel, Sir William Paget, Sir William Herbert und auf wen Ihr Euch sonst noch als Zeugen verlassen

könnt. Überlasst mir das Übrige. Aber macht schnell!«

»Es soll geschehen, und wenn die List gelingt, werde ich es nicht an Dank gegen den fehlen lassen, der sie so kühn ersonnen hat«, antwortete Hertford. »Während ich dies Geschäft besorge, gebt Ihr im Namen Seiner Majestät den Befehl, dass niemand als ich und die von Euch Genannten Einlass in das Gemach finde. Unser Plan wird unfehlbar vereitelt werden, wenn Gage und mein Bruder Zutritt erlangen.«

Butts verbeugte sich zustimmend, und Hertford verschwand durch die geheime Eingangstür.

Der Arzt benetzte ein leinenes Tuch und legte es auf Heinrichs Stirn, indem er zugleich die Kissen so zurecht schob, dass der sterbende Monarch sichtlich leichter atmete. Dann zog er die Vorhänge so dicht um das Bett zusammen, dass die obere Hälfte der Gestalt des Königs größtenteils verborgen war, und zuletzt stellte er einen kleinen Tisch mit Schreibmaterialien in einer geringen Entfernung an die linke Seite des Bettes. Die Lichter wurden so im Zimmer platziert, dass das Bett vollständig im Schatten blieb.

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, schritt er ins Vorzimmer und gab dem obersten Türwart die von Hertford angedeutete Ordre.

Es war die höchste Zeit dazu, denn er hatte sich kaum wieder entfernt, als der Towerkommandant und Sir Thomas Seymour sich einfanden, aber der Eintritt in das Zimmer des Königs ward ihnen verwehrt. Umsonst remonstrierte Seymour, der voll Angst und Ungeduld war, gegen den Befehl. Die Türwächter waren unerbittlich.

Bald nachher erschien eine würdevoll aussehende Gestalt im schwarzen Gewand mit einem Kästchen unter dem

Arm. Es war William Clerc, der Bewahrer des königlichen Insiegels. Dieser ward sofort hineingelassen.

Bald danach kam der Earl von Hertford, begleitet von den Earls von Essex und Arundel und von den anderen, welche Butts bezeichnet hatte, alle mit den ernsthaftesten und wichtigste Mienen. Feierlich Gage und Seymour grüßend, schritten sie an denselben vorbei und traten ungehindert in das Sterbezimmer.

»Das ist höchst seltsam«, bemerkte Gage. »Ich verstehe es nicht. Seine Majestät sagte mir selbst, er wolle eine Stunde lang von niemand gestört werden. Seid Ihr ganz sicher, Herr, dass der ausdrückliche Befehl erteilt worden ist, uns nicht einzulassen?«, wandte er sich an den obersten Türwart.

»Ganz sicher, Sir John«, entgegnete der Angeredete mit einer tiefen Verbeugung. »Doktor Butts überbrachte mir selbst den Befehl.«

»Hertford hat uns überlistet, Sir John«, bemerkte Seymour. »Keiner von uns wird Exekutor werden.«

»Mir für meine Person ist nicht daran gelegen«, erwiderte Gage. »Ich trachte nicht nach dieser Auszeichnung. Aber ich hoffe, dass die Absichten des Königs getreulich erfüllt werden.«

Nicht lange danach kam Cranmer, der geradeswegs auf die Tür zuschritt, aber gleich den anderen zurückgewiesen ward. Der Erzbischof leistete daraufhin Gage und Seymour Gesellschaft und sprach mit ihnen von dem gefahrvollen Zustand des Königs, den er schmerzlich bedauerte, als Butts an der Tür erschien und dem Wächter ein Wort zuflüsterte, worauf alle drei eingelassen wurden.

Was sie sahen, war Folgendes: Rings um den kleinen

Tisch mit Schreibmaterialien befanden sich die Personen, welche das Testament als Zeugen unterschrieben hatten. Näher dem in Schatten gehüllten Bett, aber mit dem Rücken demselben zugekehrt, stand William Clerc, welcher vor Unterzeichnung der Zeugen das Testament auf dem Anfang der ersten und am Ende der letzten Seite gestempelt und es gerade eben, mit dem königlichen Insiegel und den Zeugenunterschriften versehen, dem Earl von Hertford überreicht hatte.

Butts erklärte Cranmer und den anderen, dass Seine Majestät gerade noch Kraft genug besessen habe, um die Besiegelung seines Testamentes zu befehlen, dass er aber gleich nach Vollzug dieses Aktes und nach geschehener Attestierung sprachlos zurückgesunken sei.

»Es ist wunderbar, dass seine Kraft so lange aushielt«, fuhr der verschlagene Arzt fort. »Er sprach mit so matter Stimme, dass nur ich seine Worte vernehmen konnte. Ich fürchte, er wird Eure Hochwürden kaum mehr erkennen«, fügte er, mit Cranmer an das Bett schreitend, hinzu und schlug die Vorhänge zurück, sodass man die schmerzentstellte Gestalt des Königs erblicken konnte, der jetzt augenscheinlich in den letzten Zügen lag. »Er wird gleich ausgegangen haben.«

»Ich will zu ihm«, erwiderte der Erzbischof. Die Hand des Königs ergreifend, trat er dicht zu ihm heran und ermahnte ihn mit eindringlichen Worten, sein Heil auf Christum zu setzen und dessen Erbarmen anzurufen. Zugleich forderte er ihn auf, wenn er noch irgendein Bewusstsein habe, ihm ein Zeichen zu geben, dass er an den Herrn glaube.

Heinrich schien zu verstehen, was ihm gesagt ward, denn er drückte leicht die Hand des Primas.

Nach einer Weile wandte sich der Erzbischof zu der Gesellschaft, die jetzt um das Bett versammelt stand, und sprach mit feierlicher Stimme: »Es hat dem Himmel gefallen, unseren großen König in ein besseres Jenseits abzurufen. Betet alle für die Ruhe seiner Seele!«

Darauf knieten alle nieder, und während sie die Knie beugten, verkündeten die Schläge der Uhr die Stunde der Mitternacht.

Da rief sich Hertford ins Gedächtnis, was der König ihm von der Vorladung des Geistes erzählt hatte, und ein Zittern überfiel ihn.



Zweites Buch

Der Lordprotektor

Erstes Kapitel

Wie der Earl von Hertford und Sir Anthony Brown dem Prinzen Edward seines Vaters Tod ankündigten

Zwei Tage lang wurde Heinrichs Hinscheiden geheim gehalten. Am Montag, dem letzten Januar 1547, schickte das Haus der Gemeinen eine Deputation an die Lords, und dieser Deputation teilte der Lordkanzler Wriothesley die wichtige Nachricht mit, idem er sie zugleich in so weit mit des Königs Letztem Willen bekannt machte, als man es für gut fand. Die Zeit, die zwischen des Königs Tod und dieser Mitteilung lag, war von Hertford und seinen Anhängern benutzt worden, sich über ihre Pläne zu verständigen und die während der neuen Regierung zu treffenden Maßregeln zu beratschlagen. Die meisten Mitglieder des Conseils, das die ausübende Gewalt besaß, waren durch Hertfords Versprechungen gewonnen. Eine ernstliche Opposition vonseiten der anderen - unter denen Cranmer und Tunstal - war nicht zu erwarten. Das einzige wirkliche Hindernis auf dem Weg des ehrgeizigen Earls schien der Lordkanzler zu sein, aber auch er konnte, je nachdem, herübergezogen oder beiseitegeschoben werden. So fühlte Hertford sich sicher und beschloss, ohne Säumen mit der Verwirklichung seiner Projekte vorzugehen.

Was den Herzog von Norfolk betrifft, so trat Heinrichs Tod in einem für ihn so gefährlichen Augenblick ein, dass

er als ein großes Glück betrachtet werden musste, und dass gläubige Seelen die Hand der Vorsehung darin erkannten. Hätte Hertford übrigens freies Spiel gehabt, so wäre der Herzog unfehlbar hingerichtet worden, wie Heinrich es angeordnet hatte. Aber Sir John Gage weigerte sich hartnäckig, Folge zu leisten, und drohte, wenn Hertford darauf bestehe, des Königs Tod bekannt zu machen. So wurde Norfolk gerettet, obwohl er im Tower gefangen blieb.

Der junge Prinz Edward wurde über den Verlust, der ihn betroffen hatte, bis zum Sonnabend in Unkenntnis gehalten. Alsdann machte ihm sein ältester Onkel in eigener Person die Mitteilung. Letzteren begleitete der ihm ergebene Oberstallmeister Sir Anthony Brown. Der Prinz befand sich mit der Prinzessin Elisabeth in Hertford, wohin beide nach der letzten Unterredung mit ihrem königlichen Vater geschickt worden waren. Der Earl und sein Begleiter fanden den Prinzen, wie er gerade seiner Schwester Juan Luis Vives' »Belehrung über die Pflichten einer Christin« vorlas. Edward schloss sogleich das Buch, verließ das Lesepult, vor dem er saß, und trat den Ankommenden entgegen. Obwohl die Botschaft, die sie ihm brachten, ihn nicht unvorbereitet traf und die Mitteilung in einer Art und Weise geschah, die darauf berechnet war, ihre Wirkung zu mildern, erschütterte sie ihn doch tief.

Der Earl und Sir Anthony Brown begrüßten ihn kniend als König und huldigten ihm, aber Edward war zu bewegt, um eine passende Antwort zu finden. Er wandte sich ab, und indem er sich in die Arme seiner neben ihm stehenden Schwester warf, flossen beider Tränen gemeinschaftlich.

»Nie«, sagte Sir John Hayward, der die Szene schildert, »sah ich ein anziehenderes Bild des Schmerzes. Ihre Gesicht-

ter schienen vielmehr den Kummer zu verschönen, als dass dieser ihre Züge entstellt hätte. Die Jugend beider, ihre außerordentliche Schönheit, der lebhafteste Austausch rührender Klagen verliehen ihrem Schmerz eine solche Anmut, dass keines Anwesenden Auge trocken blieb.«

Hertford sah ein, dass er diesem ersten Schmerzenserguss freien Lauf lassen müsse. Er enthielt sich aller Trostworte, erhob sich aus seiner knienden Stellung und zog sich mit Sir Anthony ein wenig zurück.

»Wir haben den besten aller Väter verloren, Elisabeth«, sagte endlich Edward, indem er sie mit Tränen in den Augen anblickte. »Aber er ist im Himmel, und so dürften wir eigentlich nicht um ihn trauern. Doch ich kann nicht anders.« Und er weinte von Neuem.

»Sei ruhig, lieber Bruder«, sagte die Prinzessin zärtlich, »unser Vater ist glücklich von allen Leiden erlöst. Ich dachte wohl, dass wir ihn auf Erden nicht wiedersehen würden. Du musst jetzt ein Mann sein, denn du bist König.«

»Ach!«, rief Edward schluchzend aus, »mir bricht das Herz bei dem Gedanken.«

»Und meines pocht freudig bei dem bloßen Gedanken daran«, erwiderte die Prinzessin. »Ermanne dich, lieber Bruder - oder, wie ich eigentlich sagen sollte, »mein gnädiger Herr und König, denn das bist du nun. Wie sonderbar das klingt, Edward! O, es ist gewaltig schön, König zu sein - ein Diadem zu tragen, auf dem Thron zu sitzen, den Eid zu leisten und zu sehen, wie sie alle bei einem bloßen Stirnrunzeln zittern - wie bei unserem Vater.«

»Elisabeth!«, sagte Edward vorwurfsvoll, »ist es jetzt Zeit zu scherzen?«

»Nein, ich scherze nicht«, erwiderte sie ernst, »ich sprach

nur aus, was mir unwillkürlich in den Sinn kam. Zu dir, bester Bruder, habe ich immer ohne Rückhalt gesprochen.«

»Und ich hoffe, du wirst das auch ferner tun«, erwiderte er liebevoll. »Ich habe dich lieb, Beß. Du sollst mein erster Rat sein. Dir will ich all meine Geheimnisse anvertrauen.«

»Dein Onkel Hertford wird es nicht dulden«, antwortete sie. »Er beobachtet uns jetzt genau - er möchte wissen, was du mir sagst. Hüte dich vor ihm, Edward!«

»Ich wollte, mein Onkel Sir Thomas Seymour wäre hier«, sagte der junge König, »aber ich höre, man hat ihm den Zutritt zu mir verweigert.«

»Wer hätte das getan? - Lord Hertford?«, sagte Elisabeth.

»Wahrscheinlich!«, sagte Edward. »Aber ich will ihn sehen, jetzt, da ich König bin. Sir Thomas steht sehr bei dir in Gunsten, Beß? Wie?«

»Sir Thomas unterhält mich angenehm, tanzt gut und hat ein ausgezeichnet feines Ohr für Musik«, antwortete sie.

»Und ist überdies sehr schön - gestehe, dass du ihn schön findest, Beß.«

»O, ich habe ihn nie so genau betrachtet, um entscheiden zu können, ob er schön ist oder nicht«, erwiderte sie leicht errötend.

»Gott, meine böse Zunge, die mich auf solche Dinge bringt!«, rief Edward plötzlich aus. »Einen Augenblick vorher schalt ich mit dir, liebste Beß, wegen unpassender Leichtfertigkeit, und nun mache ich es selbst nicht besser. Komm mit zum Onkel Hertford.«

Bei diesen Worten nahm er ihre Hand und langsam, würdevoll schritt das junge Paar auf den Earl zu, der augenblicklich mit Sir Anthony ihnen entgegen kam.

»Es freut mich, Ew. Hoheit etwas heiterer zu sehen«, sag-

te Hertford, indem er sich tief verbeugte. »Denn obgleich der Kummer über einen so großen Verlust natürlich und lobenswert ist, so habt Ihr doch viele Pflichten zu erfüllen, die keinen Aufschub dulden, und deren Erledigung Eure Gedanken von dem Verlust abziehen werden. Ich bin mit Sir Anthony Brown, dem Oberstallmeister, gekommen, um Ew. Majestät nach Enfield zu begleiten, wo Ihr diese Nacht schlafen werdet. Morgen werdet Ihr zum Tower geführt, um die Lords zu empfangen, die geistlichen und weltlichen, welche miteinander ihre Huldigungen darbringen werden. Habt Ihr vor dem Aufbruch viele Vorbereitungen zu treffen?«

»Nicht viele, Mylord - gar keine, in der Tat«, erwiderte Edward. »Ich bin gleich bereit, Euch zu folgen. Nur meinen Lehrern möchte ich Lebewohl sagen - vorausgesetzt, dass Sie nicht mitgehen, was mir viel lieber wäre.«

»Sie werden uns bald folgen«, antwortete Hertford. »Aber Ihr werdet anfänglich so viel zu tun haben, dass Ihr durchaus Eure Studien eine Zeit lang aussetzen müsst. Eure Hoheit möge ruhen, Euren Lehrern nicht zu sagen, was Euch von hier wegführt, denn die Bekanntmachung soll erst morgen geschehen, und bis dahin muss aus Gründen, die ich gleich angeben werde, das tiefste Schweigen in Bezug auf Eures Vaters Tod beobachtet werden. Nachdem ich dies vorangeschickt habe, werde ich sie rufen lassen. Heda!«, wandte er sich zu einem aus dem Gefolge, »lasst Sir John Cheke und Doktor Cox rufen. Seine Hoheit steht im Begriff, nach Enfield zu reisen.«

»Nein, ich will zu ihnen gehen«, rief Edward.

»Um Verzeihung, Ew. Majestät!«, entgegnete Hertford leise, »jetzt müssen sie zu Euch kommen.«

»Gleich darauf traten zwei alte, ernst und gelehrt aussehende Männer in die Halle. Sie trugen beide lange schwarze, mit Pelz verbrämte Röcke mit Samtkäppchen auf den kahlen Häuptern. Der Vordere von ihnen, Sir John Cheke, trug einen schweren Folioband unter dem Arm. Der andere war der nicht minder gelehrte Doktor Cox. Da er an Gicht litt und der Stütze eines Stockes bedurfte, ging er etwas langsamer als sein Kollege.

Sir John Cheke stammte aus einer alten Familie, war Meister der Redekunst und ein eifriger Anhänger der Platonischen Philosophie. Er hatte mehre gelehrte Abhandlungen geschrieben und Doktor Thomas Wilsen, Staatssekretär der Königin Elisabeth, der ihn genau kannte, bezeichnet ihn als einen Mann von seltenen Kenntnissen, als eine besondere Zierde des Landes. Seine Schwester war verheiratet an Cecil, den späteren Lord Burgleigh. Sein Kollege, Doktor Cox, betrieb neben der Philosophie ein gründliches Studium der Gottesgelahrtheit. Beide Lehrer Edwards waren Anhänger der Reformation, und es ist ohne Zweifel ihrer einsichtsvollen Leitung zu verdanken, dass der junge König eine der glänzendsten Zierden und mächtigsten Stützen der protestantischen Sache wurde.

Edward flog seinen Lehrern entgegen, und indem er auf Doktor Cox zueilte, rief er aus: »Stützt Euch auf mich, guter Doktor, stützt Euch auf mich.«

Cox lehnte dieses Anerbieten respektvoll ab, ließ es aber zu, dass Edward seine Hand nahm und ihn so zu dem Earl von Hertford führte, der gerade Sir John Cheke begrüßte.

»Mein königlicher Schüler erzählt mir eben, dass Eure Lordschaft im Begriff steht, ihn von hier fortzuführen«, sagte Doktor Cox, indem er sich vor dem Grafen verbeugte.

»Es tut mir leid, dass seine Studien unterbrochen werden.«

»Sie werden nur für einige Zeit unterbrochen«, entgegnete Hertford. »Wahrscheinlich wird er nicht hierher zurückkehren«, fügte er bedeutungsvoll hinzu, »aber Ihr und Sir John Cheke werdet ihm folgen. Seine Hoheit zieht einen zu großen Nutzen aus Eurem beiderseitigen trefflichen Unterricht, um ihn länger entbehren zu sollen, als nötig ist. Ihr scheut keine Mühe mit ihm, meine gelehrten Herren, ich bin damit sehr wohl zufrieden.«

»Der Mühe bedarf es wenig, Mylord«, antwortete Cheke. »Seiner Königlichen Hoheit gebührt mehr Lob wegen der raschen Fortschritte, die er gemacht hat, als uns. Last oder Schwierigkeit haben wir nicht mit dem Prinzen, er besitzt eine seltene Gabe zu lernen und nicht minder großen Eifer und Fleiß, was viel sagen will. Des Lesens wird er nie müde. Von der Weltgeschichte wendet er sich zur Philosophie und von der Philosophie zur Heiligen Schrift und Theologie. Die schönen Künste beherrscht er ganz. Logik hat er studiert, wie Eure Lordschaft weiß. In diesem Augenblick studiert er die Ethik des Aristoteles im Griechischen. Wenn er damit zu Ende ist, will er sich der Rhetorik wieder zuwenden.«

»Ich kann alles bestätigen, was Sir John gesagt hat«, bemerkte Doktor Cox. »Jede Mahnung zum Studieren ist bei Seiner Hoheit überflüssig - ja, sein Fleiß ist so groß, dass er eher des Zügels als des Sporns bedarf. Er hat jüngst den Cato gelesen, das Satellitium von Vives und die Fabeln des Aesopus. Was das Lateinische betrifft, so versteht er es besser als mancher Junge seines Alters die Muttersprache. Haben Eure Lordschaft zufälligerweise die Briefe gelesen, die er in jener Sprache an seinen Vater geschrieben hat?«

»Ich bitte Euch, lieber Doktor, sprecht davon nicht!«, rief Edward, in Tränen ausbrechend.

»Möge mir Eure Hoheit verzeihen!«, sagte der würdige Mann, der seinen königlichen Schüler aufs Zärtlichste liebte. »Ich wollte Euch um alles in der Welt nicht wehtun.«

»Ich weiß es«, erwiderte Edward, ihn mit fast kindlicher Liebe unter Tränen anschauend. »Aber mein Herz ist im Augenblick so voll, es will überströmen.«

»Eure Berichte über die Fortschritte meines königlichen Neffen sind höchst zufriedenstellend, meine gelehrten Herren«, bemerkte Hertford und versuchte der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. »Ich bin überzeugt, dass Ihr nur die Wahrheit redet, aber Ihr macht fast ein Wunderkind aus ihm.«

»Er ist auch ein Wunderkind!«, rief Sir John Cheke enthusiastisch. »Wenige kommen ihm gleich!«

»Nein, mein guter Onkel, Ihr müsst dem misstrauen, was meine gütigen Lehrer Euch über mich berichten. Sie betrachten mich mit zu parteiischen Augen.«

In diesem Moment fand durch den unerwarteten Eintritt des Sir Thomas Seymour eine für Hertford nichts weniger als angenehme Unterbrechung statt, der augenscheinlich, nach seinem Aussehen und seiner Kleidung zu urteilen, eben einen eiligen Ritt gemacht hatte. Ohne sich um die zornigen Blicke zu kümmern, die ihm sein Bruder zuschleuderte, entblößte Sir Thomas sein Haupt, warf sich vor Edward auf die Knie und rief, des Monarchen Hand ergreifend, aus: »Gott segne Eure Majestät! Ich hoffte, der Erste zu sein, der Euch die Botschaft brächte, dass die Krone dieses Reiches auf Euch übergegangen ist, aber ich sehe, dass man mir zuvorgekommen ist.«

»Ich danke Euch von Herzen, lieber Onkel«, antwortete Edward, »nicht für Eure Nachricht«, setzte er traurig hinzu, »denn ich wollte lieber, Ihr hättet mir irgendeine andere gebracht, aber für Euren Beweis von Loyalität und Zuneigung.«

»Sind wir, mein Kollege und ich, all die Zeit über in der Gegenwart unseres gnädigsten Herrschers gewesen, ohne es zu wissen?«, rief Sir John Cheke, als Seymour sich erhob. »Ich bitte Euch, verzeiht uns und genehmigt unsere Huldigung.«

So sprechend knieten er und Doktor Cox vor dem jungen König nieder, der ihnen beiden die Hand reichte.

»Jetzt verstehe ich meinen Missgriff«, sagte Cox, »und bitte noch einmal Eure Majestät um Verzeihung.«

»Denkt nicht mehr daran«, entgegnete Edward. »Steht auf, meine beliebten Lehrer und Berater. Es ist wahr, ich bin Euer königlicher Herr, Ihr aber müsst mich stets als Euren Schüler betrachten.«

»Du tatest Unrecht, ohne Vollmacht hierher zu kommen«, sagte der Earl von Hertford in strengem Ton zu seinem Bruder. »Du wirst dir den Unwillen des Conseils zuziehen.«

»Wenn ich mir nicht den Unwillen Seiner Majestät zuziehe, so wird mich des Conseils Verdruss wenig kümmern«, antwortete Seymour im Ton stolzer Gleichgültigkeit.

»Da du nun die Botschaft ausgerichtet, die Du so dienst-eifrig und unberufen übernommen hast«, fuhr der Earl mit steigendem Zorn fort, »so wirst du jetzt so gefällig sein, dich zu entfernen. - Wie! Du zögerst?«

»Seine Majestät hat mir nicht befohlen, mich zurückzuziehen«, entgegnete Seymour nachlässig.

»Nein, mein guter Lord«, sprach Edward zu dem Earl, »mein Onkel Sir Thomas scheint scharf geritten zu sein und muss der Erfrischung bedürfen nach seiner schnellen Reise. Hat er die zu sich genommen, so kann er uns nach Enfield begleiten.«

»Er kann nicht mit uns gehen!«, schrie Hertford, sich vergessend.

»Wie?«, rief Edward. Sein Gesicht wurde in der Tat für einen Augenblick so finster, dass es an das seines Vaters erinnerte. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wandte er sich dann an Sir Thomas und sprach: »Befehlt, was Ihr begehrt, und macht Euch bereit, mit uns nach Enfield zu reiten.«

»Meinen Dank Eurer Majestät, aber ich bedarf nichts«, entgegnete Seymour, »ich bin sofort bereit, mit Euch zu gehen.«

Die Prinzessin Elisabeth, welche mit Sir Anthony Brown ein wenig abseits gestanden hatte und höflich mit der Art und Weise zufrieden schien, wie ihr königlicher Bruder seine Autorität geltend machte, klatschte in die Hände und befahl dem eintretenden Diener, für Sir Thomas Seymour einen Becher Wein zu bringen.

»Das will ich nicht ausschlagen«, sagte Seymour, als der Wein gebracht wurde. »Möge Eure Majestät lange und glücklich regieren!«, fügte er hinzu, indem er den Becher an seine Lippen hob.

Nachdem Edward dann seinen Lehrern Lebewohl gesagt und von seiner Schwester zärtlichen Abschied genommen hatte, indem er sie guten Mutes sein hieß und versicherte, dass ihre Trennung nicht lange dauern solle, erklärte er dem Earl von Hertford, dass er zum Aufbruch bereit sei, worauf dieser ihn der Etikette gemäß zur Tür geleitete. Ih-

nen folgten Sir Anthony Brown und Sir Thomas Seymour, welcher Letztere noch einen Augenblick zögerte, um der Prinzessin Elisabeth noch einige Worte zuzuflüstern.

Die Pferde und das Gefolge standen draußen bereit, und so ritt der jugendliche König, von seinen beiden Oheimen begleitet, nach Enfield, wo er übernachtete.

Zweites Kapitel

Wie Edward VI. in Westminster als König proklamiert wird, wie er von Enfield zum Tower in London reitet und wie ihm der Kommandant die Schlüssel des Tower überliefert

Am folgenden Morgen wurde Heinrichs Tod öffentlich verkündet, und nachdem sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, versammelte sich eine ungeheure Menschenmenge vor dem Westminsterpalast. Dort waren Schranken errichtet und andere Vorkehrungen getroffen worden, weil die Thronbesteigung des jugendlichen Nachfolgers proklamiert werden sollte.

Es hatte scharf gefroren. Der Tag war klar und hell, aber sehr kalt. Im Ganzen sah die Menge keineswegs traurig aus, und wenige Klagen um den dahingeschiedenen Monarchen wurden laut, obwohl Heinrich bei den mittleren und niederen Volksklassen durchaus nicht unbeliebt gewesen war. Sie billigten seine Strenge, solange nicht sie selbst, sondern nur der Adel davon betroffen wurde. Seine »Peitsche mit sechs Strängen«, wie sie das schreckliche »Statut der sechs Artikel« nannten, liebten sie aber nicht, denn sie

traf nach rechts und nach links und konnte gar leicht auch einem von ihnen zu nahe kommen. Man freute sich, dass er nicht mehr war, und manche kühne Bemerkung wurde laut, wofür der Sprecher bei Lebzeiten des Königs sicherlich ins Wasser geworfen worden wäre. Die meisten Frauen – und ein großer Teil des Haufens bestand aus solchen – schmähten sein Andenken wegen des gewalttätigen Verfahrens gegen seine Gemahlinnen. Die Männer dagegen meinten scherzend, dass darin gerade sich seine Weisheit kund gegeben hätte, denn der kürzeste Weg, eine lästige Frau loszuwerden, sei, ihr den Kopf abzuhaufen.

Doch die bei Weitem kühnste Sprache führte ein großer, hagerer Franziskanermönch. Er stieg auf eine Treppe und sprach mit lauter Stimme folgendermaßen zum Volk: »Kennt Ihr mich nicht, gute Leute? Ich bin der Priester, der vor jenem König predigte, der nun tot im Palast liegt. Ich bin der Vater Pete, der vor König Heinrich in seiner Kapelle zu Greenwich predigte und ihm ins Gesicht gesagt hat, dass ein schweres Gericht über ihn kommen würde wegen seiner sündigen Taten. Ich bin es, der dem König furchtlos gesagt hat, dass lügnerische Propheten ihn betrogen hätten, aber dass ich, ein anderer Micha, ihn warne, auf dass die Hunde nicht sein Blut lecken, wie sie das Blut Ahaus geleckt haben. Und für solche Worte ward ich als ein Rebell, als ein Hund, als ein Verleumder verurteilt. Aber diese meine Worte erfüllen sich. Heinrich, der Ahab, ist tot und Hunde werden sein Blut lecken.«

Entsetzt und bestürzt über die Verwegenheit des Franziskaners, blickten viele unter der Menge sich um, als ob sie erwarteten, dass er ergriffen und eingesteckt werde. Zufällig aber waren die Gerichtsdienere anderweitig in Anspruch

genommen und Vater Pete stieg langsam von seiner Treppe herunter, mischte sich unter die Menge und wurde nicht mehr gesehen. Das Ereignis machte übrigens einen tiefen Eindruck auf die Versammlung und lange danach gedachte man der Worte des Mönches.

Unterdessen war innerhalb der Schranken, dem Palast gegenüber, ein hohes Gerüst errichtet worden. Pfortner des königlichen Palastes, die häufig Gebrauch von ihren Stäben machten, wenn das Gedränge zu stark wurde, stattliche Leibgardisten, die das königliche Wappen in Gold gestickt auf der Brust und Hellebarden in den Händen trugen, und Lanzknechte, die beständig auf und nieder ritten, hielten den Haufen zurück und die Ordnung aufrecht. Unten um das Gerüst war eine Schar von Trompetern in gestickten Kleidern und mit seidenen Fahnen aufgestellt. Als endlich alles fertig war, bestiegen fünf Wappenherolde die Plattform und pflanzten sich daselbst auf, indem sie auf das Erscheinen der Lords, die sich im Parlamentsgebäude versammelt hatten, warteten. Als diese kamen, stieß einer der Trompeter drei Mal ins Horn, sodass die Mauern des Palastes das Echo des gellenden Tones zurückgaben. Dann lagerte sich eine tiefe Stille über die bisher so bewegte Menge. Ein Herold trat vor und rief: »Edward VI., von Gottes Gnaden König von England, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens und der Kirche von England, wie von Irland, entbietet seinen Gruß. Da es dem allmächtigen Gott gefallen hat, am verflossenen Freitag zu seiner ewigen Barmherzigkeit einzuberufen den allervortrefflichsten und mächtigsten Fürsten Heinrich, edelsten und glorreichsten Andenkens, unseren teuersten, innigsten geliebten Vater, dessen Seele Gott gnädig sei!«

Hier hielt der Herold inne, und augenblicklich blies die ganze Trompeterschar einen so lauten und energischen Tusch, dass aller Herzen elektrisiert wurden. Dann trat Gartner vor und rief mit mächtiger Stimme: »Gott segne unseren edlen König Edward!« Worauf die Luft von jauchzenden Stimmen erschüttert wurde. Manch inniger Wunsch für des jungen Königs Glück ward laut. Manche alte Leute aber, die im Ruf der Weisheit standen, schüttelten bedenklich die Köpfe und sprachen mit den Worten der heiligen Schrift: »Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!«

Mitten in diesen verschiedenen Gefühlsäußerungen, während einige sich freudigen Erwartungen hingaben, andere dagegen aber, verhältnismäßig wenige, finstere Ahnungen hegten, während die Lords, welche die Proklamation abgewartet hatten, hinweg eilten, vernahm man von Westen her fernen Kanonendonner. Es hieß, der junge König begeben sich zum Tower. Die Versammlung fing dann an, sich zu zerstreuen, und ein großer Teil derselben schlug die Richtung zu der alten Festung ein. Diejenigen, welche die Kosten nicht zu scheuen brauchten, nahmen in Westminster ein Boot, um stromabwärts nach London-Bridge zu gelangen. Die meisten aber gingen *Charing crast*, welches Edward I. seiner Gemahlin Eleonore errichtet hatte, vorbei und dann den Strand entlang zur City. Manche der Lords bestiegen von den Privattreppen des Palastes aus ebenfalls ein Boot, während andere, um mehr Prunk entfalten zu können, mit zahlreichem Gefolge durch die Straßen ritten. Der Fluss wimmelte von Fahrzeugen aller Art in Gestalt von der stattlichen und vergoldeten Barke mit zwei Reihen Ruderern bis zu dem winzigsten, überfüllten Nachen. Un-

ter der Brücke in der Nähe des Tower herrschte das größte Gewühl und Gedränge. Der Strom war hier verengt, und für die kleineren Fahrzeuge erwies es sich ebenso schwierig, hier ruhig zu liegen, wie sich den Landungsplätzen zu nähern. All die Barken, Pinnassen, Karavellen und größere Schiffe legten sich beim Tower vor Anker. Viele von ihnen hatten bemalte und vergoldete Massen und waren mit Fahnen und Wimpeln geschmückt. Unter den größeren Schiffen war die *Mary Rose* und die berühmte *Henry Grâce à Dieu*, welche aus dem Wasser ragte wie ein Schloss mit zwei Türmen. Die Kanonen der Festung verkündeten nicht sobald die Annäherung des jungen Königs wie alle diese Schiffe mit ihren Geschützen, – welche sich in damaliger Zeit nur auf dem Deck befanden, denn die Seiten des Schiffes waren nicht durchbrochen, – antworteten. Bei diesem Feuern wurden sowohl die großen Schiffe als auch Traitors' Gate und der alles überragende weiße Tower, auf dem die königliche Fahne flatterte, in Rauch eingehüllt.

Zu gleicher Zeit, wo die Proklamation in Westminster verlesen ward, verkündeten die vier Wappenherolde Namens Clarencieux, Carlisle, Windsor und Chester, die Thronbesteigung des jungen Königs in der City von London. Sie führten zur Beglaubigung ein Dokument mit königlichem Insiegel bei sich und waren begleitet vom Lord-Mayor, dem Alderman und den Sheriffs in ihren Scharlachröcken. Hier war die Stimmung des Volkes ungeteilt. Die Proklamation wurde mit endlosen Jubelrufen aufgenommen.

Als der jugendliche König, auf den die Krone übergegangen war, vom Palast in Enfield zum Tower aufbrach, begleiteten ihn seine beiden Oheime, der Oberstallmeister

und eine große Anzahl von Edelleuten, Rittern, Leibgardisten, Knappen und andere, die alle sehr reich gekleidet waren und einen stattlichen Anblick gewährten. Edward erregte durch seine Jugend und Schönheit die Bewunderung aller, die ihn sahen. Er trug einen Mantel von Silbertuch, mit Gold gestickt, ein Wams von weißem Samt, mit venezianischem Silber durchwebt und mit Rubinen und Diamanten besetzt. Eine Agraffe von Diamanten schmückte sein grünes Samtbarett mit weißer Feder. Der Gürtel war mit venezianischen Silberfäden durchwirkt und mit kostbaren Steinen und Perlenschnüren verziert. Seine Halbstiesel waren gleichfalls von weißem Samt. Sein milchweißes Ross, ein edles, leichtfüßiges Tier, trug eine Decke von rotem Atlas mit Perlen und goldenen Blumen bestickt. Die langen Zügel waren von rotem Leder. Edward saß für seine Jahre trefflich zu Pferde. Er nahm sich gut aus und versprach mit der Zeit ein ebenso vollendeter Reiter zu werden wie sein Onkel Sir Thomas Seymour. Der Anordnung des Earls von Hertford zuwider, ritt, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, sein Lieblingssohn gleich hinter ihm und ward nicht selten an seines königlichen Neffen Seite gerufen. Seymour ritt einen stolzen, kohlschwarzen, augenscheinlich trefflich geschulten Araber. Er war, wie in der Regel, prächtig gekleidet und trug heute einen samteneu, gestickten Überwurf und ein seidenes Wams. Durch sein stattliches Aussehen und seine stolze Haltung stellte er alle anderen Edelleute in dem Gefolge des Königs in den Schatten und nächst Edward trafen ihn die meisten Blicke. Stolz auf die Auszeichnung seines königlichen Neffen schwoll seine Brust von geheimen Wünschen und er gab den Einflüsterungen seines hochfliegenden und törichten Ehrgeizes Ge-

hör. Wenn er zuweilen den strengen Blicken seines Bruders begegnete, so antwortete er diesen mit herausforderndem Stolz.

So passierte die königliche Kavalkade Tottenham, wo viel Volk versammelt war und wo die Geistlichkeit sich mit ihren Räuchergefäßen aufgestellt hatte, um dem vorüberreitenden jungen König Weihrauch zu spenden. Dann kamen andere Ortschaften, wieder Menschengruppen und Jubelrufe, wieder Priester und Weihrauch. Glücklicherweise war das Wetter, wie schon bemerkt, sehr schön, und so wurde der Effekt, den der Zug machte, nicht gestört.

Nun dauerte es nicht mehr lange und die City von London kam in Sicht. Dieselbe bot in damaliger Zeit mit ihren grauen Mauern und stattlichen Toren einen höchst pittoresken Anblick. Besonders fiel die große Zahl der Kirchen auf, unter denen der hohe Turm von St. Paul alle anderen stolz überragte. Hell erklangen die Glocken all dieser Kirchen, aber deutlich unterschied man den tiefen und lauten Ton derjenigen der Kathedrale. Gleichzeitig wurden Mörser, Falkonette und Feldschlangen auf den Mauern der Stadt und an den Toren abgefeuert. Dem jungen Monarchen machte das sichtlich Freude und er lächelte, als Sir Thomas Seymour ihm bemerkte, wie unverkennbar es sei, dass seine loyalen Untertanen, die guten Bürger Londons, ihn von Herzen willkommen hießen.

Über Finsbury zog die Kavalkade durch Bishopsgate in die City ein. Hier ward ein kurzer Halt gemacht, denn der Lord-Mayor Henry Hubblethorne und die Stadtbehörde kamen Edward entgegen. Er hatte auf eine Anrede zu antworten. Als er dann langsam Bishopsgatestreet entlang ritt, wurde ihm von allen Seiten zugejauchzt und Segen auf ihn

herabgewünscht. Vielleicht hatte der junge Herrscher nicht so viel Enthusiasmus erwartet, auf alle Fälle war es ihm neu, Gegenstand eines solchen Jubels zu sein, und er ward tief bewegt. Aber dennoch dankte er für den herzlichen Empfang, der ihm zuteil wurde, und grüßte wiederholt nach allen Seiten. Seine Jugend, sein anmutiges Wesen gewann ihm aller Herzen und jedermann wünschte, dass ein so hoffnungsvoller Fürst nur gute Ratgeber finden möge. Man hatte nicht viel Zeit gehabt, um in der City große Vorbereitungen für den Durchzug zu treffen, aber viele Häuser waren dennoch mit Teppichen sowie Gold- und Silberstoffen behangen, während gestickte Kissen in den Fenstern lagen, aus denen schöne Bürgersfrauen mit ihren blühenden Töchtern auf den jungen König und dessen schönen Oheim herabschauten. Nahe bei der Kirche, am Ende von Graechurchstreet kam Edward eine feierliche Prozession von der Sankt Pauls Kirche entgegen. Eine Menge von Leuten trug silberne Kreuze, die Priester und der Domchor waren im Ornat, ihnen folgten die Zünfte der Stadt in ihren verschiedenen Trachten.

Als die königliche Kavalkade Fenchurchstreet entlang ritt, steigerte sich der Enthusiasmus dermaßen, dass der Lärm fast betäubend wurde, und der junge Monarch ward so umdrängt, dass er kaum vorwärts kommen konnte. Aber der freundliche Ton, in welchem er die Zunächststehenden bat, zurückzutreten, erwies sich ebenso wirksam wie die Hellebarden der Gardisten, die ihm Bahn zu machen suchten. Der Earl von Hertford, der immer um den Beifall der Menge buhlte, verschwendete sein Lächeln umsonst. Der junge König und der prächtig aussehende Kavalier hinter ihm nahmen ausschließlich alle Aufmerksamkeit in An-

spruch. Es mochte schwer zu sagen gewesen sein, welcher von beiden zumeist bewundert wurde, obwohl ohne Zweifel Edward das bei Weitem größere Interesse erregte. Aber Hertford hatte den Ärger, vollständig übersehen zu werden, und das gerade in einem Augenblick, wo er vor allen Dingen gewünscht hätte, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu sein.

Unter solchen Freudenbezeugungen, die ihren wohltuenden Eindruck nicht verfehlen konnten, erreichte Edward Towerhill, wo die Bevölkerung durch ein starkes Detachement berittener Garde in den gehörigen Schranken gehalten wurde. Nun lag der alte Festungspalast seiner Vorfahren, wo sein Vater die Regierung begonnen hatte und wo er selbst zunächst Hof halten und den Sitzungen des Konzils beiwohnen sollte, vor ihm. Die aufgestellten Wachtposten meldeten nicht sobald das Herannahen des jungen Königs, als ihm von der Höhe des Tower ein donnernder Willkomm begrüßte. Dem Beispiel folgte das schwere Geschütz auf dem Festungsplatz an Traitors' Gate, an dem Byward-Tower, auf den Wällen und Bastionen und fand ein Echo in den Kanonen der Schiffe, welche dicht dabei im Fluss vor Anker lagen.

»Da sprach die *Henry Grâce à Dieu*«, rief Seymour, »die furchtbare Stimme kenne ich.«

»Ich höre diese Geschütze zum ersten Mal«, sprach Edward. »In der Tat, sie sind gewaltig.«

»Eure Feinde finden das auch, Sire«, erwiderte Sir Thomas lachend. »Wenige, die den Donner dieser Kanonen einmal gehört haben, möchten ihn ein zweites Mal hören. Aber Ihr sollt noch mehr vernehmen. Ich sehe, die Kanoniere am Tower sind gerade bereit. Der Himmel beschütze

Ew. Hoheit, dass Ihr nicht taub davon werdet.«

»Nein, ich liebe das, Onkel«, antwortete Edward mit knabenhaftem Entzücken. Indem er sprach, donnerte das Geschütz vom Tower wieder los. Der Donner ward von den Kanonen der verschiedenen Schisse fortgepflanzt und wieder von der tiefen Stimme der *Henry Grâce à Dieu* geschlossen.

»Das ist ein Donner!«, rief Edward mit glühendem Antlitz, »ich möchte wohl bei einer Belagerung zugegen sein, Onkel.« »Möglich, dass Ew. Hoheit Wunsch erfüllt wird«, antwortete Seymour. »Es scheint, die Franzosen wollen uns bald in Calais und Boulogne zu tun geben. Und wenn das nicht, so werden die Schotten uns gewiss beschäftigen. Aber hier kommt der Kommandant des Tower, um Euch in die Festung zu geleiten.«

Als der Donner der Geschütze verhallte, ritt Sir John Gage auf einem mächtigen, mit reicher Decke behangenen Goldfuchs aus dem Bulwark Gate. Dicht hinter ihm folgte der Lieutenaut des Tower, Sir John Markham, zwei Knappen, ebenfalls zu Pferde, und ein langer Zug zu Fuß, angeführt vom Kaplan des Tower im Ornat, mit dem Messner, der das Kreuz trug. Dann kamen der Schließer, der oberste Aufseher der Gefangenen und andere Beamte mit vierzig Mann von der Towerwache. Diese gingen zu zwei und zwei, trugen Hellebarden und waren gekleidet in eine scharlachfarbene Livree. Auf dem Rücken waren eine Rose und eine Krone gestickt.

In einiger Entfernung von dem jugendlichen Herrscher stieg Sir John ab, übergab sein Ross einem Knappen, beugte sein Knie vor Edward und hieß ihn im Tower willkommen. Der Lieutenant folgte dem Beispiel seines Vorgesetzten,

worauf der Kaplan einen feierlichen Segen sprach. Nachdem dies geschehen war, bestiegen der Kommandant und der Lieutenant des Tower wieder ihre Pferde, die Gardisten machten eine Schwenk und marschierten in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, zurück, während Sir John Gage dem jungen Monarchen in die Festung voranritt. Auf der steinernen Brücke, welche über den Graben zwischen dem Wall und dem Byward Tower führt, waren all' die angesehenen Personen versammelt, welche der Wille des verstorbenen Königs zu Mitgliedern des oberen und niederen Conseils ernannt hatte, nur diejenigen ausgenommen, welche der Dienst in Anspruch nahm. Die Vornehmsten unter ihnen waren der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von Durham und der Lordkanzler. Die beiden Ersteren waren in geistlicher Tracht, der Letztere in seinem Amtskleid, mit dem Hosenbandorden geschmückt. Statt an der allgemeinen heiteren Stimmung teilzunehmen, blickte Wriothesley finster drein. Nach dem strengen Andruck seines Gesichtes und dem kalten Benehmen gegen seine Kollegen zu urteilen, führte er nichts Gutes gegen sie im Schilde. Es folgten der Earl von Arundel, der ehrenwerte Lord Russel, der Earl von Essex, Brüder der Katharina Parr und die Lords St. John und Lisle. Die Meisten trugen den Hosenbandorden, und Lord Lisle war besonders prachtvoll gekleidet. Hinter ihm kamen die drei Richter in ihren Roben, Montagne, North und Bromley, Sir William Paget, Erster Sekretär, Sir Anthony Denny und Sir William Herbert, die Ersten Kammerherren, der Vizekämmerer, der Schatzmeister und verschiedene andere bildeten den Rest der glänzenden Versammlung. Gardisten mit Hellebarden, Trompeter, die lustige Stückchen bliesen, Standarten-, Banner- und

Schildträger, Herolde in Wappenröcken schritten vorauf und die Mitglieder des Conseils traten nach beiden Seiten zurück, um den Durchgang zu gestatten.

Nun warf der Kommandant des Tower sein Ross herum und zwang es, die ganze Brücke entlang rückwärts zu schreiten, bis es ihn unter den gewölbten Torbogen des Byward Tower gebracht hatte, wo Ross und Reiter einer Statue gleich bewegungslos stehen blieben. Als dies mit vollendetster Gewandtheit und unter lautem Beifall der auf den Wällen und Türmen der Festung stehenden Zuschauer ausgeführt worden war, ritt der König auf die Brücke. Als er die Mitte derselben erreicht hatte, traten die Herren vom Conseil, Cranmer an ihrer Spitze, ihm entgegen, um ihm zu huldigen. -Der Primas hielt eine kurze Anrede und schloss mit einem Segen, währenddessen die andern, Tunstal ausgenommen, niederknieten. Nach dem Segen erhoben sich die knieenden Lords und riefen wie mit einer Stimme: »Es lebe der edle König Edward!« Derselbe Ruf wurde von Sir Thomas Seymour, der sich dicht neben seinem königlichen Neffen befand, von dem Grafen von Hertford, Sir Anthony Brown und allen, die auf der Brücke standen, mit dem größten Enthusiasmus wiederholt.

Edward dankte ihnen mit seiner klaren, wohl lautenden Stimme für diese Äußerungen der Zuneigung und Loyalität. Darauf erfolgte die feierliche Übergabe der Tower-schlüssel und zwar folgendermaßen:

Begleitet von dem Ersten Schließer, der die Schlüssel auf einem gestickten Kissen trug, ritt der Kommandant des Tower aus dem Torweg auf den König zu. Die Mitglieder des Conseils traten zur Seite, der Träger der Schlüssel kniete darauf nieder und bot sie dem jungen König dar, welcher

gnädig dankte und den Wunsch aussprach, dass sie im Verwahrsam seines getreuen und geliebten Veters und Rates Sir John Gage verbleiben möchten, da er sie keinen besseren Händen anzuvertrauen wisse. Der Kommandant verneigte sich darauf bis an den Sattelknopf. Ohne ein Wort weiter zu sagen, lenkte er sein Ross rückwärts durch die weit geöffneten Tore des Tower und in den unteren Teil der Festung hinein. Die Herren vom Conseil traten in Reihe und Glied und folgten, ebenso der König und seine Begleiter, sodass nach einer Weile unter wiederholtem Zuruf der Menge alle in die Festung eingetreten waren.

Dem jungen Monarchen wurde, als er durch die Tore ritt, ein überraschender Anblick zuteil. Der ganze tiefer gelegene Teil vom Byward Tower bis zum Bloody Tower war von Bogenschützen und Arkebusieren der königlichen Garde in voller Rüstung erfüllt. Die Leute hatten sich in zwei Reihen aufgestellt – die Bogenschützen zur Rechten, die Arkebusieren zur Linken.

Es waren lauter auserlesene Männer, von großer und schlanker Statur, mit hellglänzenden Sturmhauben, Panzerhemden und Beinschienen. Hauptleute und andere Offiziere, an ihrer prächtigen Equipierung kenntlich, waren in Zwischenräumen aufgestellt. Der Anblick dieser tapferen Männer, welche in der Regel seines verstorbenen Vaters Leibwache gebildet und denselben nach Frankreich begleitet hatten, wie Sir Thomas Seymour Edward erzählte, entzückte den jungen Herrscher ungemein. Es lag ihm eine große Neigung fürs Kriegswesen im Blut, und er hätten sie wohl auch durch Taten erprobt, wenn es die Umstände gestattet hätten. Als er nun so die Reihen entlang ritt und den Veteranen bewundernd zulächelte, auch gelegentlich ein

Wort des Lobes sagte, das der glückliche Angeredete tief im Herzen bewahrte, prophezeiten die Tapferen, dass er ein großer Held werden würde.

So kam Edward auf seinem Weg an den finsternen Torweg des Bloody Tower, sah die mächtigen Zähne des eisernen Fallgitters, vermittelst dessen der Torweg abgesperrt wurde, wandte sich, indem er den Hügel hinauftritt, zur Rechten und betrat einen Hof, der sich in damaliger Zeit zwischen dem weißen Tower und dem Palast befand und der jetzt gedrängt voll war von all denen, die sich an dem Zug beteiligt hatten.

Hier stieg der König ab und wurde in feierlichster Weise in den Palast geleitet.

Drittes Kapitel

Wie der Earl von Hertford zum Protektor des Reichs und zum Oberhofmeister des Königs während dessen Minderjährigkeit ernannt wird

Kurz nachdem Edward sich in den Tower begeben hatte und während er sich bereithielt, alle die geistlichen und weltlichen Lords zu empfangen, welche herbeigeeilt waren, um den Huldigungseid zu leisten, fand in der kleineren Ratskammer des weißen Tower (die jetzt als Staatsarchiv dient) eine Konferenz statt, an welcher nur die Mitglieder des oberen und niederen Conseils teilnahmen. Die Mitglieder des Letzteren hatten kein Stimmrecht, sie nahmen nur an der Beratung teil.

Bei Eröffnung der Versammlung stellte der Lordkanzler einen Antrag, für den er seine besonderen Gründe hatte. Er verlangte, dass alle schwören sollten, jeden Satz und jeden Artikel in dem Testamente und letztem Willen ihres verstorbenen Königs und Herrn unverändert aufrecht zu erhalten.

Obwohl dieser Antrag manchem nicht behagte, so waren doch keine Einwendungen zu machen, und der Schwur ward sonach geleistet.

»Der Eid ist geschworen«, murmelte Wriothesley mit einem Blick auf Hertford. »Wollen sehen, wer es wagt, ihn zu brechen.«

Er brauchte nicht lange zu warten, denn Sir William Paget, Erster Sekretär und Hertfords Hauptverbündeter, stand auf und bat ums Wort.

»Bevor wir weitergehen, Mylords und Gentlemen«, sprach er, »muss ich bemerken, dass es eine höchst umständliche und besonders der fremden Gesandten wegen lästige Sache wäre, wenn sie bei jeder Gelegenheit sich an sechszehn Personen zu wenden hätten, die alle mit derselben Gewalt bekleidet sind. Ich schlage deshalb als vorläufige Maßregel vor, dass wir aus unserer Mitte den Würdigsten und Tüchtigsten zum Präsidenten erwählen und ihm den Titel Lordprotektor des Reichs verleihen. Auf diese Weise wird die Erledigung der Geschäfte unendlich rascher vonstatten gehen, ohne dass die Regierungsform geändert wird, denn es muss dem Lordprotektor die Bedingung gestellt werden, dass selbiger nur unter Mitwirkung des gesamten Conseils handeln darf.«

»Euer Antrag kann nicht berücksichtigt werden, guter Herr Sekretarius«, rief der Lordkanzler, indem er aufstand.

»Er steht in direktem Widerspruch mit dem Willen des verstorbenen Königs, dessen Aufrechterhaltung Ihr eben beschworen und den Ihr in keinem Titelchen verletzen dürft, ohne Euer Wort zu brechen. Wir wollen weder einen Präsidenten noch einen Lordprotektor. Vonseiten unseres königlichen Herrn ist eine solche Ernennung nicht geschehen, niemand kann das behaupten. Uns allen wurde gleiche Gewalt gegeben, und ich werde mich weigern, auch nur einen Teil derselben abzutreten – sei es, an wen immer.« Und daher blickte er drohend zu Hertford hinüber, der aber in Betreff des Resultats vollkommen ruhig schien.

»Wenn nun unsere Wahl auf Euch fiel, Mylord, würdet Ihr dann auch so viel Einwendungen machen?«, fragte Sir Richard, ebenfalls ein Anhänger Hertfords.

»Das wird sie nicht!«, erwiderte Wriothesley. »Ich weiß, dass Ihr nicht daran denkt, mich zu wählen, Sir Richard, aber wenn auch, gesetzmäßig dürftet Ihr es nicht, und ich würde das Amt eines Lordprotektors nicht annehmen, wenn es mir angeboten würde, denn ich weiß, dass es den Absichten unseres verstorbenen Herrn und Königs zuwiderliefe, wenn einer von uns mehr Macht besäße als die anderen. Ihr müsst den letzten Willen nehmen, wie er ist – nicht wie Ihr ihn haben möchtet.«

»Fern sei es von mir, irgendetwas vorzuschlagen, was der wirklichen Absicht und Meinung unseres vielbeweinten Herrn zuwiderliefe«, sprach Paget, »aber es liegt im Interesse des Geschäftsganges und der Regierung im Allgemeinen, dass wir ein Oberhaupt haben, sonst wird die heilloseste Verwirrung entstehen. Da übrigens der Lordprotektor keine andere Gewalt haben wird als eine solche, die von uns allen ausgeht, so kann ich in der Ernennung nichts

Schlimmes sehen – nur Gutes. Ich bitte deshalb um Eure Stimmen für Seiner Majestät ältesten Oheim, den Earl von Hertford, den ich für die geeignetste Person halte, unser Präsident zu sein. Verleihen wir ihm den Titel eines Lordprotektors, und da er der nächste jetzt lebende Verwandte des Königs ist und mehrmals irgendein anderer Seiner Majestät Interesse sich angelegen sein lassen muss, so könnt Ihr nichts Besseres tun, als ihn zum Oberhofmeister des Königs bis zu dessen Mündigkeit zu ernennen.«

»Es kann nicht sein, sage ich!«, rief Wriothesley, indem er wütend mit dem Fuß auf den Boden stampfte. »Ich gebe nie meine Stimme dazu, und zum Wenigsten müsste die Wahl einstimmig sein.«

»Das nicht, Mylord. Stimmenmehrheit genügt«, sagte Paget.

»Seid ruhig, ich bitte Euch, Mylord«, sagte Sir Anthony Brown leise zu dem Lordkanzler. »Eure Opposition nützt Euch zu nichts, aber Eure Zustimmung macht Euch zum Earl von Southampton.«

»Eh! – so?«, rief Wriothesley, sich plötzlich besänftigt niedersetzend.

»Geht ruhig weiter«, flüsterte Sir Anthony dem Lord Paget zu, »ich habe dem Lordkanzler mit einer Grafschaft den Mund gestopft.«

»Das ist gut«, erwiderte der andere im selben Ton und fuhr dann gegen die Versammlung gewendet fort: »Wenn ich recht verstehe, Mylords und Gentlemen, so seid Ihr einverstanden, Mylord von Hertford zum Conseils-Präsidenten zu ernennen mit dem Titel Lordprotektor des Reichs und Oberhofmeister des Königs während seiner Minderjährigkeit. Ich bitte, Eure Stimmen abzugeben.«

»Wartet einen Augenblick!«, unterbrach ihn der Lordkanzler, indem er sich abermals erhob. »Fügt Eurem Antrag die Bedingung hinzu, dass der Lordprotektor nichts unternehmen darf ohne die Zustimmung der anderen Räte, und ich gebe meine Opposition auf.«

»Das war auch meine Meinung, Mylord, und ich danke Euch für die Andeutung«, antwortete Paget, indem er sich verbeugte. »Stimmen alle bei?«, fügte er hinzu.

Darauf erhoben sich die Übrigen und riefen einstimmig, keiner eigne sich besser zum Lordprotektor als der Earl von Hertford, und sie alle seien mit der Ernennung einverstanden.

»Ich kümmere mich nicht um weltliche Angelegenheiten«, bemerkte Cranmer, »ich verstehe nichts davon, aber ich habe dem Mylord von Hertford meine Stimme gegeben, weil ich überzeugt bin, dass er die Regierungsgeschäfte mit Einsicht und Weisheit führen, und dass er keine Anstrengungen scheuen wird, um die Kirchenlehre zu läutern und das wahre Christentum herzustellen.«

»Ich habe der Ernennung des Mylord von Hertford in der Überzeugung beigestimmt«, sagte Tunstal, »dass der Staat eines Hauptes bedarf, und dann auch in dem festen Glauben, dass kein Besserer mit dem Amt betraut werden kann, als er. Aber da ich treu dem alten Glauben anhänge, obwohl ich um des lieben Friedens willen in manche Neuerungen des verstorbenen Königs gewilligt habe, so bin ich doch entschieden gegen jede fernere Kirchenreform, wie man es zu nennen beliebt, und ich würde meinen Irrtum aufs Tiefste bedauern, wenn der Lordprotektor die ihm eben verliehene Gewalt dazu missbrauchen würde, uns noch mehr mit dem römischen Stuhl zu verfeinden und die

Spaltung zu erweitern, die unglücklicherweise in der Kirche entstanden ist.«

»Fürchtet nichts, Mylord Durham«, sprach Wriothesley, »die Sache Roms hat zu mächtige Stützen im höchsten Conseil an Euch selbst, an den Mylords von Arundel und St. John an Sir Edward Wotton, Sir Anthony Brown und Doktor Nicolas Wotton; und in dem anderen Conseil an Sir John Gage, Sir William Petre, Sir John Baker und Sir Thomas Cheyney. Ich sage nichts von mir selbst, aber auf meinen Eifer könnt Ihr zählen. Wir werden jedem ferneren Eingriff in unseren Glauben Widerstand leisten, ersten Widerstand.«

»Ihr habt sowohl meine Gefühle ausgesprochen, Mylord, wie die aller anderen Freunde des Glaubens«, sagte Sir Anthony Brown, »wir wollen die Kluft ausfüllen, die uns von Rom trennt, nicht aber erweitern.«

»Nein, meine guten Lords«, nahm Hertford mit sanft und versöhnlich klingender Stimme das Wort. »Lasst keine Uneinigkeit unter uns sein.« Dann fügte er hinzu, indem er sich nach allen Seiten hin verbeugte: »Nehmt, ich bitte Euch, alle meinen herzlichsten Dank für das hohe und wichtige Amt, mit welchem Ihr mich betraut habt. Mein ganzes Bestreben soll dahin gehen, Euch zufriedenzustellen, die Differenzen auszugleichen, nicht zu vermehren. Ich werde gemüßigt und duldsam, kein Eiferer, kein Fanatiker sein. Und wie könnte ich irre gehen, da Eure Gesamtmeinung mich führen und leiten wird?«

Da diese Rede den gewünschten Eindruck machte, so fuhr der Lordprotektor fort. »Und nun, Mylords und Gentlemen, liegt eine Sache vor, die manchen von Euch mit betrifft und auf die ich gleich Eure Aufmerksamkeit lenken

muss, wenn auch die vollständige Erledigung notwendigerweise auf eine andere Zeit vertagt werden muss. Wie Ihr alle ohne Zweifel wisst, befindet sich in dem Testament des verstorbenen Königs eine Klausel, die uns, seine Testamentsvollstrecker, betrifft und die alte Versprechungen zu erfüllen bestimmt ist. Es ist notwendig, dass wir uns ohne Zögern überzeugen, worin diese Versprechungen bestanden. Zum Ende werde ich einen aufrufen, der Seiner Majestät Vertrauen im höchsten Grad besaß und Gelegenheit hatte, dero Willen kennenzulernen. Ich wende mich an Euch, Sir William Paget, und wünsche, dass Ihr, soweit wie möglich, uns des Königs Absichten darlegt.«

»Ich kann Eure Fragen leicht beantworten, Mylord«, antwortete der Erste Staatssekretär, »denn ich besitze ein Buch, in dem sich des Königs Wünsche von meiner eigenen Hand verzeichnet finden. Seine Majestät kontrollierte selbst dieses Buch und unterzeichnete das Memorandum. Hier ist es«, fügte er hinzu, indem er das Buch hervorzog. »Hieraus werdet Ihr erfahren, welche Ehren und Belohnungen er seinen getreuen Dienern zugedacht hat. Hier werdet Ihr es geschrieben finden, dass der Earl von Hertford zum Lordgroßschatzmeister und Reichsmarschall ernannt wird, mit dem Titel Herzog von Sommerset. Sein Sohn wird Earl von Hertford. Um dem Herzog und seinem Sohn diese Titel entsprechend zu dotieren, sollen ihnen die Revenuen desjenigen Bistums zufallen, welches zunächst eingezogen wird.«

»Das wird Durham sein«, bemerkte Tunstal. »Seine Majestät hat Mitgliedern der hohen Geistlichkeit gegenüber ebenso wenig Skrupel bewiesen als in Betreff der Klöster.«

»Nein, Mylord, ich glaube nicht, dass meine Revenuen

aus Eurer Diözese herfließen werden«, sagte Hertford, »obgleich sie die reichste und größte im ganzen Königreich ist. Was ferner, guter Herr Sekretarius?«

»Der Earl von Essex soll Marquis von Northampton werden«, fuhr Paget fort. »Lord Lisle Earl von Warwick; Lord Wriothesley«, er machte eine Pause, um einen Blick zum Kanzler hinzuwerfen, »Earl von Southampton; Sir Richard Rich Baron Rich; und Sir Thomas Seymour Baron Seymour von Sudley, Lordadmiral von England.«

Letztere Ankündigung wurde mit großem Applaus aufgenommen, besonders von den Mitgliedern des niederen Conseils, und Seymour wurde herzlich beglückwünscht. Er selbst aber sah missvergnügt aus und hielt die Rangerhöhung offenbar für ungenügend. Einer aber in dem oberen Conseil fühlte sich durch Seymours Ernennung förmlich beleidigt, nämlich der bisherige Admiral, Lord Lisle.

»Was ist das?«, rief er ärgerlich. »Soll ich mein Amt verlieren?«

»Nun, um etwas Besseres zu bekommen«, antwortete der Lordprotektor. »Tretet Euer Patent zu Gunsten meines Bruders ab, und ich werde Euch mit dem Amt eines Großkämmerers bekleiden, das ich selbst innehabe.«

»Mit dem Tausch bin ich sehr zufrieden, Mylord«, erwiderte Lisle, und seine mürrische Miene verwandelte sich in Lächeln.

»Und wie steht es mit Sir John Gage?«, fragte der Lordprotektor. »Keine Standeserhöhung für ihn?«

»Er ist nicht erwähnt«, antwortete Paget, mit dem Kopf schüttelnd.

»Das freut mich zu hören«, ließ sich die Basstimme des Towerkommandanten am äußersten Ende des Saales ver-

nehmen.

»Ist Euch denn kein Titel verliehen, guter Herr Sekretarius?«, fragte der Lordprotektor.

»Eure Lordschaft wird sehen, wenn Ihr geruht, in dieses Buch zu blicken«, erwiderte Paget.

»Ich hatte gerade die Wache«, sagte Sir Anthony Denny, als dieses Memorandum abgefasst wurde, und bemerkte Seine Majestät, dass der Herr Sekretarius an alle denke, nur nicht an sich, worauf der König mich niederschreiben hieß, dass ihm eine Revenue gezahlt werden solle, wie Ihr sie in dem Buch verzeichnet findet.«

»Allen, welche der König zu belohnen gedachte«, versetzte Paget, »sind Revenuen zugewiesen. Sie sollten aus den verwirkten Besitzungen des Herzogs von Norfolk gezogen werden, aber dieser Plan ist vonseiten des Herzogs vereitelt worden, der, wie Ihr wisst, Seine Majestät bewog, die Besitzungen auf dessen Sohn, unseren jetzigen Herrscher, zu übertragen. Folglich müssen die Revenuen aus anderen Quellen herfließen.«

»Alles soll mit der Zeit geordnet werden«, sprach der Lordprotektor. »Nach der Krönung Seiner Majestät sollen die Ernennungen geschehen, wie sie der Wille des verstorbenen Königs bestimmte. Bis dahin müssen die Ungeduldigen sich gefallen lassen, zu warten. Und nun, Mylords und Gentlemen, gehen wir zum König, der im Audienzsaal sein wird. Ich bitte Euer Ehrwürden mit mir zu gehen.« Letzteres sprach er zu dem Erzbischof von Canterbury, der jedoch zurücktrat und ihm den Vortritt ließ. Die übrigen Mitglieder beider Conseils folgten.

Viertes Kapitel

Wie der jugendliche König vom Lordprotektor zum Ritter geschlagen wird und wie der König den Lord Mayor von London zum Ritter schlägt

In der Ratskammer des weißen Tower gab der junge Edward zum ersten Male Audienz. Jene ist ein großer, noch vorhandener Saal, und würde vielleicht nicht seines Gleichen haben, wenn nur die Höhe der Länge und Breite entspräche. In seiner Art ist der Saal sehr schön. Die schwere und massive Decke von getäfeltem Holz wird von einer doppelten Reihe eiserner Pfeiler getragen. Ringsum laufen gewölbte Galerien, die in die dicken Wände hineingehauen sind, mit großen, halbrunden Öffnungen, durch die das Licht fällt.

Der Audienzsaal, wie man ihn damals nannte, war für die heutige Zeremonie besonders geschmückt und sah prächtig aus. Auch war er keineswegs zu groß für die große Anzahl geistlicher Würdenträger, Edelleute, Ritter, städtischer Beamten - Lord Mayor, Aldermen und Sheriffs - Knappen, Diener, Pagen, Leibgardisten, Wappenherolde, Lakaien, Trompeter und anderer, die sich im Saal befanden. Er war im Gegenteil so überfüllt, dass auch die vorhin erwähnten steinernen Galerien mit benutzt werden mussten.

Kostbare Teppiche hingen an den Wänden, und die Pfeiler waren mit Gold durchwirkten Stoffen verziert. An den Seiten und unter der Decke waren eine Menge von Wappenschildern und Fähnchen in den verschiedenen Farben der königlichen Besitzungen angebracht, während der Fußboden dicht mit Binsen bestreut war.

An dem oberen Ende befand sich ein Thronhimmel, unter dem auf einer drei Fuß hohen Estrade der junge König saß. Vor dem Thron war, durch seidene Schnüre abgegrenzt, ein weiter Raum gelassen. Am Ausgang dieses Platzes stand der Vizekämmerer, am Eingang der Zeremonienmeister.

Einstweilen befanden sich nur zwei Personen auf diesem reservierten Platz, der Erzbischof von Canterbury und der neue Lordprotektor. In seiner Eigenschaft als Großkämmerer stand Hertford an der rechten Seite des Königs, den Stab, das Zeichen seines Amtes, in der Hand, während der Primas den Platz zur Linken einnahm.

Es war ein Moment äußerster Erregung für den jungen König, dessen Brust bewegt war wie nie zuvor. Aber trotzdem behauptete er seine äußerliche Fassung und spielte die neue und schwierige Rolle in einer Weise, die allgemein bewundert wurde. Einmal oder zweimal blickte er furchtsam nach seinem Oheim, dem Lordprotektor, hin und wünschte Sir Thomas Seymour an dessen Stelle, aber Hertfords wohlwollendes und hofmännisches Lächeln beruhigte ihn schnell. Edwards Antlitz war gerötet, seine Augen leuchteten und sein Puls ging rasch. Obwohl seine Haltung vielleicht der Majestät entbehrte, welche die Jahre allein zu verleihen imstande sind, hatte sie dagegen etwas unendlich mehr Reizendes in der fast kindlichen Grazie und in dem lebenswürdigen und unbefangenen Ausdruck seiner Gesichtszüge.

Die Königinwitwe, die, umgeben von ihren Edeldamen - der Marquise von Dorset, der Gräfin Hertford, Lady Herbert, Lady Thyrwitt und anderen, - unter einem kleineren Baldachin an der rechten Seite des Saales saß, blickte Edward mit fast mütterlicher und stolzer Liebe an. In die Ein-

samkeit, in die sie sich nach dem Ableben ihres königlichen Gemahls zurückgezogen hatte, war eine Einladung an sie ergangen, und sie wohnte vorläufig im Tower. Nachdem nun alle notwendigen Präliminarien erledigt waren, trat das ganze Conseil, den Lordkanzler an der Spitze, in den abgesperrten Raum, und indem sie einer nach dem anderen an Edward, der sich erhoben hatte, vorüberzogen, knieten sie nieder, küssten die Hand des jungen Monarchen und sprachen den Huldigungseid. Eine solche Zeremonie muss unter allen Umständen von Interesse sein, aber war es vielleicht nie mehr als in diesem Fall, wo die Jugend und Schönheit des Fürsten ihr einen besonderen Reiz verliehen.

Als Sir Thomas Seymour sich Edward näherte, der bisher noch nicht gesprochen hatte, sagte er: »Ihr habt mir schon Trend geschworen, lieber Onkel.«

»Ihr gedenkt dessen, mein gnädiger Herr?«, erwiderte Seymour. »Aber jener Schwur, den ich heilig halten werde, soll mich nicht abhalten, Euch auch noch den Eid als Untertan zu leisten.« Und niederknien erfüllte er dieselbe Zeremonie wie die anderen, nur vielleicht noch inbrünstiger.

Nachdem das ganze Conseil dem König Treue geschworen hatte, trat der Lordkanzler vor, machte Edward eine tiefe Verbeugung und meldete ihm mit lauter Stimme, die in dem ganzen, großen, gedrängt vollen Saal zu vernehmen war, dass der Graf von Hertford einstimmig zum Lordprotektor ernannt worden sei.

»Ihr habt wohl getan«, entgegnete Edward. »Ich billige die Wahl des Conseils. Aber Ihr habt noch mehr zu sagen. Fahrt fort, Mylord.«

»In Anbetracht der großen Jugend Eurer Hoheit«, antwortete Wriothsley, »haben wir es für nötig erachtet, einen

Oberhofmeister Eurer königlichen Person während Eurer Minderjährigkeit zu ernennen.«

»Das freut mich«, sagte Edward, sein Auge auf Sir Thomas Seymour heftend, »und Ihr habt gewählt ...«

»Wie Ew. Majestät ohne Zweifel erraten wird, haben wir den Grafen von Hertford dazu erwählt«, sprach Wriothesley.

»Was?«, rief Edward, nicht imstande, seine Enttäuschung zu verbergen. »Himmel! Das habe ich nicht erwartet!«

»Gefällt Ew. Hoheit unsere Wahl nicht?«, fragte der Lordkanzler mit geheimer Schadenfreude. »Graf Hertford ist Euer Oheim.«

»Aber ich habe noch einen Oheim!«, rief Edward heftig. »Ihr hättet ihn wählen können!«

»Bei meiner Seele, der Junge ist seines Vaters echter Sohn«, flüsterte Sir John Gage dem neben ihm stehenden Seymour zu. »Er wird Euch zum Hofmeister bekommen.«

»Er wird es, wenn man ihm seinen Willen lässt«, antwortete Sir Thomas zweifelnd.

»Und er wird ihn haben, wenn er darauf besteht«, sagte der Kommandant.

Als der junge König so deutlich seine Gefühle und Neigungen an den Tag legte, wechselten einige der Herren vom oberen Conseil bedeutungsvolle Blicke und schienen in ihrem Beschluss wankend zu werden. Schon hielt Seymour den großen Wurf für gelungen. Der Lordprotektor schaute unbehaglich drein, aber Cranmer kam ihm zu Hilfe.

»Ich kann Ew. Hoheit Vorliebe für den jüngeren Oheim leicht begreifen«, sagte der Primas zu dem jungen König. »Aber durch Alter, Erfahrung und hohen Rang eignet der

Graf von Hertford sich von beiden am besten, Euer Hofmeister zu sein.«

»Dem letzteren Mangel könnte leicht abgeholfen werden, Ew. Ehrwürden«, antwortete Edward in beleidigtem Ton, »obwohl ich Sir Thomas nicht so leicht Mylord Hertfords Alter und Erfahrung zu verleihen vermag. Aber sei es, wie Ihr wollt. Ihr wisst am besten, was gut für mich ist. Ich danke Ew. Ehrwürden sowie den Lords und Gentlemen des Conseils für Ihre Mühe.«

So waren Seymours Hoffnungen plötzlich zunichtegemacht. In etwas aber tröstete ihn ein beredter Blick seines königlichen Neffen, ein Blick, der auch der Wachsamkeit des Lordprotektors nicht entging.

»Kann ich nicht Oberhofmeister sein, so werde ich auf alle Fälle einen unbegrenzten Einfluss auf ihn haben«, sagte sich Seymour.

Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, zog sich der Lordkanzler mit dem Conseil zurück. Ihnen folgten die geistlichen Lords, angeführt von Gardiner als dem vornehmsten Prälaten. Da Tunstal mit dem Conseil gegangen war, folgte dem Bischof von Winchester Doktor Bonner, Bischof von London, und Doktor Bush, Bischof von Bristol, schloss die lange Reihe kirchlicher Würdenträger.

Dann kamen die weltlichen Lords, voran der Marquis von Dorset. Die Grafen von Oxford, Shrewsbury, Derby und Sussex folgten. Jeder Edelmann rief, indem er nach der Huldigung wieder aufstand, mit lauter und ernster Stimme: »Gott erhalte Ew. Hoheit!« Dann kamen Lord Morley, Lord Dace of the North und die Lords Ferers, Clinton, Grey und Scorpe. Diesen folgten die Lords Abergavenny, Conyers, Latimer, Fitzwalter und Bray, nebst einer Menge ande-

rer, die wir unmöglich alle aufzählen können; ebenso wenig die lange Reihe von Rittern und Esquires, welche nacheinander dem jungen Herrscher huldigten.

Es genüge zu erwähnen, dass sich unter denjenigen, die Treue schwuren, der Lord Mayor von London, die Aldermen und die Sheriffs in ihren Scharlachröcken befanden.

Edward bat die städtischen Behörden, einen Augenblick zu verweilen, und indem er vom Thron herunterstieg, bat er seinen ältesten Oheim, ihn zum Ritter zu schlagen.

Der Lordprotektor zog darauf sogleich sein Schwert und schlug damit den König zum Ritter, worauf der junge Monarch seines Oheims Schwert nahm, dem Lord Mayor niederzuknien befahl, ihn mit dem Schwert kräftig auf die Schultern schlug und ihn dann als Sir Henry Hubbletherne aufstehen hieß.

Da der Lord Mayor eine sehr korpulente Person war, so wurde es ihm schwer, wieder in die Höhe zu kommen, aber nachdem es ihm mit großer Mühe gelungen war, stammelte er dem jugendlichen König seinen Dank, während dieser sich kaum des Lachens ob der Verlegenheit jenes enthalten konnte.

Dann stieg der junge Monarch wieder mit Leichtigkeit die Stufen des Thrones hinauf, und im selben Augenblick, als er der Versammlung das Antlitz zukehrte, riefen alle: »Gott erhalte unseren edlen König Edward!«

Die Trompeter bliesen Tusch.

Dann nahm der junge König mit vieler Würde das Baret ab und stand aufrecht vor ihnen allen.

Es trat augenblicklich Stille ein - man hätte eine Nadel fallen hören können. Und dann sprach der König in einem Ton, der in aller Herzen drang und Gefühle der Treue und

Ergebenheit wachrief folgendermaßen:

»Wir danken Euch allen, Mylords, von Herzen! Wer hinfort irgendein Anliegen an uns hat, der sei herzlich willkommen.«

Wieder wurde Tusch geblasen. Kanonen antworteten. Und so war die Zeremonie beendet.

Ein großes Bankett folgte, dem alle Lords beiwohnten. Die Königinwitwe saß zur Rechten des Königs, der Lordprotektor zu seiner Linken.

Die Mitglieder der beiden Conseils, nebst vielen Edlen, Rittern und Gefolge, blieben die Nacht hindurch und noch länger im Tower.

Fünftes Kapitel

Wie König Edward früh morgens in den Garten des Tower geht, wie er dort der jungen Lady Jane Grey begegnet, und von der lehrreichen Unterhaltung, die zwischen beiden geführt ward

Während der letzten Regierungsjahre Heinrichs VIII. war der Tower wenig mehr gewesen als ein stark befestigtes, wohlverwahrtes Staatsgefängnis. Die Kerker waren gefüllt mit Märtyrern der schrecklichen »Sechs Artikel« und mit anderen Staatsgefangenen. Die großen Gemächer des Palastes aber waren geschlossen, und die Ratskammer im Weißen Tower wurde selten benutzt. Der grausame König hatte seinen Fuß nicht wieder in die Festung gesetzt, seit die unglückliche Katharine Howard ihr Haupt auf den Block gelegt hatte. Wohl mochte er den Tower meiden,

denn die Steine derselben würden Rache geschrien haben. Wie hätte er den Platz vor der St. Petri-Kapelle überschreiten können, ohne die Blut getränkte Stelle wahrzunehmen, wo der Sage nach kein Gras wachsen wollte, ohne der beiden liebreizenden Frauen zu gedenken, die hierhin zum Tode geführt wurden und ihn vergebens um Gnade angefleht hatten? Wie hätte er die vielen Türme des inneren Hofes ansehen können, ohne der Hunderte zu gedenken, dort eingekerkert waren? Für ihn musste der Tower voll grässlicher Erinnerungen sein - Erinnerungen an die Edlen, Guten, Weisen, Schönen und einst Geliebten, die er hier in strenger Haft hielt oder dem Henker überliefert hatte. Wenn sie alle hier hätten versammelt sein können, die auf seinen Befehl zum Tode durch das Beil oder am Pfahl abgeführt worden waren, so möchten sie wohl den großen Platz gefüllt haben. Kein Wunder also, dass Heinrich, wie taub er auch gegen die Stimme des Gewissens war, den Schauplatz seiner Missetaten scheute.

Aber die finstere Wolke, die solange über der blutbefleckten Veste gehangen und sie für jedermann zu einem Anblick des Grauens gemacht hatte, war nun auf eine Weile verschwunden, und von dem Festgelage hallten Töne der Lust und Freude in die Höfe nieder. Alle Staatsgemäcker des Palastes - die zum Unglück für den Antiquitätenliebhaber spurlos verschwunden - waren geöffnet und neu dekoriert worden. Im Tower ward nun Hof gehalten, und so groß war der Zudrang von Besuchern, welche die Huldigung hierher führte, dass jedes benutzbare Zimmer der Festung einen Bewohner hatte, ja manche Zimmer - und zwar nicht eben die größten - mehrere.

Aber nicht nur Gäste waren im Palast und in den ver-

schiedenen damit zusammenhängenden bewohnbaren Räumen, sondern auch die militärische Besatzung des Tower war verdreifacht worden. Die Vorsicht wurde der Sicherheit des jungen Königs willen getroffen. Nicht, dass man einen Aufstand fürchtete, aber es war das zu jener Zeit so Brauch bei der Thronbesteigung eines neuen Fürsten. So war, abgesehen den Edelleuten mit ihrem Gefolge, der Tower dermaßen mit Bogenschützen und Arkebusieren gefüllt, dass es zu verwundern war, wie so viele Menschen untergebracht wurden. Die Bastionen starrten von Kanonen, und die Wälle waren mit Bewaffneten überfüllt. Gardisten paradierten auf dem äußeren Platz, während Haufen von Dienstleuten, Sergeanten, Marschallen, Aufwärtern und Zeremonienmeistern, Kammerdienern, Sängern und Lakaien sich in den inneren Höfen befanden. Drinnen und draußen war alles voll Unruhe und Leben. Und wenn die unglücklichen Gefangenen, die noch in den Kerkern schmachteten, nicht an der allgemeinen Freude teilnahmen, so störten sie diese doch auch nicht, denn niemand, außer den Kerkermeistern, kümmerte sich um sie.

Früh am anderen Morgen nach Edwards Ankunft, während in der Festung das ungewöhnliche, eben beschriebene Treiben herrschte, wandelte derjenige, der all diesen ungewohnten Spektakel veranstaltete, fast allein in den zum Palast gehörenden Gärten umher. Garten und Palast sind seitdem längst verschwunden, aber zu jener Zeit war der dreieckige Platz zwischen Lanthorn Tower, Salt Tower und Well Tower in der Tat ein hübscher Garten. Jene Türme und die hohe ihn einschließende Mauer beengten freilich die Luft daselbst, aber er hatte zierliche Beete, eine beschnittene Taxusallee und einen Springbrunnen. Es prang-

ten in ihm zwei oder drei schöne Buchen und ein alter Maulbeerbaum. Man erinnere sich indes, dass es Winter war, und folglich erschien der Garten nicht zu seinem Vorteil. Die Bäume waren kahl, das Wasser in der Fontäne gefroren, die beschnittene Allee mit Reif bedeckt. Wenn der Tower als königliche Residenz benutzt wurde, diente der Garten zur ausschließlichen Benutzung des Königs. Edward hatte deshalb keine Störung zu fürchten, während er hier spazieren ging.

Trotz der Ermüdung und Aufregung, die der vorhergehende Tag mit sich brachte, hatte Edward lange vor Tagesanbruch sein Lager verlassen. Nachdem er seine Andacht verrichtet und eine Predigt seines Kaplans, die einige Zeit dauerte, angehört hatte, begab er sich auf einem geheimen Weg, in Begleitung eines einzigen Kammerdieners, zu dem Palastgarten, wo er glaubte, ungestört zu sein. Der fleißige junge Monarch, der nie einen Augenblick Zeit verlor, suchte diesen stillen Ort nicht bloß auf, um sich Bewegung zu verschaffen, sondern er studierte im Auf- und Niedergehen die *Institutionen des Justinian*, während sein Begleiter ein anderes dickes Buch, nämlich des ehrenwerten Bractons Abhandlung *De legibus et consuetudinibus Angliae* zum gelegentlichen Aufschlagen mit sich trug. Edward war in einen grünen, mit Zobel besetzten Samtmantel gekleidet und schien die Kälte nicht halb so sehr zu empfinden wie sein Begleiter, sondern spazierte, in sein Buch vertieft, als ob es ein schöner Junimorgen gewesen wäre, auf und nieder, zuweilen stehen bleibend, wenn ihn irgendeine Stelle frappte.

Sein Begleiter, den er »John Fowler« anredete, hatte in der äußeren Erscheinung nichts sonderlich Bemerkenswertes.

Er war kurz und dick, nicht hässlich, und trug einen spitzen, rötlichen Knebelbart. Er liebte gute Mahlzeiten, und sein rotes Gesicht hatte in der Regel einen jovialen, drolligen Ausdruck. Jetzt aber sah sein Antlitz erfroren aus, seine große, mit verschiedenen Auswüchsen gezierte maulbeerfarbene Nase war ganz blau vor Kälte, und er vermochte kaum ein Zähneklappern zu unterdrücken. Er wagte nicht zu klagen und genötigt still zu stehen. Wenn sein Herr stehen blieb, musste er zusehen, wie er die Zirkulation seines Blutes in Gang behielt. Wie sehnte sich Master Fowler, während Edward in seinem Justinian vertieft war, nach dem großen Kamine voll brennender Scheite in der Halle zurück, den er soeben verlassen hatte! Wie gelobte er, sich mit einem kräftigen Trunk heißen Sekts, mit einem reichlichen Frühstück von Schweinerücken, gebratenem Kapaun und Wildpastete für die Leiden des Augenblicks zu entschädigen! Fowler hatte den Posten, den er jetzt bekleidete, schon zu Lebzeiten des verstorbenen Königs innegehabt. Der Lordprotektor setzte großes Vertrauen in ihn, und er hatte die Stelle in Edwards Nähe bekommen, um über dessen Tun und Lassen dem Oheim zu berichten. Ob Fowler das in ihm gesetzte Vertrauen rechtfertigte, wird die Zukunft lehren.

Ungefähr eine Stunde war so vergangen, und all die tröstlichen Fantasiegebilde, die dem halberfrorenen Gentleman vorschwebten, lagen in ebenso weiter Ferne wie zuvor. Der junge König war noch immer mit seinem Justinian beschäftigt und schien nicht daran zu denken, in den Palast zurückzukehren. Edward war an eine schwierige Stelle gekommen und sann gerade über einen verwickelten Satz nach, als eine andere Person den Garten betrat. Es war ein

junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit, gleich dem König in einen Pelzmantel gekleidet, um ihre zarte Gestalt gegen die Unbill des Wetters zu schützen, und gleich jenem hatte auch sie ein Buch in den Händen, von dem sie nicht aufblickte, sodass sie in der Tat den jungen Monarchen und seinen Begleiter nicht zu bemerken schien. Edward ward ihres Näherkommens ebenso wenig gewahr und schaute kein einziges Mal auf und nach ihr hin.

Der Kammerdiener wäre verpflichtet gewesen, den schönen Ankömmling von der königlichen Gegenwart in Kenntnis zu setzen, aber entweder fror er zu sehr, um gehörig seine Schuldigkeit zu tun, oder er war neugierig zu sehen, was folgen würde, denn er ließ es bei einem leisen Hüsteln bewenden und tat weiter nichts, um ihr Weiterstreiten zu verhindern, als der König jenes nicht bemerkte.

Jetzt war das schöne Wesen in geringer Entfernung von Edward. Dieser hörte Fußstritte, erhob die Augen von seinem Buch und blickte das Mädchen mit großem Erstaunen, aber durchaus nicht mit Missvergnügen an. In demselben Augenblick schaute auch sie auf und zeigte ein wunderliebliches Antlitz. Ein leichtes Erröten überflog ihr Gesicht und erhöhte wo möglich ihre Schönheit. Sie war vielleicht ein Jahr älter als der König, jedenfalls war sie die Größere von beiden. Ihre Züge, ihre Haltung - lieblich und würdevoll zugleich - verrieten ihre edle Herkunft. Ihr Anzug war der Art, wie er der Tochter eines der Edelsten im ganzen Land geziemte. Ihr sanftes und heiteres Gesicht sah gedankenvoll aus und so, als ob ihr Inneres frei sei von allen irdischen Flecken. Es zeigte jene seltene Vereinigung von Geist und Schönheit, die in ihrer Vollendung, wie hier, den Men-

schen auf eine Stufe mit Wesen höherer und edlerer Art zu erheben scheint. Blick und Lächeln waren wirklich engelhaft.

So war die jugendliche Lady Jane Grey, die Tochter des Marquis von Dorset, Großnichte Heinrichs VIII. und Enkelin seiner schönen Schwester Mary, die erst an Ludwig XII. von Frankreich und dann an den berühmten Charles Brandon, Herzog von Suffolk, verheiratet gewesen war.

»Guten Morgen, liebe Cousine«, sagte der junge König, indem er Janes tiefe Verbeugung erwiderte. »Ihr seid ja früh auf! Ich sollte denken, dass an einem so frischen Morgen wie heute ein Platz am warmen Herd besser für ein so zartes Wesen wie Euch wäre als die scharfe Luft. Aber Ihr scheint der Kälte brav zu trotzen.«

»Ich fühle sie nicht«, antwortete die junge Lady Jane. »Ich bin daran gewöhnt, mich jeder Witterung auszusetzen, sie schadet mir nicht. Eure Majestät halten mich irrigerweise für sehr zart, ich bin das nicht. Ich bin weit stärker als mein Aussehen glauben lässt. Wenn ich in Bradgate bin, in Leicestershire, so reite ich mit meinem Vater auf die Jagd, und eine tagelange Belustigung ermüdet mich nicht. Was sagte ich: Belustigung?«, setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu. »Die Hirschjagd ist kein Vergnügen für mich. Es wird nur im Allgemeinen dafür gehalten, und so muss ich es wohl ja nennen. Dann stehe ich früh auf, denn ich bin keine Langschläferin und nehme mein Buch und gehe in den Park im Sommer oder in den Garten im Winter und lese und denke nach, bis man mich zu meinem einfachen Frühstück ruft.«

»Das ist gerade dasselbe Leben, wie ich es geführt habe«, antwortete Edward, »nur konnte ich der Jagd nicht müde

werden. Jetzt, da ich König bin, gedenke ich meiner Liebhaberei nachzugehen und im Windsor Forst und in Enfield Chase eine Menge Wild zu schießen. Aber wenn Ihr die große Jagd nicht liebt, schöne Base, so doch gewiss die Falkenjagd? Das ist ein edles Vergnügen.«

»Mag sein«, erwiderte Jane ernsthaft, »aber ich liebe auch das nicht und mag nur die Hetzjagd mit Windhunden weniger als die Falkenjagd, und Angeln noch weniger als Hetzjagd. Eure Majestät werden lächeln, wenn ich gestehe, dass mir all diese Belustigungen als grausam erscheinen. Sie machen mir keine Freude. Ich kann es nicht ertragen, dass arme Geschöpfe zu meinem Vergnügen gequält werden. Es tut mir weh, wenn ich sehe, wie ein edler Hirsch niedergeworfen wird. Mehr als einmal habe ich einen klagenden Hasen von den Zähnen seiner Verfolger gerettet. Arme Tiere, sie dauern mich, selbst die boshafte Otter.«

»Ich kann Eure Gefühle nicht teilen, Jane«, sagte der König, »aber ich bewundere sie als Beweis Eurer Milde. Was mich betrifft, so regt mich sowohl die Hetzjagd als auch die Falkenjagd dermaßen auf, dass ich für Wild und Vogel wenig empfinde. Angeln liebe ich nicht besonders, muss ich gestehen, denn das regt mich nicht auf, und ich sitze am Ufer und lese, während meine Lehrer sich mit Rute und Angel befassen. Aber, wie ich sagte, ich will im Windsor Forst eine große Jagd veranstalten, die mein Onkel Seymour anführen soll, und Ihr seid eingeladen, wenn es Euch beliebt, schöne Cousine.«

»Ich bitte Eure Majestät, mich zu entschuldigen«, antwortete Jane. »Ich habe in Bradgate mehr Jagden, als mir lieb ist. Aber wohl möchte ich durch den Windsor Forst streifen, der, wie ich höre, ein herrlicher Forst ist.«

»Ihr habt ihn noch nicht gesehen?«, rief Edward aus. »O, dann steht Euch noch ein großes Vergnügen bevor, liebe Base. Solche Haine und solche Lichtungen, wie Ihr dort finden werdet, gibt es ganz gewiss nicht in Bradgate.«

»Das glaube ich wohl«, antwortete Jane, »und auch das Schloss selbst hat viel Interesse für mich.«

»Ich werde nicht eher hinkommen, als bis in der St. Georgs-Kapelle eine gewisse traurige Zeremonie stattgefunden hat«, sagte Edward bewegt, »und die der König, mein teurer Vater, - dessen Seele sich Christus erbarme - neben meiner seligen Mutter in dem Gewölbe beigesetzt worden ist. Aber wenn diese Trauerzeit vorbei ist, wenn ich im Westminster gekrönt worden bin, und wenn ich dann unter Zustimmung des Lordprotektors und des Conseils meinen Hof nach Windsor verlege, dann schöne Cousine, müsst Ihr aufs Schloss kommen. Oh, es wird Euch erfreuen! Es ist viel, viel sehenswürdiger als dieser alte schreckliche Tower, der einem Gefängnis viel ähnlicher sieht als einem Palast.«

»Nicht doch, mein Herr«, erwiderte Jane, »wie groß und regelmäßig gebaut auch Schloss Windsor sein mag, es kann mich nicht mehr interessieren als diese ernst aussehende Veste. Welche Tragödien sind innerhalb dieser Mauern gespielt worden! Welche schrecklichen Dinge sind da vorgegangen! Gespenster müssen hier umgehen. Aber ich will bei dem Gegenstand nicht länger verweilen und bitte um Verzeihung wegen der Andeutung. Es ist sonderbar, aber seit ich meinen Fuß in den Tower gesetzt habe, hat mich der Gedanke verfolgt, und ich kann ihn nicht loswerden, dass ich selbst eines Tages eine Gefangene in diesem Kerker sein und dass mein Blut den Rasen tränken werde.«

»Zu meinen Lebzeiten wird ein solcher Tag nicht anbre-

chen«, antwortete Edward. »Der Ort ist nicht geeignet, heitere Gedanken oder angenehme Träume zu erregen, und ich muss gestehen, dass ich selbst in vergangener Nacht schlecht geschlafen habe. Ich träumte von den beiden Kindern meines Namensvetters Edwards V., wie sie im Tower ermordet wurden. Ich hoffe, Jane, Ihr hattet nicht solche Träume.«

»Doch, Herr«, sagte sie, »meine Träume waren vielleicht noch schrecklicher als die Euren. Ihr mögt sie erraten, wenn ich Euch sage, dass ich beim Erwachen froh war, dass mein Kopf noch zwischen meinen Schultern saß. Glaubt Eure Majestät an Vorbedeutungen?«

»Nicht sonderlich - aber warum fragt Ihr, liebe Base?«

»Eure Majestät soll hören. Als ich gestern mit dem edlen Lord, meinem Vater und Eurer Majestät Cousine, meiner Mutter, in den Tower kam, mussten wir auf unserem Weg zum Palast den inneren Hof durchschreiten. Da bemerkte ich unter dem hier versammelten Haufen eine sonderbar hässliche Person. Der Mann hinkte und war in blutrote Serge gekleidet. Darunter trug er ein ledernes Koller. Schwarze Zöpfe hingen an jeder Seite seines leichenfarbenen Gesichts und in seinen Augen war etwas Wölfisches und Blutdurstiges. Als er bemerkte, dass ich ihn ansah, nahm er seine Mütze ab und schritt auf mich zu, aber mein Vater wies ihn ärgerlich zurück und schlug ihn mit der Peitsche. Der Mann hinkte davon, indem er immerfort mit seinen roten Wolfsaugen boshaft nach mir hinstarrte. Mein Vater sagte mir sodann, es sei Manger, der Henker, und weil man es für Unglück bedeutend halte, ihm zu begegnen, so habe er ihn weggetrieben. Glaubt Eure Majestät nicht, dass eine solche Begegnung an einem solchen Ort von schlimmer Vor-

bedeutung sei?«

»Der Himmel verhüte es!«, rief der junge König aus. »Aber lasst uns von etwas anderem reden. Erzählt mir von Euren Studien, meine gelehrte Cousine.«

»Ich kann keinen Anspruch auf das Beiwort machen, das Eure Majestät mir geben«, antwortete sie. »Aber das Buch, das ich gerade lese, ist Martin Bucers Kommentar zu den Evangelien.«

»Mein Lehrer Doktor Cox hat mir davon gesprochen. Er sagt, es sei eine vortreffliche Abhandlung. Ihr sollt sie mir erklären, Jane. Ohne Zweifel kennt Ihr Bucers Kommentar zu den Psalmen?«

»Ja, Herr, und ich will versuchen, Euch das Werk zu erklären, wenn Ihr Lust habt; ebenso *Pirskaoval* von Paul Fagius, welches ich kürzlich gelesen habe.«

»Ihr könnt mir keinen größeren Gefallen tun. Ich bin überzeugt, Jane, dass ich Nutzen und Belehrung aus Eurer Interpretation ziehen werde. Eine solche Vorbereitung ist nötig, denn ich will Bucer und Fagius nach England berufen. Seine Ehrwürden von Canterbury hat schon mit mir darüber gesprochen. Mein Streben wird dahin gehen, meinen Hof zum Sammelplatz gelehrter und frommer Männer zu machen, und besonders solcher, die eifrig darauf bedacht sind, die Kirche zu reformieren und von den Irrtümern des Papsttums zu reinigen.«

»Bucer und Fagius sind beide sehr gelehrte und fromme Männer, strenge und ernste Streiter, die wohl imstande sind, wo es nottut, die Gegner der guten Sache anzugreifen und zu widerlegen. Ich freue mich, dass Ihr sie einladen wollt. Ihr ehrt Euch selbst dadurch. Aber da ist noch ein anderer, der Eurer Majestät nicht unbekannt ist, und der, wie

mich dünkt, Euch bei dem großen Werk, das Ihr vorhabt, die Reformation zu verbreiten, gute Dienste leisten kann. Ich meine den Lehrer der Prinzessin Elisabeth, den würdigen Master Roger Asham.«

»Ich habe an ihn schon gedacht«, erwiderte Edward. »Asham verdient Beförderung, und sie soll ihm werden. Ein Mann, der wie Asham einen Lehrstuhl in St. John's College zu Cambridge einnimmt, muss der griechischen Sprache vollkommen Herr sein, und, wie ich höre, kommt seine Frömmigkeit seiner Gelehrsamkeit gleich. Mein weiser und geliebter Vater wählte ihn seiner vielen Kenntnisse wegen zu Elisabeths Lehrer - sie liest jetzt den Sophokles und Cicero mit ihm, und wenn der Cursus zu Ende sein wird, was nicht lange mehr dauern kann, - denn sie ist eine fleißige Schülerin -so will ich ihn in meiner Nähe haben.«

»Ew. Hoheit tut wohl daran«, sagte Jane, »Roger Asham sollte eine Leuchte unseres Jahrhunderts sein. Vor allen Dingen ist er ein guter Mann, ohne allen Hinterhalt. Sein Latein ist merkwürdig rein.«

»Das muss wohl wahr sein, wenn Ihr es sagt, meine gelehrte Base, denn Ihr seid eine kompetente Richterin. Sowohl Sir John Cheke als auch Doktor Cox lobten mir Eure lateinischen Briefe und sagten, sie wären mit elastischer Eleganz geschrieben.«

»Ew. Hoheit wollen mich eitel machen«, antwortete

Jane, leicht errötend, »aber ich muss bekennen, dass mein eigener würdiger Lehrer, Master Elmer, dieselbe Bemerkung in Betreff der Briefe, mit denen Ihr mich beehrt habt, gemacht hat. Indem ich von meinen Korrespondenten spreche - wenn es mir erlaubt ist, in einem Atem noch von anderen als Ew. Majestät zu sprechen, - so fällt mir noch eine

andere, Eurer Aufmerksamkeit würdige Person ein, insofern sie ein demütiger, aber eifriger Mitarbeiter an Eurem großen Werk sein würde, nämlich Henry Bullinger, Zwinglis Schüler und Nachfolger in Zürich. Bullinger hat viel Verfolgung erlitten und würde für die gute Sache noch mehr leiden, wenn es nottäte.«

»Bullinger ist ein eifriger Förderer der Reformation«, bemerkte Edward. »Ich erinnere mich, er war bei der berühmten Versammlung zu Bern. Gelegentlich sollt Ihr mir noch mehr von ihm erzählen, und wenn Ihr mir einen Einblick in seine Briefe an Euch vergönnen wollt, so wird mich das sehr erfreuen. Indessen mögt Ihr Euch überzeugt halten, dass er nicht vergessen werden soll. Ihr seid selbst ein eifriger Advokat für den reformierten Glauben, Cousine.«

»Ich fühle die Kraft in mir«, rief sie mit aufwärts gerichteten Blicken, »für die Religion, zu der ich mich bekenne, zu sterben!«

»Ich zweifle nicht an Eurer Standhaftigkeit, liebe Cousine, aber ich hoffe, dass sie nicht auf die Probe gestellt werden wird«, sprach der junge König. »Ich kam in den Garten, um Justinian und Bracton zu studieren. Ihr aber habt mich weit besser belehrt, als irgendein Gesetzgeber imstande wäre. Ihr müsst oft an unseren Hof kommen, Jane, sei er nun in Westminster, Shene oder Windsor.«

»Ich will mit Freuden dem Befehl Ew. Majestät nachkommen«, erwiderte Jane, »wenn mein Vater es erlaubt. Aber ich fürchte, er hält mich für viel zu jung, um bei Hofe zu erscheinen. Ich habe bisher fast in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt, da meine Erziehung noch lange nicht beendet ist.«

»Aber wenn ich befehle, so muss Mylord Dorset gehor-

chen, und so auch Ihr, schöne Cousine!«, rief Edward mit einem leichten Anflug von seines Vaters herrischem Wesen.

»Ew. Hoheit wird nichts befehlen, dessen bin ich gewiss, was ein loyaler Untertan nicht erfüllen könnte«, antwortete Jane. »Aber Ew. Majestät scheint zu vergessen, dass Ihr einen Hofmeister habt - und zwar einen strengen, wenn man wahr redet. Seid Ihr dessen gewiss, dass der Lordprotektor Euch Eure Umgebung selbst wählen lassen wird?«

»Vielleicht nicht, sie stände ihm denn selbst an«, sagte Edward, »aber gegen Euch kann er nichts haben, schöne Base. Ich werde ihn nicht bitten, meine Schwester Marie oft bei mir sein zu lassen, es sei denn, dass sie ihre Irrtümer abschwört und sich zu der neuen Lehre bekennt.«

»Sanfte Überredung könnte Lady Marie vielleicht auf den rechten Weg führen. Sie ist so reich begabt, darum sollte keine Mühe bei ihr gespart werden. Eine solche Bekehrung wäre Ew. Majestät würdig und würde Euch zu hoher Ehre gereichen.«

»Ich verzweifle an Marys Bekehrung. Sie ist so halsstarrig und bigott, dass selbst mein energischer Vater genug zu tun hatte, um sie zum Gehorsam zu bringen, und eine Zeit lang trotzte sie sogar seiner rechtmäßigen Autorität. Seine Ehrwürden von Canterbury wird mir raten, was ich mit ihr anfangen soll, und seinem Rat werde ich folgen. Kennt Ihr meinen jüngeren Onkel Sir Thomas Seymour, Jane?«

»Nur wenig«, antwortete sie. »Ich sah ihn bei meinem Vater, und ich konnte nicht umhin, ihn gestern zu bemerken, denn nach allgemeinem Urteil sah er von allen, die Euch den Huldigungseid leisteten, am Ritterlichsten aus. Jetzt erinnere ich mich, Ihre Hoheit, die Königinwitwe, machte

mich auf ihn aufmerksam und fragte, was ich von ihm halte. Ich sagte, dass ich ihn wunderschön fände, worauf sie mir gnädig zulächelte.«

»Er ist wunderschön!«, rief Edward enthusiastisch, »und es wundert mich nicht, dass Ihre Majestät über sein Lob lächelte, denn er ist ein Liebling von ihr, ebenso von meiner Schwester Elisabeth und von fast allen Leuten, den Lordprotektor ausgenommen. Die Wahrheit zu sagen - denn ich kann sie Euch wohl sagen, liebe Cousine - ich glaube, der Lordprotektor ist eifersüchtig auf ihn und seinen Einfluss auf mich. Ich wollte, Sir Thomas wäre mein Hofmeister geworden. Mein älterer Onkel ist gut, aber er ist streng, und - er ist nicht, was Sir Thomas ist. Er wird alle Gewalt in Händen behalten und mir nicht vielmehr als den Namen lassen.«

»Vielleicht ist es so am besten. Ew. Hoheit ist noch sehr jung und kann in Staatsgeschäften nur wenig Erfahrung haben.«

»Aber ich mag des Lordprotektors Kontrolle nicht!«, rief Edward aus. »Es macht mich schon ungeduldig, nur daran zu denken, obwohl er kaum damit begonnen hat. Aber Sir Thomas könnte ich gehorchen - ohne Murren.«

»Ich fange an wahrzunehmen, dass Sir Thomas' Einfluss auf Ew. Majestät keineswegs imaginär ist, und dass der Lordprotektor seine guten Gründe haben mag, auf seinen jüngeren Bruder eifersüchtig zu sein«, bemerkte Jane lächelnd. »Aber ich muss Ew. Majestät um Erlaubnis bitten, mich zurückzuziehen. Ich habe Eure Studien schon zu sehr unterbrochen und will Ew. Majestät kostbare Zeit nicht ferner in Anspruch nehmen.«

»Nun, ich halte Eure Unterhaltung für nützlicher als mei-

ne Studien, wie ich Euch schon gesagt habe, schöne Base«, sagte der jugendliche König. »Ich lese doch jetzt nicht mehr. Belästigt Euch nicht mehr mit dem Buch, gebt es Fowler zu tragen.«

Und als auf ein Zeichen des Königs der diensttuende Gentleman näher trat, um seines königlichen Herrn und Lady Janes Bücher in Empfang zu nehmen, warf Edward die Bemerkung hin, dass er sehr erfroren aussähe.

»Ich bin fast vor Kälte gestorben, Ew. Majestät Liebe zu Liebe«, antwortete Fowler. »Ich besitze kein inneres Feuer wie Ew. Hoheit und Lady Jane, um mich daran zu erwärmen.«

»Von welchem inneren Feuer redest du denn, Fowler?«, fragte lächelnd der König.

»Das Feuer des Geistes, Majestät«, sprach der andere, »welches so hell in Ew. Hoheit und Lady Jane brennt, dass Ihr keines irdischen Elementes bedürft, um Euch zu erwärmen, - so scheint es wenigstens. Was mich betrifft, so ist mein bisschen Witz erfroren, wie meine Nasenspitze - falls eine so stumpfe Nase, wie die meine, eine Spitze haben kann, -und wenn ich hier noch länger stehe, so laufe ich Gefahr, beides ganz zu verlieren, Nase und Witz.«

»Du hättest mich früher von deinem traurigen Zustand in Kenntnis setzen sollen«, sagte der König. »Lasst uns hineingehen, liebe Cousine, oder dieser zarte Gentleman wird, während wir hier reden, in Eis verwandelt.«

»Wirklich, es ist so, mein gnädiger Herr. Wenn ich nicht schnell erlöst werde, so erstarre ich hier auf dem Fleck, wie die Fontaine dort.«

»Obwohl du so als Statue den Garten zieren würdest, kann ich doch einen guten Diener nicht missen, und ich

will Mitleid mit dir haben. Kommt, schöne Base!«

So sprechend gab der König Lady Jane die Hand und führte sie dem Eingang des Palastes zu, gefolgt von Fowler, auf dessen Antlitz die Erwartung eines wärmenden Feuers und reichlichen Mahles den Ausdruck des höchsten Behagens hervorgerufen hatte.

Sechstes Kapitel

Von dem Wortwechsel zwischen dem Lordprotektor und Sir Thomas Seymour, und wie derselbe beigelegt wurde

Der Tower-Garten war an der Nordseite von einer langen steinernen Galerie begrenzt, die von Lanthorn-Tower nach Salt-Tower führte und durch einen Korridor mit den königlichen Gemächern in Verbindung stand. Seit einiger Zeit hatten zwei Personen aus einem der oberen Fenster in dieser Galerie auf das jugendliche Paar heruntergeblickt. Da das Fenster glücklicherweise offen stand, so war ihnen kein Wort der Unterredung entgangen. Sie horchten mit der größten Aufmerksamkeit, und beide schienen gleich erfreut über das, was sie hörten. Obgleich diese Lauscher von dem jungen Monarchen und seiner Gefährtin vollkommen unbemerkt blieben, so waren sie es doch nicht von Fowler, der, indem er nichts anderes zu tun hatte, seine Augen nach allen Seiten umherschweifen ließ. Aber da er in jenen den Marquis von Dorset, Lady Janes Vater, und Sir Thomas Seymour erkannte, so hielt er es für unnötig, seinem königlichen Herrn deren Nähe anzuzeigen. Obendrein hieß ihn

ein Zeichen Seymours, mit dem er ein geheimes Einverständnis zu haben schien, zu schweigen.

Gerade als Edward seinen Diener rief, um ihn und Lady Jane von den Büchern zu befreien, verschwanden die Lau-scher vom Fenster.

Da die Galerie in dem Augenblick leer war, sprach Sey-mour mit stolzem Lächeln zu dem Marquis: »Was denkt Ihr, Mylord, von dem, was Ihr gehört habt? Wie stehe ich mit Seiner Majestät? Habe ich meinen Einfluss auf ihn überschätzt?«

»Nicht im Geringsten«, antwortete Dorset. »Ihr steht so gut mit Eurem königlichen Neffen, dass es Eure eigene Schuld sein wird, wenn Ihr nicht erster Pair des Reiches werdet.«

»Was? Stellt Ihr mich über den Lordprotektor?«, rief Sey-mour. »Bedenkt, dass das Conseil ihm alle Gewalt gegeben hat.«

»Ich weiß es wohl«, antwortete der Marquis, »aber Ihr habt den König auf Eurer Seite. Bevor es dem Lordprotektor gelingt, Seiner Majestät Liebe zu Euch für sich zu ge-winnen, müsst Ihr über kurz oder lang das Übergewicht er-langen.«

»Ihr habt recht, Mylord von Dorset«, sprach Seymour. »Ich werde es nicht nur erlangen, sondern auch behaupten. Und wenn ich steige, sollen andere auch steigen -verlasst Euch darauf. Es ging mir ein Gedanke durch den Kopf, während ich jenem hübschen Paar zulauschte. Ihr sollt ihn erfahren. Die beiden scheinen füreinander geschaffen zu sein. Warum sollten sie nicht durch Heirat verbunden werden, wenn sie das passende Alter erreicht haben?«

»Wenn ich auch dem Gedanken nachgehen dürfte«, ant-

wortete der Marquis, augenscheinlich angenehm berührt von der Andeutung, »so würde es doch Seiner Majestät außerordentliche Jugend und meiner Tochter zartes Alter nicht gestatten.«

»Warum sollte man sie deshalb nicht verloben können«, meinte Seymour. »Das Bündnis kann zustande kommen, ich sage es Euch, Mylord. Nein, die Wahrheit zu sagen, es soll zustande kommen, wenn wir beide uns gut miteinander verstehen.«

»Ja, bester Sir Thomas, ich wäre zu allem bereit, wenn ich wüsste, dass meine Tochter Königin würde. Da Ihr selbst davon redet, will ich Euch nur gestehen, dass Mylady Dorset mir die Sache bereits in den Kopf gesetzt hat. Frauen schwatzen viel unnützes Zeug, wie Ihr wisst. Aber reiflich überlegt, wäre die Verbindung keine unpassende, da Lady Jane selbst von königlichem Blut ist.«

»Die Heirat kann zustande kommen und soll zustande kommen, Mylord Marquis«, sprach Seymour, »aber mir muss die Verfügung über die Hand Eurer Tochter freistehen. Meine Pläne dürfen nicht durchkreuzt werden. Ihr müsst Lady Jane gänzlich meiner Obhut übergeben.«

»Eurer Obhut, Sir Thomas?«, rief der Marquis höchst erstaunt.

»Meiner«, entgegnete Seymour, »das heißt der Obhut meiner Gemahlin, sobald ich eine haben werde. Ich gedenke binnen Kurzem zu heiraten, Mylord, und dann kann ich Eure Tochter bei mir aufnehmen.«

»Nehmt meinen Glückwunsch, Sir Thomas«, sprach Dorset. »Ich zweifle nicht, dass Eure Wahl eine gute ist, ja, wenn sie auf die erste Frau in diesem Reich gefallen wäre, es würde mich nicht wundern.«

»Ich kann Euch noch nicht in das Geheimnis blicken lassen, Mylord«, antwortete Sir Thomas lächelnd, »aber das kann ich Euch sagen, meine Heirat wird sicherlich nicht meinen Einfluss auf meinen königlichen Neffen oder auf den Adel Englands vermindern. Mein Grundsatz ist, wie Ihr wisst, keinen Schritt anders als nach vorwärts zu tun. Ihr werdet es nicht für eine Demütigung, sondern für das Gegenteil ansehen, Eure Tochter derjenigen anzuvertrauen, welche vielleicht sich herablässt, mich zum Ehegemahl zu nehmen.«

»Ich glaube, ich könnte Euer Rätsel lösen, Sir Thomas, aber ich will es nicht versuchen. Genug, dass Ihr mich überzeugt habt. Erlaubt Ihr, dass ich mit der Marquise über diese wichtige Angelegenheit rede?«

»Noch nicht, Mylord. Frauen können schlecht ein Geheimnis bewahren, und wenn auch die Lady Marquise die Verschwiegenheit ihres ganzen Geschlechts wäre, so hat sie doch ganz gewiss eine gewisse angeborene Neigung zu reden, die es nicht rätlich erscheinen lässt, sie in diesem Augenblick zur Mitwisserin zu machen. Bis alles geordnet ist, muss ich um tiefes Geheimnis bitten. Ich sage es Euch, wenn es Zeit ist, zu reden. Bis dahin lasst Eure Zunge versiegelt sein.

Aber seht, der König und Lady Jane kommen in die Galerie. Eilen wir, Seiner Majestät unsere Aufwartung zu machen.«

Das unverhohlene Entzücken, welches der junge König äußerte, als er seinen Lieblingsonkel sah, würde den Marquis von Dorset vollständig vergewissert haben, welchen Platz jener im Herzen seines Neffen einnehme, wenn die Unterhaltung im Garten, die er eben belauscht hatte, bei

dem vorsichtigen Edelmann noch irgendeinen Zweifel übrig gelassen hätte.

Als Edward rasche Schritte hinter sich hörte, drehte er sich um, ließ im selben Moment, als er Sir Thomas erkannte, allem Zeremoniell zuwider – vielleicht auch im Impuls des Augenblicks vergessend, dass irgendein Zeremoniell notwendig sei – Lady Jans Hand los, die er bisher gehalten hatte, lief seinem Onkel entgegen. Ohne ihm einen Augenblick Zeit zur Begrüßung oder auch nur ein Wort zu lassen, schlang er zärtlich seinen Arm um dessen Nacken.

Nie vielleicht schlug des ehrgeizigen Mannes Herz höher als in dem Augenblicke, wo er seines Neffen liebevolle Umarmung erwiderte. Er fühlte, einen wie tiefen Effekt diese Szene auf Dorset und dessen Tochter machen musste. Obwohl er kaum imstande war, sein Entzücken zu verbergen, so gab er sich doch den Anschein, als ob des Königs Herablassung ihn überwältige.

»Ew. Majestät erweist mir zu viel Ehre«, sprach er, »so nahe ich Euch auch durch Verwandtschaft stehe, so teuer Ihr mir auch als Neffe seid, so ist es doch meine Pflicht, Euch zu erinnern, dass der Unterschied zwischen uns noch größer geworden ist, als er war, und dass die Beweise Eurer Liebe, mit denen Ihr mich zu überschütten pflegtet, und deren ich stets mit Stolz und Dankbarkeit gedenken werde, nun rechtmäßigerweise eingestellt werden müssten.«

»Wie das, lieber Onkel?«, sagte Edward. »Ihr liebt mich doch nicht weniger, weil ich König bin? Gewiss, meine Liebe hat diesen Umstand nicht vermindert. Warum sollte ich mich verstellen? Lieber will ich mich freuen, dass ich nun besser imstande bin, Euch meine Zuneigung zu beweisen.«

»Ich kann Euch nicht in Worten danken, Majestät«, sagte

Seymour mit dem Ausdruck inbrünstiger Dankbarkeit, »aber ich fürchte, die Vorliebe für mich, welche Ihr so gnädig an den Tag legt, wird Eurem neuen Hofmeister nicht gefallen. Er wird erwarten, dass Ihr alle Liebe für ihn aufspart.«

»Ich sehe nicht ein, wie er das erwarten könnte, aber wenn er es tut, so täuscht er sich«, antwortete Edward. »Ich muss ihm zwar gehorchen, aber ich brauche ihm nicht den ersten Platz in meinem Herzen einzuräumen. Ich werde ihn nie so lieb haben wie Euch, guter Oheim. Das kann ich Euch versichern. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Euch zu sagen, wie sehr es mich gestern verdross, dass das Conseil nicht Euch zu meinem Hofmeister ernannt hat. Mich dünkt, man hätte mich auch darum befragen sollen.«

»Wenn Ew. Majestät mir weniger geneigt wäre, oder wenn ich Eure Zuneigung weniger verdiente, indem ich Euch nicht ganz so ergeben wäre, wie es der Fall ist, so möchte das Conseil ... nein, es hätte mich sicher gewählt. Aber Euer Oheim Hertford sah mich mit so eifersüchtigen Augen an, und seine Meinung beherrschte das Conseil.«

»Ich dachte es wohl«, entgegnete der König. »Mylord Hertford ist zu weit gegangen. Er wird nichts dadurch gewinnen, dass er sich meinen ausdrücklichen Wünschen widersetzt. Er wusste ganz genau, was ich gern gehabt hätte.«

»Und darum geschah es eben nicht«, sprach Seymour. »Ew. Majestät müssen in Zukunft Ihre Gefühle für mich verbergen, wenn Friede bleiben soll zwischen mir und dem Lordprotektor.«

»Ich hasse die Verstellung«, sagte Edward, »und sie wird mir schwer werden. Aber ich will es versuchen, um allem Streit zwischen Euch und Eurem Bruder möglichst vorzu-

beugen. Ein solcher würde sehr zu beklagen sein.«

»Geruhen Ew. Majestät«, sprach der Marquis von Dorset vortretend. »Seine Hoheit, der Lordprotektor, kommen des Weges.«

Während er sprach, sah man den Lordprotektor den Korridor, der, wie bereits erwähnt, mit den Staatszimmern des Palastes in Verbindung stand, entlang kommen. Nach der Pracht seiner Kleidung und dem Glanz seines Gefolges zu schließen, konnte man glauben, der Lordprotektor betrachte sich als König. Voran ging ein Zeremonienmeister, neben dem Lord der Kommandant des Tower und Lord Lisle, und ihnen folgte eine Menge von Knappen, Dienern und Pagen in prachtvoller Kleidung. Hertfords Haltung war stolzer als sonst, und jetzt, da er seiner Stellung sicher war, schien er seine Autorität zu vollkommener Geltung bringen zu wollen.

»Meiner Treu!«, rief Eduard, »mein Onkel macht sich stattlich. Man sollte meinen, er wäre König und nicht Lordprotektor.«

»Lordprotektor ist nur ein anderer Name für König, Ew. Majestät«, bemerkte Seymour trocken.

»Haltet Euch zu mir, lieber Onkel«, sprach Edward. »Seine Hoheit sieht ärgerlich aus. Ich hoffe, er wird mich nicht schelten.«

»Euch schelten, Herr!«, rief Seymour fast stolz aus, »er wird es nicht wagen!«

»Ich bin dessen nicht so gewiss«, entgegnete Edward. »Aber bleibt in meiner Nähe und ich frage nichts danach.«

»Ich verlasse Ew. Majestät nur auf Dero ausdrücklichen Befehl«, antwortete Seymour.

Als der Lordprotektor näher kam, war es unverkennbar,

dass er ungehalten und nicht imstande war, sein Missfallen zu verbergen. Sir John Gage machte einige Bemerkungen, auf die er sehr kurz antwortete, während sein Blick unverwandt auf dem König und Sir Thomas ruhte. Letzterer hoffte auf einen Wutausbruch vonseiten seines Bruders, der ihm nur von Nutzen sein konnte, aber Hertford bezwang sich vorläufig, um seinem Ärger nicht die Zügel schießen zu lassen.

Der Marquis von Dorset und Lady Jane traten an Edwards Seite, um dem Lordprotektor Platz zu machen, während der unglückliche Fowler, der noch nicht entlassen worden war, hinter dem jungen Monarchen stehen blieb. Sir Thomas wich nicht von seines königlichen Neffen Seite, sondern reckte sich zu voller Höhe empor.

In der von der Etikette vorgeschriebenen Entfernung vom König machten der Kommandant des Tower und Lord Lisle halt. Der Lordprotektor aber trat weiter vor. Nach einer tiefen Verbeugung, welche vonseiten seines königlichen Neffen und Mündels höflich erwidert wurde, sprach er mit erzwungener Fassung. »Ich komme eben aus Ew. Majestät Zimmer und zwar höchlich erstaunt, von Eurem Kaplan zu vernehmen, dass Ihr bereits seit einer Stunde und fast ohne Gefolge ausgegangen wart, um im Garten zu lesen. Erlaubt mir, Ew. Majestät zu bemerken, dass ein solches Verfahren durchaus nicht im Einklang mit dem fürstlichen Decorum und der nötigen Zurückhaltung steht. Ich muss Euch ersuchen, künftig solange das Zimmer zu hüten, bis ich Euch meine Aufwartung machen kann. Dann werde ich darüber entscheiden, ob Ew. Majestät ausgehen wird und wohin.«

»Beim Himmel! Er wird Ew. Majestät nächstens ganz am Zügel führen«, murmelte Seymour.

»Gedenkt Ew. Hoheit mich jeglicher Freiheit zu berauben?«, rief Edward mit etwas scharfem Ton. »Kann ich nicht zu jeder Zeit gehen, wenn ich Lust habe, besonders wenn mich nichts in Anspruch nimmt? Wenn das ist, so wäre ich lieber wieder in Hertford denn als Gefangener im Tower.«

»Fern sei es von mir, Ew. Majestät irgendeinen Zwang aufzuerlegen«, erwiderte Hertford. »Wenn es Euch beliebt, früh Morgens spazieren zu gehen, so werde ich nichts dawider haben. Nur muss ich Ordre geben, dass Ihr passende Begleitung habt und dass niemand ...« Dabei blickte er drohend zu seinem Bruder hin. »... Euch ohne meine Zustimmung nähert.«

»Niemand hat sich mir genähert außer meiner Cousine Lady Jane Gray und meinem Onkel Sir Thomas«, antwortete der König. »Fowler wird Ew. Hoheit Alles erklären, wenn Ihr ihn befragt.«

»Das will ich auch«, sprach der diensttuende Gentleman, indem er ein paar Schritte näher kam und sich tief verbeugte. »Lady Jane Gray kam in den Garten, um zu lesen und begegnete da Sr. Majestät, die in gleicher Weise beschäftigt war. Es würde Ew. Hoheit erfreut haben, wie wenig sich diese beiden aufgeregten jungen Leute um die Kälte kümmerten, obwohl ich halb tot gefroren war.«

»Was hat Lady Jane so früh draußen zu tun?«, sagte der Lordprotektor stirnrunzelnd den Marquis von Dorset. »Ihr müsst sie im Zimmer halten, Mylord. Der Tower-Garten ist für des Königs alleinigen Gebrauch, und niemand außer ihm darf ihn betreten.«

»Ich weiß das wohl, Ew. Hoheit«, erwiderte der Marquis. »Ich wusste nicht, dass meine Tochter also gefehlt hatte,

und bedaure es. Merke dir, Jane, was der Lordprotektor gesagt hat.«

»Seid versichert«, sprach sie sanft, »ich werde mir die Rüge Sr. Hoheit gewiss zu Herzen nehmen, aber ich fehlte aus Unwissenheit.«

»Ihr werdet in den Garten gehen, wenn Ihr Lust habt, Jane, solange Ihr im Tower bleibt«, sprach Edward, indem er ihre Hand nahm. »Ich, der König, erlaube es. Mag Nein sagen, wer will. Fürchtet nicht, mich zu stören, ich werde nicht mehr hingehen.«

Der Lordprotektor biss sich auf die Lippen und sah betroffen drein. Als er aber bemerkte, dass sein Bruder sich über seine Verwirrung freute, kehrte sich seine Wut gegen ihn. »Wie kommt es, dass ich dich beim König finde?«, sagte er scharfen Tones.

»Weil ich zufällig bei Sr. Majestät bin, indem du mich suchst, Bruder. Einen besseren Grund weiß ich nicht«, erwiderte Seymour kühl.

»Ich suche dich nicht, aber ich finde dich, wo ich dich nicht haben will«, sprach Hertford streng. »Hüte dich! Als Oberhofmeister des Königs steht es mir allein zu, darüber zu entscheiden, wer für seine Gesellschaft taugt und wer nicht, und deshalb verbiete ich dir, dich Sr. Majestät ohne meine Zustimmung zu nähern.«

Ein verächtliches Lächeln war Seymours einzige Antwort.

Noch wütender fuhr der Lordprotektor fort: »Wenn du nach dieser Warnung durch irgendwelche indirekte Mittel eine Zusammenkunft mit Sr. Majestät zu bewerkstelligen suchst, so werde ich dich vor das Conseil fordern, vor welchem du dich über deinen Ungehorsam gegen meine Befehle verantworten sollst.«

Seymour warf einen Blick auf seinen königlichen Neffen, und da dessen Zorn jetzt erregt war, entsprach derselbe schnell der stummen Aufforderung.

»Ew. Hoheit befindet sich ganz und gar im Irrtum«, versetzte er, indem er sich mit großer Entschlossenheit an den Lordprotektor wandte. »Mein sehr geliebter Onkel Sir Thomas gibt mir immer die besten Ratschläge, und zwar solche, die Ihr und das Conseil durchaus billigen müsstet, wenn Ihr sie kenntet. Ich will seine Gesellschaft nicht entbehren, sagt das dem Conseil. Nein, ich will es ihm nöthigenfalls selbst sagen.«

»Es sind einige Herren vom Conseil hier gegenwärtig, welche ohne Zweifel ihren Kollegen die Erklärung Ew. Majestät berichten werden«, sprach Seymour, indem er den Kommandanten des Tower und Lord Lisle anblickte.

»Das Conseil wird ohne Zweifel die Sache in sofortige Erwägung ziehen, wenn Ew. Majestät einen solchen Wunsch ausspricht«, nahm Sir John Gage das Wort. »Aber verpflichtet, wie es ist, die Autorität dessen, den es zu Ew. Gnaden Oberhofmeister ernannt hat, aufrecht zu erhalten, zweifle ich kaum, wie die Entscheidung ausfallen wird. Ich glaube jedoch, dass Seine Hoheit der Lordprotektor in seiner Weisheit und Einsicht das seinem Bruder, Sir Thomas Seymour, auferlegte Verbot zurücknehmen wird, um so mehr, da es hart und unangemessen erscheint und Tadel erregen muss.«

»Ich bin gleicher Meinung mit Euch, Sir John«, sprach Lord Lisle. »Wenn dieses Verbot ruchbar wird, so wird man sagen – und anscheinend mit Recht – dass zwischen Sr. Majestät Oheimen wenig brüderliche Liebe herrsche.«

»Ich möchte nicht, dass man dergleichen sagt, weil es

nicht der Wahrheit entspricht – wenigstens, was mich betrifft«, erwiderte Hertford. »Darum will ich Euren Rat, der immer so ehrlich wie einsichtsvoll ist, befolgen, Sir John Gage, und will meinem Bruder ebenso freien Verkehr mit meinem königlichen Mündel gestatten wie bisher. Nur warne ich ihn, Seiner Majestät ein Vorurteil gegen die Regierung oder gegen mein Tun in den Kopf zu setzen, wodurch meine Autorität ihr Gewicht und meine Ratschläge ihre Wirkung verlieren könnten.«

»Das will ich in Sir Thomas Namen versprechen«, sagte Edward. »Darf ich das nicht, lieber Oheim?«

»Gewiss dürft Ihr das, mein gnädiger Herr«, erwiderte Seymour. »Ich werde Euch nichts einflüstern, was recht und gut ist, und aller Einfluss, den ich auf Ew. Hoheit besitze, soll nur dazu angewandt werden, Euch auf die Ausübung der Gewalt vorzubereiten, die eines Tages in Eure Hände übergehen wird. Ein solches Verfahren werden sowohl der Lordprotektor als auch das Conseil nur billigen können.« »Eure Versöhnung freut mich von Herzen, meine beiden guten Oheime«, sagte Edward, vom einen zum anderen blickend. »Ich hoffe, weder meinerwegen noch aus irgend anderen Gründen wird ferner eine Differenz zwischen Euch entstehen.«

Siebentes Kapitel

Von der Schmach, welche der Gräfin von Hertford, seitens der Königin Catharine Parr angetan wird, und wie Ugo Harrington abgesandt wird, um die Prinzessin Elisabeth zum Tower zu geleiten

Die Versöhnung der beiden Seymours war augenscheinlich nur so oberflächlicher Art, dass sie niemanden zu täuschen vermochte – selbst nicht ihren königlichen Neffen. Sir Thomas würde den anmaßenden und herrischen Ton, den der Lordprotektor annahm, kaum ertragen haben, wenn er auch selbst weniger stolzen Temperaments gewesen wäre. Wogegen Hertford das hochmütige und herausfordernde Benehmen des jüngeren Seymour im gleichen Maße unerträglich war, denn er schien dieselbe Unterwürfigkeit zu erwarten, wie sie dem Willen eines Herrschers gebührt. Ihre Feindseligkeit war nur maskiert, nicht beigelegt, und drohte bei nächster Gelegenheit nur noch heftiger auszubrechen.

Der junge liebenswürdige Fürst redete sich, obwohl er vollkommen begriff, wie die Dinge standen, demnach ein, dass er imstande sein würde, den Frieden zwischen ihnen zu erhalten. Aber er hatte es mit schwer zu lenkenden Personen zu tun, und er nährte sogar die Zwietracht, ohne es zu wissen. In Folge der Offenheit seiner Natur und einer angeborenen Zärtlichkeit, war er vollkommen unfähig, die Vorliebe zu verbergen, die er für seinen jüngeren Oheim hegte, und anstatt den reizbaren Lordprotektor zu beschäftigen, erbitterte er ihn nur immer mehr gegen denjenigen, den er nun einmal nicht anders als im Licht eines gefährli-

chen Nebenbuhlers betrachten konnte. Schon sann Hertford darauf, seinen Bruder bei der ersten Gelegenheit zu entfernen, und schon hatte Sir Thomas Seymour beschlossen, koste es, was es wolle, den Lordprotektor zu verdrängen.

Im Verlaufe des Tages, an welchem sich das oben Erzählte ereignet hatte, wurde wieder ein großes Bankett gehalten, welchem der junge König, der Lordprotektor, alle Mitglieder des Conseils und alle Edlen, Ritter und Hofdamen, die sich im Tower befanden, teilnahmen. Es war mit aller Verschwendung und Pracht jenes Zeitalters ausgestattet. Der Kaplan des Tower sprach sowohl vor als auch nach dem Mahl ein langes Dankgebet in lateinischer Sprache, dem Edward mit frommer Aufmerksamkeit zuhörte und bei dessen Schluss er jedes Mal ein lautes »Amen« sprach. Der junge König würde gern des Dienstes der zahlreichen Marschälle und Zeremonienmeister, der behändigen Mundschenke und anderer Tafeldiener entbehrt haben, aber er fügte sich freundlich in ihre Anwesenheit. Außerordentlich mäßig in seinen Gewohnheiten trank Edward nur Wasser und ließ den guten Speisen, die der Oberkoch für ihn bereitet hatte, kaum Gerechtigkeit widerfahren.

Beim Beginn des Festes ereignete sich ein Vorfall, der einigermaßen die fernere Harmonie störte und dem Lordprotektor neuen Grund zur Feindseligkeit gegen seinen Bruder gab. Die Gräfin von Hertford, eine überaus schöne und stolze Frau, hatte sich beim Bankett neben der Königinwitwe zurückgesetzt gefühlt. Wegen der Erhebung ihres Gemahls zu fast königlicher Würde glaubte sie, vor der Königin den Vortritt haben zu müssen. Sie bewog deshalb ihren Gemahl, der bedeutend von ihr beherrscht wurde, ihr beim

nächsten Bankett einen Platz neben dem König anzuweisen. Der Lordprotektor gab dem Oberzeremonienmeister die erforderliche Anweisung, und die Sache schien in Ordnung zu sein. Aber ehe Lady Hertford den bezeichneten Platz einzunehmen vermochte, erschien die Königinwitwe, und stolz den Platz zurückweisend, den ihr der Zeremonienmeister anwies, nahm sie ihren gewohnten Platz beim König ein. Sir Thomas Seymour war ihr dabei behilflich, indem er seine Schwägerin verhinderte, Platz zu nehmen, und die Königin feierlich zu ihrem Stuhl geleitete. Wenn die der Lady Hertford vonseiten der Königin angetane Schmach am Tag vorher sich absichtslos nennen ließ, so konnte doch Ihrer Majestät Benehmen bei dieser Gelegenheit unmöglich dieselbe Entschädigung finden. Sie war boshaft unhöflich gegen die Gräfin und machte verschiedene schneidende Bemerkungen über den Lordprotektor, die dieser unmöglich ahnen konnte. Die Wirkung dieser Sarkasmen wurde durch Sir Thomas Seymour verstärkt, der eine Zeit lang hinter dem Stuhl der Königin stand, um sich an dem Ärger seiner Schwägerin zu weiden, und der die ganze Macht seines Witzes aufbot, um die Bemerkungen Ihrer Majestät noch zu verschärfen. Lady Hertford fühlte sich fast noch mehr beleidigt als ihr Gemahl, aber ihr Unwille war hauptsächlich gegen die Königin gerichtet, an der sie bei erster Gelegenheit sich zu rächen beschloss. Desgleichen nahm sie sich vor, den Lordprotektor zur Rede zu stellen, weil er seine Würde und die ihre nicht genugsam gewahrt hatte. Was Sir Thomas betrifft, so machte es ihm der Platz, den er einnahm, zur Pflicht, seine Aufmerksamkeit zwischen der Königinwitwe und seinem königlichen Neffen zu teilen, und er entledigte sich der Aufgabe in so

gewandter Weise, dass beide entzückt waren.

Die junge Lady Grey saß an der königlichen Tafel neben ihrem Vater, und zwar nicht so fern von Edward, dass er nicht von Zeit zu Zeit hätte ein Wort mit ihr reden können. Jane aß ebenso wenig wie der enthaltsame junge Fürst. Seymour entging diese Übereinstimmung nicht und machte die Königinwitwe darauf aufmerksam. Catherine schien großes Wohlgefallen an dem jungen Mädchen zu finden. Als das Mahl vorüber war, rief sie dieselbe zu sich, lud sie ein, ihr in ihre Privatgemächer zu folgen, und fügte gnädig hinzu, dass sie viel Gutes von ihr gehört habe und sie näher kennenzulernen wünsche. Die Einladung war Jane und dem Marquis von Dorset gleich angenehm, obwohl Letzterer zu wissen glaubte, wer sie veranlasst habe.

Als der König mit dem Lordprotektor den Bankettsaal verließ, sprach er den Wunsch aus, dass seine Schwester Elisabeth zum Tower geholt werden möchte, sowie auch, dass seine beiden Lehrer, Sir John Cheke und Doktor Cox die Prinzessin begleiten sollten. Obwohl dem Oheim das Gesuch nicht zu behagen schien, machte er doch keine Einwendungen, und Sir Thomas Seymour, der augenscheinlich entzückt darüber war, erbot sich, nach Hertford zu gehen, um die Prinzessin abzuholen. Dieser Vorschlag wurde indessen vom Protektor entschieden verworfen, aber er gab wenigstens endlich zu, dass seines Bruders Diener, Ugo Harrington, mit hinreichendem Gefolge zu dem Zweck abgesandt werde.

»Ich will Ugo aufsuchen«, rief Seymour, sobald sein Bruder eingewilligt hatte, »und ihn gleich nach Hertford schicken.«

Ein Blick seines königlichen Neffen dankte ihm für den

Eifer.

Aber seine Eile schien die Königinwitwe zu überraschen und ihr zu missfallen, denn sie sagte in etwas scharfem Ton: »Warum so eilig, Sir Thomas? Mich dünkt, ich habe Euch noch nicht entlassen, und ich rechnete noch für einige Zeit auf Eure Gesellschaft.«

»Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau«, antwortete er im Ton tiefer Unterwürfigkeit. »Seine Majestät befiehlt mir, Leute abzusenden, welche die Prinzessin Elisabeth von Hertford hierher geleiten sollen. Ich werde zurückkehren, sobald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe.«

»Wird Elisabeth in den Tower kommen?«, fragte Catharine unangenehm berührt.

»Ja, Madame«, antwortete Edward. »Der Lordprotektor war so gütig, meinem Wunsch, die Schwester in meiner Nähe zu haben, zu willfahren.«

»Ich billige zwar nicht ganz Ihrer Hoheit Hierherkunft, allein ich kann Ew. Majestät nicht Nein sagen«, bemerkte Hertford.

Unterdessen empfahl sich Sir Thomas Seymour, machte dem König eine tiefe Reverenz, desgleichen der Königin Catharine und ersah die Gelegenheit, um Letzterer einen Blick tiefster Ergebenheit zuzuwerfen.

So eilig wie möglich machte er sich durch den Haufen von Lakaien, Kammerdienern, Gardisten und anderen, welche die Korridore füllten, und gelangte endlich an die ihm selbst angewiesenen Gemächer im Wardrobe Tower, einem Gebäude, das um jene Zeit mit einem Teil des Palastes in Verbindung stand, den man King's Lodgings nannte. Indem er das runde gemauerte Gemach betrat, das mit Tapeten bekleidet und so reich möbliert war, dass sein ur-

sprüngliches kerkerartiges Aussehen vollständig verändert erschien, fand Seymour den betreffenden Mann vor einem Tisch sitzen, auf welchem sich eine Flasche Wein nebst einem silbernen Becher befand. Er sang gerade eine italienische Canzone, denn er besaß einen trefflichen Tenor, und begleitete sich dazu auf der Zitter. Als er feinen Herrn gewahr wurde, legte er sofort das Instrument beiseite und stand auf.

Ugo Harrington war von schlanker Figur und hätte schön genannt werden können, wenn nicht ein finsterer Zug in seinem Gesicht gewesen wäre. Er war ungefähr dreißig Jahre alt. Seine Gestalt war schlank, aber sehr muskulös, sein Teint olivenfarbig, die Augen dunkel und lebhaft. Die Zähne waren weiß und regelmäßig und bildeten einen scharfen Kontrast zu seinem rabenschwarzen Bart. Er sah mehr aus wie ein Italiener als wie ein Engländer, und wirklich war seine Mutter eine Florentinerin gewesen, während er selbst den größten Teil seiner Jugend in der toskanischen Hauptstadt und in Rom zugebracht hatte. Er war reich gekleidet und trug ein braunrotes Samtkoller und eben solche Beinkleider. Ein Samtmantel, mit Pelz verbrämt, lag neben ihm, um beim Ausgehen zur Hand zu sein. Auf dem Mantel lagen ein langes Rapier und ein Dolch, welche beide zu des eleganten Dieners gewöhnlicher Equipierung gehörten. Indem er Sir Thomas respektvoll grüßte, wartete er schweigend, bis Letzterer ihm in aller Eile mitgeteilt hatte, um was es sich handelte. Er erklärte darauf, dass er sofort bereit sei, die Botschaft auszurichten, und fragte, ob sein Herr noch weitere Befehle habe.

»Du sollst noch ein paar Zeilen von mir an die Prinzessin mitnehmen, Ugo«, erwiderte Sir Thomas. »Während ich

dieselben schreibe, kannst du die nötigen Vorkehrungen zur Reise treffen.«

Der Diener zog sich sofort in ein inneres Gemach zurück, und Seymour setzte sich an einen Tisch, auf welchem sich Schreibgerätschaften befanden, und begann seinen Brief. Augenscheinlich gefiel ihm das Geschriebene nicht, denn nachdem er es überlesen hatte, zerriss er es wieder und warf es in ein Holzfeuer, das lustig im Kamin brannte. Er begann von Neuem sein Schreiben, aber das zweite gefiel ihm nicht besser als das erste und wurde ebenfalls den Flammen übergeben. Der dritte Versuch schien besser zu gelingen. »Mich dünkt, so ist's gut«, murmelte er, indem er das Blatt mit wohlgefälligem Lächeln überflog und es dann in ein Kuvert steckte, worauf Seymour die Depesche mit einem seidenen Faden umwand und mit seinem Ring versiegelte.

Während er noch mit dem Schreiben des Dritten beschäftigt war, trat sein Diener im Reiseanzug wieder herein, blieb jedoch in ehrerbietiger Entfernung stehen und beobachtete seinen Herrn mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck.

»Gib dies der Prinzessin eigenhändig, Ugo, und zwar in einem passenden Moment. Du verstehst? He!«, sagte Seymour, indem er ihm den Brief überreichte.

»Perfettamente, monsignore«, antwortete Harrington. »Aber ich gestehe, ich erwartete nicht, der Überbringer eines biglietto amoroso zu sein, während ich Grund hatte, Ew. Lordschaft nahezu anderweitig engagiert zu glauben.«

»Dein Schluss, dass es ein billet d'amour sei, mit dem ich dich betraue, ist vollkommen irrig, Ugo«, sagte Seymour lächelnd. »Ich habe der Prinzessin nur in kurzen Worten eini-

gen guten Rat gegeben, dessen sie mir benötigt schien, ehe sie in den Tower kommt. Übrigens lass dich durch mein Vertrauen nicht so kühn machen, Freund, und vor allen Dingen suche nie in meine Geheimnisse einzudringen. Begnüge dich zu tun, wie ich dich heiße, ohne nach der Ursache zu fragen. Die Zeit wird kommen, wo du für jeden Dienst, den du mir leistest, bezahlt werden wirst.«

»Bei Sant-Antonio! Ich bin schon belohnt genug«, entgegnete Harrington. »Ihr seid mir ein gar freigebiger Herr gewesen, Monsignore.«

»Nichts gegen das, was ich sein werde, Ugo – aber blinden Gehorsam muss ich verlangen.«

»Ihr habt nur zu befehlen, Monsignore. Aber ich wollte, ich könnte Euch bewegen, dies gefährliche Spiel aufzugeben, welches Ihr, wie ich fürchte, verlieren werdet und wobei Ihr das Sichere auch noch riskiert. Es scheint mir eine vergebliche Jagd – *gettavia la sostenza e prendere l'ombra*.«

»Ich bin entschlossen, es zu wagen«, rief Seymour, »komme, was wolle! Die Wahrheit zu sagen, Ugo, ich bin so rasend verliebt in die reizende Prinzessin, dass ich den Gedanken nicht ertragen kann, mich in ein anderes Joch zu begeben.«

»Ew. Lordschaft pflegte sonst besonnener zu sein«, bemerkte der Diener, indem er mit den Achseln zuckte. *E perché questa subita mutazione? – Una pollastrina non ancora buona per la tavola.*«

»Halt dein loses Maul!«, rief Seymour. »Kann sein, dass meine Leidenschaft mit dem Verstand durchgeht. Aber abgesehen von meiner grenzenlosen Liebe zu der Prinzessin, die mich zu den verzweifeltsten Schritten treiben könnte,

ist sie ein weit höherer Preis als die andere. Der Besitz ihrer Hand sichert mir den ersten Platz neben dem Thron.«

»Ihr seid unwiderstehlich, Monsignore, – ich weiß das wohl – und die Prinzessin sowohl wie jede andere Dame wird Euch ohne Zweifel erhören. Aber das kann Euch wenig helfen. Das Conseil wird die Verbindung nie gestatten, und nach des verstorbenen Königs Verfügung ist die Einwilligung desselben unerlässlich.«

»Du predigst umsonst, Harrington, ich bin unerschütterlich. Lass mich nur die Prinzessin gewinnen und alles andere wird sich finden. Und, bei meiner Schutzpatronin! Ich werde sie gewinnen.«

»Wer entschlossen ist, zu gewinnen, der gewinnt. Ich bin ganz gehorsam. Nicht nur soll dieser Brief der anbetungswürdigen Prinzessin mit den Goldflechten, die Eure Lordschaft gefangen halten, und die, ich gestehe es, entzückend schön sind, mit der alleräußersten Diskretion übergeben werden, sondern ich werde auch die Gelegenheit nicht versäumen, Euer Lob zu siegen.

»Achte auf das kleinste Wort und auf jeden Blick, wenn du von mir sprichst, Ugo, und berichte mir.«

»Jedes Erröten, jedes Niederschlagen der Wimper, jeden halben Seufzer Eurer Gottheit will ich Euch getreulich berichten, Monsignore. Schade, dass ich meine Zitter nicht mitnehmen kann. Ich könnte ihr sonst ein Liebeslied singen, das nicht verfehlen würde, sie zu rühren. Glücklicherweise spricht die bezaubernde Prinzessin geläufig italienisch, und wenn sie mich nur ein wenig encouragiert, so werde ich mit ihr in jener Sprache der Liebe reden, und dann vermag ich mehr zu sagen, als ich in unserer rauen nordischen Sprache wagen dürfte.«

»So geh denn, und das Glück sei mit dir!«, rief Seymour. »Du musst heute Abend noch mit dem Gefolge Hertford erreichen und so früh am anderen Morgen zur Rückkehr aufbrechen, wie die Prinzessin nur mag. Vergiss nicht, die Erzieherin Ihrer Hoheit, Mistress Catharina Ashley, und die Lehrer des Königs sollen auch mitkommen, und Sorge dafür, dass dich die beiden alten gelehrten Faulenzer nicht unnützerweise aufhalten.«

»Soll alles geschehen, Monsignore«, erwiderte Harrington, indem er sein Rapier umschnallte und den Dolch in den Gürtel steckte. Indem er seinen Mantel über die Schulter warf, folgte er seinem Herrn aus dem Gemach.

Eine Eskorte von fünfundzwanzig wohlberittenen Arkebusieren wurde von Seymour schnell herbeigeschafft und zugleich der Befehl erteilt, sein Leibross für Harrington zu satteln. Bald war alles in Bereitschaft. Der stattliche Diener ritt an der Spitze des Zuges über die steinerne Brücke aus Bulwark Gate hinaus und auf Hertford zu. Die Entfernung von einundzwanzig englische Meilen legte er in weniger als drei Stunden zurück. Keine langsame Reise für damalige Zeit und noch dazu im Winter.

Achtes Kapitel

Wie Xit der Zwerg des Königs wird und wie Og, Gog und Magog den König um eine Gnade bitten

Am Nachmittag des folgenden Tages begab sich der junge König mit dem Lordprotektor und all den Herren des oberen und unteren Conseils zur Beratung in die große Ratskammer im Withe Tower. Obwohl Edward auf einem Thronsessel saß und scheinbar der Versammlung präsidirte, war es doch augenscheinlich, dass seine Stimme wenig Gewicht hatte, und dass der wirkliche Leiter der Versammlung der Lordprotektor war. Alle Maßregeln schlug der Letztere vor, alle Fragen erledigte er. Es wurde die Form beobachtet, dass jede zu beratende Angelegenheit dem Thron unterbreitet wurde, aber man fragte in einer Weise, dass die Antwort schon von vornherein, und zwar wie der Lordprotektor wünschte, gegeben war.

Im Allgemeinen schien das Conseil geneigt, nach Hertfords Willen zu handeln, mit Ausnahme des Lordkanzlers, doch hatte auch dieser bisher noch wenig Feindseligkeit bewiesen, da nichts von genügender Wichtigkeit vorlag, was eine entschiedene Opposition gerechtfertigt hätte. Aber so gering auch die Anzeichen einer solchen sein mochten, so waren sie doch für den Lordprotektor hinreichend, und er beschloss für sich, den nächsten Vorwand zu ergreifen, um Wriothlesley aus dem Conseil zu entfernen.

Nachdem diese Hauptsachen erledigt waren, wurden von dem Lordprotektor zwei Dinge vorgebracht, die natürlicherweise das besondere Interesse des Königs in Anspruch nahmen - das Begräbnis seines verstorbenen Vaters näm-

lich und seine eigene Krönung. Es wurde festgesetzt, dass das Leichenbegängnis am Dienstag, den 15. Februar in der St. George-Kapelle in Windsor Castle stattfinden solle; die Krönung am darauffolgenden Sonntag, den 20. Februar.

Die Beratung über die beiden Zeremonien nahm einige Zeit in Anspruch. Hinsichtlich der Krönung wurde nichts weiter beschlossen, als dass sie wegen der großen Jugend des Königs möglichst abgekürzt werden solle. Verschiedene wichtige Abänderungen in der Form, die der Bischof von Canterbury vorschlug, wurden einer späteren Beratung überlassen. Aber Heinrichs Begräbnis - so wurde festgesetzt - sollte mit unerhörter Pracht begangen werden, mit all der Feierlichkeit und all dem Pomp, der einem so berühmten Monarchen gebühre, mochte auch der Staatsschatz dadurch erschöpft werden.

Was den feierlichen Akt betraf, der die Krone auf sein Haupt setzen sollte, so schien Edward verhältnismäßig indifferent, aber er legte eine fast ängstliche Sorge an den Tag, ob auch dem Andenken seines mächtigen Vaters die höchstmögliche Ehre erwiesen werde, und war völlig einverstanden, dass ungewöhnliche Vorkehrungen getroffen werden mussten, um das Begräbnis mit besonderer Großartigkeit und Feierlichkeit zu begehen.

»Weil mein Vater«, sprach er, »zu seinen Lebzeiten der Ritterlichste und Größte aller Könige gewesen ist, so ziemt es sich auch, dass er mit mehr Ehren zu Grabe getragen werde als irgendeiner.«

Wenig Anteil nahm Sir Thomas Seymour an diesen Beratungen, aber er war nicht müßig. Er benutzte die Zeit zur Förderung seiner geheimen Absichten und bot alle Mittel auf, um sich bei seinen Kollegen zu insinuieren. Da er die

versteckte Feindseligkeit des Lordkanzlers gewährte, so machte er ihm vorsichtige Vorschläge, die aber von Wriothesley, der keine Neigung zeigte, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, schnöde zurückgewiesen wurden.

Der eigentliche Grund der Gehässigkeit, die zwischen den beiden Seymours existierte, war Lord Lisle. Er hatte ihre gegenseitige Abneigung in Hass, ihre Eifersucht in tätige Feindseligkeit und ihre unversöhnliche Stimmung in Rachsucht verwandelt.

Lord Lisle hatte längst den beiderseitigen Widerwillen der Brüder bemerkt und nährte ihn vorsichtig, in der Hoffnung, dass des Jüngeren Absicht, den Älteren zu verdrängen, den Sturz beider herbeiführen und ihm selbst die Bahn eröffnen würde. Deshalb ermutigte er Sir Thomas in dessen ehrgeizigen Projekten, soviel er, ohne sich selbst zu kompromittieren, tun konnte. Er hielt ihn in dem guten Glauben, dass er zu jeglicher Kabale gegen den Lordprotektor bereit sein würde. Sein Verfahren mit dem älteren Seymour war einfacher. Indem er Hertfords Eifersucht entflamte und ihn gegen den stürmischen Bruder aufhetzte, machte er ein gutes Einvernehmen zwischen beiden unmöglich. Lisle war es, der dem Lordprotektor hinterbrachte, dass der junge König sich frühmorgens aus seiner Kammer geschlichen habe, um insgeheim mit seinem Lieblingssoheim zusammenzukommen. Obwohl der Anstifter des Unheils sich mit Sir John Gage vereinigte und den guten Kommandanten in seiner Bemühung unterstützte, die Differenz zwischen beiden Brüdern auszugleichen, so konnte er doch leicht das Werk wieder vereiteln und den Bruch, den er zu heilen sich den Anschein gab, erweitern.

Hertford war soweit davon entfernt, Lisle im Verdacht

der Verrätereï zu haben oder ihm auch nur zu misstrauen, dass er ihn für den treuesten seiner Anhänger hielt. Er wusste, dass jener verwegen, unternehmend und gewissenlos war, aber er hatte keine Idee von der eigentlichen Natur seines Ehrgeizes oder von dem Ziel, welches er vor Augen hatte. Hertford, der sich durch Lisles Versicherungen der Dankbarkeit täuschen ließ und seine Treue erkaufte zu haben glaubte, zog ihn gänzlich ins Vertrauen und legte ihm sein Inneres offen dar. Im gegenwärtigen Moment würde es noch leicht gewesen sein, einen solchen Feind zu vernichten, aber der Lordprotektor ließ ihn unbewusst verstreichen.

Auch jetzt unterließ Lord Lisle nicht, dem Protektor ins Ohr zu raunen, dass sein Bruder mit gewissen Conseilmigliedern gegen ihn konspiriere. Er riet ihm, auf seiner Hut zu sein. Hertford antwortete mit bedeutungsvollem Blick, dass er der Vorsicht nicht ermangeln werde.

Als die Versammlung sich auflöste, sprach Edward die Absicht aus, einige Teile der Festung in Augenschein zu nehmen und hieß Sir John Gage und seinen jüngeren Oheim ihn zu begleiten. Der Lordprotektor, der selbst wegen einer so geringfügigen Sache gefragt werden musste, gab gleich seine Erlaubnis, schmälerete aber bedeutend seines Neffen Zufriedenheit, indem er sich erbot, nebst Lord Lisle mit von der Partie zu sein.

Das Wetter war überaus schön und sehr zu einer Promenade geeignet, es war überhaupt seit Edwards Thronbesteigung immer günstig gewesen. Der starke Frost dauerte nun über acht Tage, und die Luft, obwohl scharf, war trocken und gesund. Die Sonne schien klar und verlieh allem einen freundlichen und hellen Charakter, indem selbst die grauen

Kerkermauern und die finster blickenden Türme, welche den inneren Hof umgaben, ihren gewöhnlichen unheimlichen Anstrich verloren. Der große, unter dem Namen Tower Green bekannte Platz war um diese Zeit, wie wir bereits gesehen haben, vom Morgen bis zum Abend gedrängt voller Menschen, aber in dem Augenblick, als Edward mit seinen beiden Oheimen und den anderen Begleitern aus dem Portal des White Tower trat, war der Platz zufällig noch gefüllter als sonst. Kaum wurden die Leute der Anwesenheit des jungen Herrschers in ihrer Mitte gewahr, als von allen Seiten lauter Zuruf erscholl und die Menge sich zu der königlichen Gesellschaft hindrängte.

Indem Edward langsam durch den Haufen schritt, wurde seine Aufmerksamkeit auf eine kleine fantastische Figur gelenkt, die er anfänglich für einen Affen hielt. Aber als er das seltsame Objekt genauer in Augenschein nahm, fand er, dass es ein Mensch war, und zwar das aller kleinste Specimen von einem ausgewachsenen Menschen, das sein Auge jemals erblickt hatte. Das Männlein war in eine winzige orangefarbene Jacke mit weißen Puffen und entsprechenden Hosen gekleidet. Dazu trug es einen mit himmelblauer Seide gesäumten Scharlachmantel, etwa groß genug, die Schultern eines Berber-Affen zu bedecken. In seiner Hand hielt das kleine Wesen eine glatte Mütze von grünem Samt, die er enthusiastisch vor dem König schwenkte. Die Gesichtszüge des Zwergs waren entschieden affenartig, die Nase platt, mit großen Nasenlöchern, von dort bis zum Mund ein großer Zwischenraum, und das Haar lohfarben, fast pelzig. Die Stellung, welche die groteske kleine Person einnahm, machte es ihr möglich, die königliche Gesellschaft zu sehen, denn sie befand sich auf den Schultern ei-

nes riesigen Wächters, dessen kolossale Gestalt die Köpfe der Umstehenden weit überragte.

Dieser fürchterliche Sohn Enaks war in seiner Art ebenso merkwürdig wie sein liliputanischer Gefährte, vielleicht noch merkwürdiger. Seine breiten und gutmütigen Gesichtszüge gefielen dem König ungemein, und er konnte nicht umhin, ihn mit einer Art Bewunderung zu betrachten. In den Scharlachrock eines Wächters gekleidet, mit der Rose und Krone vorn und auf dem Rücken gestickt, trug der Riese eine Partisane, ungefähr so lang wie Goliaths Speer.

»Haha, das muss einer der drei Riesen des Tower sein, von denen ich gehört habe«, wandte sich Edward an Sir John Gage, indem er stehen blieb. »Aber wer ist der Knirps auf seinen Schultern?«

»Hat Ew. Majestät noch nie von Xit gehört, von dem berühmten Zwerg des Tower?«, rief das Männlein, der Antwort des Kommandanten zuvorkommend. »Ich bin es. Und wie freue ich mich, Ew. Majestät eine lange und glückliche Regierung wünschen zu dürfen! Lang lebe der ritterliche König Edward!«, rief er mit dem höchsten Diskantton seiner gellenden Stimme, indem er zugleich seine Mütze zu dem Haufen hin schwenkte, der laut in den Ruf einstimmte.

»Dieser große Bursche ist mit Ew. Majestät Erlaubnis Og - nicht Og, König von Basan, sondern Og vom Tower«, fuhr er fort, indem er dem Riesen auf den Kopf patschte, der ungefähr in gleichem Niveau mit dem seinen war. »Und dort, an jeder Seite des Tores von Gold Harbour Tower, stehen seine beiden Brüder, Gog und Magog. Ihre Größe ist so ziemlich dieselbe, aber wenn ein Unterschied zu finden

wäre, so ist Og, obwohl der Älteste, doch wohl der Kleinere, aber er hat die breitesten Schultern.«

»Wenn die Natur dir nur eine kleine Gestalt verliehen hat, scheint sie dich dafür mit einer gewandten Zunge ausgestattet zu haben, Männlein«, erwiderte lachend der König.

»Ich klage die Natur nicht an, mein gnädiger Herr«, sprach Xit. »Es ist wahr, sie hat mich um das schöne Verhältnis meiner Gliedmaßen betrogen, aber wenn sie mir auch die lange Statur versagt hat, so hat sie mir dagegen doch mehr Hirn gegeben, als dem dicken Schädel der gewaltigen Enaksöhne.«

»Halt das Maul, du unverschämter Naseweis, oder ich werfe dich hin!«, rief Og, ärgerlich über das Gelächter der Umstehenden.

»Du wagst das nicht, und wärest du so mächtig wie dein Namensbruder von Basan!«, rief Xit, indem er sich fest an seine Locken klammerte. »Ich steige nicht herunter von meinem hohen Posten, bis Seine Majestät es befiehlt. Nun wirf mich hin, wenn du Courage hast!«

»Setz ihn vor mir nieder«, sprach Edward, den die Szene amüsierte, »und hüte dich, ihm mehr zu tun.«

»Hörst du nicht, was Seine Majestät befiehlt, elender Riese?«, schrie Xit, indem er ihn am Ohr zerrte. »Setz mich nieder zart und leise!«

Auf diesen Befehl trat Og vor und hockte nieder, damit Xit von seiner Schulter herabspringen konnte.

Aber obwohl der Riese seine gewaltige Gestalt niederbeugte, soviel er nur konnte, hatte Xit doch noch einen gehörigen Sprung zu tun. Da sein Fuß unglücklicherweise in einem Zipfel von Ogs Mantel hängen blieb, so kam er unter unwiderstehlichem Gelächter der Umstehenden mit dem

Kopf auf der Erde an.

Glücklicherweise war des Zwerges Kopf ziemlich dick, und es geschah ihm weder sonderlich etwas zuleide noch verlor er die Contenance. Indem er sich rasch wieder aufraffte, schmährte er Og wegen seiner Ungeschicklichkeit, verwies den Umstehenden ihre unzeitige Heiterkeit, worauf sie noch mehr lachten, und machte dann dem König eine tiefe und, wie er meinte, etikettenmäßige Verbeugung.

»Welches Amt hast du Kerlchen denn im Tower?«, fragte Edward. »Gibt es ein so kleines, dass es für dich passte?«

»Ein jedes Amt würde für mich passen, Majestät, weil meine Fähigkeiten dem Größten entsprechen würden«, antwortete Xit schnell. »Aber das Verdienst - wie ich einem so weifen Fürsten nicht erst zu sagen brauche - wird nicht immer anerkannt. Ich bin in diesem Augenblick ohne Amt, oder ich sollte vielmehr sagen, man hat in unverantwortlicher Weise mich übersehen. Ehren und Ämter sind auf größerer Leute Haupt gefallen, aber nicht auf meines, der ich sie eben so gut versehen haben würde - vielleicht noch besser.«

»Ew. Majestät erhabener Vater«, bemerkte Sir Thomas Seymour, »hielt sich immer einen Narren, nein, drei, welche ihm mit Witz und Scherzworten die Zeit vertreiben sollten. Will Somers, Sexton und Patch sind veraltet, aber dieser luftige Bengel könnte wohl einen von ihnen ersetzen und Ew. Majestät unterhalten.«

»Beim Himmel! Euer Vorschlag gefällt mir, lieber Oheim«, erwiderte Edward mit knabenhaftem Entzücken. »Du sollst mein Narr sein, Kerlchen, wenn du willst«, fügte er zu Xit gewendet hinzu.

»Ich will alles sein, was Ew. Majestät beliebt«, antwortete

der Zwerg, »und ich danke Euch alleruntertänigst für Eure Güte. Nur möchte ich die Bezeichnung meines Amtes ein klein wenig verändert haben. Solche Possenreißer wie Will Somers und Genossen mochten immerhin ›Narren‹ genannt werden, denn sie waren nichts Besseres. Ich aber, ich bin immer wegen meiner Lebhaftigkeit und meines Witzes berühmt gewesen, und ich hoffe, Ew. Majestät ganz anders zu amüsieren als solche Strohköpfe.«

»Wenn es dir nicht ansteht ›Hofnarr‹ genannt zu werden, bist du dann mit ›Hoflustigmacher‹ zufrieden, du naseweiser kleiner Bursche?«, sagte Sir Thomas Seymour.

»Das passte vielleicht, aber es gefällt mir auch nicht«, entgegnete Xit. »Wenn ich ›Lustigmacher‹ anstatt ›Narr‹ genannt würde, so bewiese das, dass ich ein großer Narr und ein armseliger Lustigmacher wäre, denn ein Lustigmacher ist von allen Narren der Größte, weil jedermann ihn zum Spielzeug macht, was mit mir keiner soll, wie ich Ew. Majestät verspreche.«

»Oho! Du bist ebenso schwer zufriedenzustellen, wie ein schwangeres Weib, du unverschämter kleiner Schurke!«, warf Seymour lachend ein.

»Welcher Titel gefällt dir denn?«

»Wenn ich einfach Sr. Majestät getreuer Zwerg genannt werde, so bin ich sehr zufrieden«, antwortete Xit sich tief verbeugend.

»Dein Wunsch soll erfüllt werden«, sagte Edward, den des Männleins Schlagfertigkeit entzückte. »Von Stund' an nehme ich dich unter diesem Titel in meinen Dienst. Du sollst eines Zwerges Gehalt und eines Zwerges Livree haben.«

»Lasst das Gehalt voll ausgewachsen sein, obwohl die Li-

vree nicht so umfangreich sein darf, Ew. Majestät«, sagte Xit. »Wenn mein Lohn im Verhältnis zu meiner Größe steht, so komme ich zu nichts. Messt lieber nach jenem Riesen. Indes, auf alle Fälle danke ich Ew. Majestät untertänigst. Verleiht mir ein Schwert, und mein Glück ist vollständig.«

»Eine Haarnadel passte besser für dich«, bemerkte Seymour. »Was wolltest du Knirps mit einem Schwert anfangen?«

»Es gebrauchen zur Verteidigung Sr. Majestät und zur Behauptung meiner eigenen Ehre«, entgegnete Xit, mit dem Stolz eines beleidigten Kastilianers.

»Nun, wenn ein Schwert dich glücklich macht, so soll mein Waffenschmied dir eins besorgen«, sagte der König. »Jetzt geh hin und führe jene drei Riesen vor mich. Ich bin neugierig, sie zu sehen.«

»Euer Majestät Befehl soll prompt vollzogen werden«, antwortete Xit und eilte auf den Wardrobe Tower zu.

»Holla! Ihr faulen und trägen Titanen!«, rief der Zwerg, als er in die Nähe des Torweges kam, an welchem Gog und Magog standen. »Hallo, sage ich! Seid ihr ebenso taub wie stumm? Kommt gleich mit mir!«

»Was sollten wir mit dir gehen, du rastloser Herumstreicher?«, antwortete Gog, indem er sich auf seine Partisane lehnte und lächelnd auf ihn niederblickte.

»Frage nicht, sondern folge!«, rief Xit in befehlendem Ton.

»Und wenn wir auch wollten, wir könnten nicht«, sagte Magog, der Jüngste und Größte der drei Riesen. »An diesem Tor ist unser Posten und wir können ihn nicht verlassen, bis wir abgelöst werden.«

»Aber des Königs Majestät schickt mich her, ich soll euch

zu ihm führen, ihr rebellischen Titanen!«, rief Xit. »Gehorcht bei eurem Leben!«

»Was meinst du, Gog? Ist das einer von des kleinen Hampelmanns Scherzen?«, fragte der jüngere Riese.

»Ich weiß nicht«, antwortete der andere. »Seine Majestät ist drüben - aber wenn wir ohne des Lieutenants Erlaubnis unseren Posten verlassen, so bekommen wir einen Verweis.«

»Aber meine Order geht der des Lieutenants oder selbst des Kommandanten vor, und ihr sollt parieren!«, schrie Xit, indem er mit seinen kleinen Füßchen ungeduldig auf den Boden stampfte. »Wisst, ihr ungläubigen Schlingel, dass ich jetzt zum königlichen Haushalt gehöre!«

»Na, wenn du das sagst, glaube ich alles andere nicht«, sagte Magog. »Ich gehe nicht vom Platz.«

»Ich auch nicht«, fügte Gog hinzu. »Du musst ein besseres Märchen erfinden, du falscher Teufel, um uns zu einer Pflichtvergessenheit zu verführen.«

»Bei meiner Seele! Eure Dummheit kommt eurer Länge gleich, ihr konfusen Gesellen!«, schrie Xit. »Da lasst ihr nun all die Zeit Seine Majestät warten. Ihr sollt das hölzerne Pferd reiten und die Peitsche fühlen, wenn ihr mich noch länger aufhaltet!«

»Wenn es wahr wäre, dass der König nach uns geschickt hat, so sollten wir gehen«, bemerkte Magog unschlüssig.

»Gewiss«, antwortete Gog, »aber wir haben keine Gewissheit darüber. Ha! Da kommt Og, um uns aus der Verlegenheit zu helfen. Was sollen wir tun, Bruder?«, fügte er hinzu, als der dritte Riese mit weit ausgreifenden Schritten herankam.

»Bleiben, wo ihr seid«, erwiderte Og. »Der König wird

gleich hier sein. Nein, Xit hat euch nicht belogen«, fuhr er fort, als er bemerkte, wie sie zu dem Zwerg hinblickten. »Er ward abgeschickt, um euch vor des Königs Angesicht zu führen. Aber da Seine Majestät durch den Kommandanten des Tower erfahren hat, dass ihr hier auf Posten steht, so wollte er nicht, dass ihr selbigen verlasst, sondern kommt selbst hierher.«

»Seine Majestät wird gleich hier sein«, sagte Xit, indem er bemerkte, dass die königliche Gesellschaft sich näherte. »Nehmt ein Beispiel an mir und betragt euch anständig.«

Noch ein Augenblick und Edward und seine Begleiter kamen heran. Die drei riesigen Wächter standen beisammen, und wie sie ihre schweren massiven Körper vor dem jugendlichen und zart gebauten König neigten, war es gerade, als ob drei starke Eichen sich vor einem schwankenden Rohr neigen.

»Eine Gnade! Eine Gnade, wenn Eure Majestät geruhen!«, riefen die drei Riesen wie aus einem Munde. »Gewährt uns eine Gnade!«

»Nennt sie, brave Burschen«, antwortete Edward, dem der Anblick gefiel.

»Möge man uns erlauben, an Euer Majestät bevorstehender Krönung, wenn auch auf dem bescheidensten Posten, teilzunehmen«, sagte Magog, der als Sprecher für die anderen fungierte.

»Das sei Euch gewährt«, antwortete Edward, »der Lordkämmerer soll Euch einen passenden Platz bei der Zeremonie anweisen.«

»Dank, Dank, gnädigster Herr!«, riefen die drei Riesen gleichzeitig.

»Gebt jedem von ihnen 10 Goldstücke, Sir John«, sprach

Edward, »zum Zeichen unseres ferneren Wohlwollens.«

»Eure Majestät sind zu gnädig«, sagte Magog bescheiden. »Aber ich darf auch sagen, dass Eure Majestät keine drei getreuer Untertanen hat, wie meine Brüder und mich.«

»Drei größere gewiss nicht«, entgegnete Edward, »und ich glaube, Ihr seid ebenso treu wie groß. Es soll kein Aufzug, kein Hoffest stattfinden, bei dem diese stattlichen Burschen fehlen«, fügte er, zu Sir John Gage gewandt, hinzu.

»Dafür passen sie auch ganz besonders, mein gnädiger Herr«, sprach der Kommandant. »Euer erhabener Vater sah ihre riesigen Gestalten bei Hofgeprängen ebenfalls gern.«

»Euer Majestät Wohlwollen macht uns stolz«, sagte Gog, »wir werden von nun an den Kopf noch höher tragen.«

»Keine Ursache«, entgegnete Xit. »Meiner Treu, eure Köpfe ragen schon zu sehr in die Luft hinauf.«

»Gehen wir zum Bloody Tower, guter Sir John«, sprach Edward zu dem Kommandanten. »Ihr verspracht, mir die Kammer zu zeigen, wo die jungen Prinzen ermordet wurden.«

»Ich werde Eure Majestät jetzt gleich hinführen«, antwortete Gage.

»Na, du sollst mit mir gehen, mein lustiger kleiner Page!«, rief Edward, als er sah, dass Xit ihn bittend anschaute. »Du hast meine Gunst gewonnen, dein Humor gefällt mir. Geselle dich zu meinem Gefolge.«

Überglücklich durch diese gnädig erteilte Erlaubnis stolzierte Xit hinter der königlichen Familie her wie ein Pfau mit ausgebreitetem Schwanz in der Sonne.

Neuntes Kapitel

Wie Mauger, der Henker, prophezeit, dass gewisse Lords von seiner Hand sterben werden

Als die königliche Gesellschaft an den breiten und tiefen Torweg des Bloody Tower kam, der damals an beiden Ausgängen mit starken Toren und schweren Fallgattern versehen war, wurde einen Augenblick haltgemacht. Edward betrachtete die schönen Skulpturarbeiten der Wölbung. Nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, führte Sir John Gage den jungen Monarchen an ein Pförtchen an der Ostseite des Torwegs, welches in ein kleines, finsternes Steingemach oder vielmehr in ein Gewölbe führte, in welchem, wie es hieß, die Opfer der Grausamkeit des ruchlosen Gloucester begraben worden waren.

Der Kommandant hätte gern den jungen König abgehalten, dieses unheimliche Gewölbe zu betreten. Der Torwächter, der sie begleitete, schien die Tür nur mit dem höchsten Widerwillen zu öffnen. Aber Edward hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den Ort zu sehen, und war entschlossen, einzutreten. Was das Gemach betraf, so war an diesem selbst durchaus nichts zu sehen, was die Neugier hätte beseitigen können. Es war aus Quadern gebaut, roh getäfelt, eng und finster, und nur durch zwei dicht vergitterte Öffnungen matt erleuchtet. Aber es hatte einen seltsamen Bewohner, und als Edward ihn sah, begriff er sofort, warum man ihn nicht gern hatte eintreten lassen wollen.

Das Äußere dieser Person war abstoßend und widerwärtig. Sogar die Gegenwart des Königs schien ihm nicht sonderlich zu imponieren, obwohl er aufstand und eine linki-

sche Verbeugung zu machen versuchte. Der obere Teil seines Körpers war kräftig, obwohl nicht gerade breit gebaut, die Arme waren außerordentlich muskulös, aber die unteren Glieder schienen schwächlich und das rechte Bein gelähmt. Seine Physiognomie war auffallend abschreckend, die Nase breit und glatt, die Augen tierisch und blutunterlaufen, der Vorderkopf und die Haut erdfarben. Seine Wangen bedeckte ein struppiger, schwarzer Bart, und das dunkle Haar an beiden Seiten des Kopfes war struppig und ungekämmt. Gekleidet war er in rote Serge, aber über dem Rock trug er ein ledernes Wams, auf dem dunkle Flecke zu sehen waren, und wie es schien, von geronnenem Blut. An der rechten Hüfte trug er ein breites, zweischneidiges Schwert in der Scheide. Aber das eigentliche Werkzeug, welches sein schreckliches Amt verkündete, war ein Henkerbeil. Er geruhte nicht, dieses beiseitezulegen, sondern stützte sich auf dasselbe, während er vor dem König stand. Ein anderes Beil von gleicher Form und Größe lehnte an der Wand, und daneben stand ein zweihändiges Schwert, welches zuweilen, aber selten, in Extrafällen gebraucht wurde. Als der Henker aufstand, sah man sofort, dass der Sitz, den er eingenommen hatte, der Block war, und zwar ein viel gebrauchter Block.

Während Edward halb mit Ekel, halb mit Grauen den Henker beobachtete, fiel ihm Lady Jane Greys Beschreibung des schrecklichen Menschen ein, und musste sich eingestehen, dass sie richtig war. Sir John Gage gab unterdessen dem Pförtner einen scharfen Verweis, weil er es nicht verhindert hatte, dass Seine Majestät durch solch einen Anblick beleidigt wurde.

»Nein, die Schuld ist mein, guter Sir John«, warf Edward

ein, »der Mann versuchte mich abzuhalten, aber ich wollte hinein. Ist es wahr, dass die beiden unglücklichen Prinzen hier begraben sind?«

»Hier, wo ich stehe, Sire«, antwortete Mauger, indem er mit der Axt auf die Fliesen stieß. »Unter diesen Stein wurden die kleinen Leichen gelegt.«

»Schweig, Bursche, bis Seine Majestät dich anredet!«, rief der Kommandant ärgerlich.

»Na, ich meinte es nicht böse«, murmelte der Scharfrichter. »Seiner Majestät königlicher Vater pflegte mit mir zu plaudern, und ich dachte, ich könne das auch mit König Heinrichs erlauchtem Sprössling. Ich gab Seiner höchst seligen Majestät einmal einen Beweis meiner Fähigkeit, der im höchsten Grade sein Erstaunen erregte, und ich will dasselbe für Seine gegenwärtige Majestät tun, wenn er es zu befehlen geruht.«

»Ich sage dir noch einmal, schweig«, sprach der Kommandant streng. »Hat Eure Majestät genug an diesem unheimlichen Ort gesehen?«

»Ja; jedoch bevor ich weggehe, möchte ich wissen, was für eine Probe seiner Fähigkeiten das ist, die dieser Mann mir zeigen möchte«, erwiderte Edward, dessen Neugier erregt war.

»Irgendein Possenstreich wahrscheinlich, Eure Majestät«, sagte Gage.

»Doch nicht, Sir John«, entgegnete Mauger. »Ich bin kein Wahrsager, aber eine lange Praxis hat mir eine gewisse Gabe verliehen, und ich kann in dem Blick eines Menschen lesen, ob er von meiner Hand sterben wird.«

Edward blickte erstaunt drein und sah den Kommandanten an, der ungläubig mit dem Kopf schüttelte.

»Will Eure Majestät geruhen, mich auf die Probe zu stellen?«, fragte Mauger. »Aber ich muss die Erlaubnis haben, frei zu sprechen, ohne Rücksicht auf die Person, sonst mag ich es nicht.«

»Ist jemand hier bereit, sich der Probe zu unterwerfen?«, fragte Edward, indem er sich an seine Begleiter wandte, die alle eingetreten waren.

Mehrere Stimmen antworteten bejahend.

»Und ich bin vor allen Folgen sicher, wenn ich die Wahrheit sage?«, fragte Mauger.

»Mein königliches Wort darauf«, antwortete Edward. »Dann trete vor, wer will, setze seinen Fuß auf den Block und sehe mich fest an«, sprach Mauger.

»Ich will den Anfang machen, denn ich habe weder Furcht noch Glauben an deinen Schnickschnack«, sagte der Kommandant. Und er tat, wie Mauger angegeben hatte. Nachdem ihn der Scharfrichter eine Weile fixiert hatte, sprach er mit widrigem Lächeln: »Mir wird Euer Haupt nicht verfallen, Sir John.«

»Hab's auch nicht gefürchtet, du unmenschlicher Hund«, erwiderte der Kommandant, sich abwendend.

»Ich will den nächsten Versuch machen«, sprach Sir Thomas Seymour, trat leichten Schrittes heran und setzte seinen Fuß graziös auf den Block.

Der Henker sah ihn einen Augenblick starr an und stieß dann mit der Axt auf den Fußboden.

Der Stein gab einen hohlen und unheimlichen Ton zurück, als ob die Toten aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden wären. »Das soll heißen, dass du mich auf dem Schafott unter deine Hände kriegen wirst, du gemeiner Schuft - he?«, rief Seymour mit verächtlichem Lachen. »Meine Nerven

sind nicht erschüttert. Zögert Eure Hoheit?«, wandte er sich an den Lordprotektor.

»Nein, wahrhaftig nicht«, entgegnete Hertford, indem er den Platz einnahm, »ich bin nicht abergläubischer als du.«

»Lasst ab, ich bitte Eure Hoheit. Ich mag es nicht!«, rief Edward.

»Nein, ich muss Eurer Majestät durchaus ungehorsam sein, sonst würde mein Bruder sagen, ich fürchte mich«, entgegnete Hertford.

»Ich werde das sagen und denken!«, rief Seymour.

Und als der Lordprotektor willfahrte, stieß der Henker abermals mit der Axt auf den Stein, und abermals hallte es dumpf wider.

»So! Eure Hoheit sind ebenfalls gerichtet!«, rief Seymour lachend.

»Es scheint so«, entgegnete Hertford mit erzwungenem Lächeln.

»Sehen wir, was mein Schicksal ist«, sagte jetzt Lord Lisle, vortretend.

Und indem er seinen Fuß auf den Block setzte, blickte er den Henker so fest wie möglich an, indem er hoffte, ihn auf diese Weise einzuschüchtern. Mauger aber zuckte nicht vor seinem Blick, sondern, nachdem er ihn eine Weile prüfend betrachtet hatte, stieß er wiederum mit der verhängnisvollen Axt auf den Stein. Diesmal war der Ton, den er von sich gab, noch dumpfer und unheimlicher als die vorigen Male.

»Der Schurke sollte mit seinen Ohren für seine Unverschämtheit büßen!«, rief Sir John Gage ärgerlich.

»Ich habe Seiner Majestät Wort, dass ich ungestraft ausgehe«, entgegnete Mauger. »Ich kann den Ausspruch des Schicksals nicht ändern und bin für den Ausgang nicht

mehr verantwortlich als wie das fühllose Schwert, das ich schwinge.

Aber zuweilen habe ich Mitleid. Und so betrübt mich der Gedanke, dass ein schönes und edles, junges Geschöpf, das ich erst vor drei Tagen zum ersten Mal im Tower sah, höchst wahrscheinlich meine Dienste in Anspruch nehmen wird.«

Edward schauderte, als er dies hörte, denn er konnte sich der Furcht nicht erwehren, dass der entsetzliche Mann auf Lady Jane Grey hindeute. Aber er scheute sich zu fragen.

»Will noch jemand mehr das Experiment machen?«, fragte Mauger.

»Na, ich möchte wohl wissen, ob ich infolge des Köpfens sterben werde«, rief Xit und lief auf den Block zu, indem er den Henker mit komischem Ernst anschaute.

»Weg da!«, rief Mauger, indem er ihn mit dem Stiel des Beiles zur Seite schob, sodass Xit in größter Eile retirieren musste. »Dir ist kein so ehrenvoller Tod bestimmt.«

Dieser Zwischenfall erregte eine Heiterkeit und verwischte einigermassen die unangenehme Wirkung des Vorhergegangenen. Der König befahl, Mauger ein halbes Dutzend Rosenobel zu geben und verließ samt seinen Begleitern das Gewölbe.

Zehntes Kapitel

Wie König Edward den Herzog von Norfolk im Beauchamp Tower besucht

Sir John Gage ging nun voran und Edward mit den Übrigen folgte ihm eine kleine steinerne Wendeltreppe hinauf, die zu einem der oberen Gemächer des Bloody Tower führte. Hier war die blutige Tat geschehen, die dem Gebäude eine so entsetzliche Berühmtheit gegeben hat. Edward betrachtete das geheimnisvolle Zimmer, lauschte den detaillierten Mitteilungen des Kommandanten über das tragische Ereignis und betrat dann einen engen gemauerten Durchgang, der zu dem Quartier des Lieutenants führte. Er wurde sehr zeremoniell von Sir John Markham empfangen und in dem Gebäude herumgeführt.

Auf seiner Wanderung ließ sich der junge Monarch durchaus nichts entgehen, was ein historisches oder anderweitiges Interesse hatte, und legte dabei einen Scharfsinn, einen Schatz von Kenntnissen an den Tag, der bei seiner großen Jugend in Erstaunen setzen musste. Da der König sich bei dem Kommandanten nach den Staatsgefangenen erkundigt hatte, welche um diese Zeit im Tower saßen, so nahm Sir John Gage die Gelegenheit wahr und fragte, ob es Seiner Majestät gefalle, einen derselben, namentlich den Herzog von Norfolk, zu besuchen. Wie sich leicht denken lässt, wurde der Vorschlag nicht ohne einen Hintergedanken vonseiten des würdigen Kommandanten gemacht, denn er war dem Herzog innig ergeben und hoffte, dass der Anblick des berühmten Gefangenen Edwards Mitleid erregen und er ihm vollen Pardon gewähren werde. Auch

der Lordprotektor dachte augenscheinlich an eine solche Möglichkeit, nur nicht mit Hoffnung, sondern mit Furcht, und seine Besorgnis, dass sein königlicher Neffe den unglücklichen Edelmann begnadigen möge, war so groß, dass er sich dem Besuch widersetzt haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, Sir John Gage, mit dem er aus mancherlei Gründen auf gutem Fuß zu bleiben wünschte, zu reizen. Deshalb erhob er keine Einwendungen, als Edward sofort zustimmte, zum Beauchamp Tower zu gehen, wo der Herzog von Norfolk gefangen saß, sondern verbeugte sich ernst zum Zeichen der Zustimmung und bemerkte nur: »Majestät, Ihr müsst Euer Herz stählen. Man wird voraussichtlich versuchen, es zu rühren. Aber Ihr dürft nicht vergessen, dass der Herzog von Norfolk als Hochverräter kondemniert ist und dass das Todesurteil noch über seinem Haupt schwebt.«

»Ich werde es nicht vergessen«, antwortete Edward.

Die Gesellschaft brauchte nicht weit zu gehen, um den in Rede stehenden Turm zu erreichen, weil zwischen ihm und der Wohnung des Lieutenants ein über den inneren Wall führender, gepflasterter Verbindungsweg existierte, vermittle dessen der erste Beamte der Festung die Gefangenen unbemerkt besuchen konnte.

Der Gefangene war nicht von des Königs Ankunft in Kenntnis gesetzt worden. Tombs, der Kerkermeister, schloss die Tür auf, und Edward und sein Gefolge traten ein.

Das Zimmer, welches sie betraten, war geräumig und ganz dem Zweck entsprechend, welchem es diente. Damit in Verbindung standen zwei Zellen, die nachts geschlossen werden konnten, die Mauern waren von Quadersteinen

ausgeführt und waren ungeheuer dick. In ihnen befanden sich vier tiefe Nischen mit schmalen Öffnungen, die von Außen dicht vergittert waren. Dass das Zimmer schon viel frühere Insassen gehabt hatte, erkannte man leicht an den zahlreichen Inschriften melancholischen Inhalts, womit die Wände bedeckt waren. Der jetzige unglückliche Bewohner hatte sich in ähnlicher Weise die Zeit zu vertreiben gesucht und war in dem Augenblick, als die königliche Gesellschaft eintrat, gerade damit beschäftigt, ein großes Kruzifix in den Stein zu meißeln.

Trotz des schweren Missgeschicks, das ihn betroffen hatte, und trotz seiner Jahre - er war damals weit über siebzig - war der Herzog von Norfolk immer noch eine edle Erscheinung. Obwohl seiner Würden und seines Vermögens beraubt und des Hochverrats angeklagt, besaß er Seelengröße genug, sein unverdientes Schicksal mit Mut und Würde zu tragen. Seine hohe und stattliche Gestalt war noch stolz und aufrecht wie zur Blütezeit seines Glückes. Es waren böse Tage für ihn gekommen, aber das Missgeschick war nicht imstande gewesen, ihn zu erschüttern. Sein Blick war immer stolz gewesen, seine Haltung majestätisch, im Bewusstsein, der erste Pair des Reiches zu sein. Weder Blick noch Haltung waren anders geworden unter dem Druck der Verhältnisse. Es ist wahr, dass auf seiner bleichen Stirn die Spuren des Kummers zu lesen waren und dass eine tiefe Melancholie aus seinen Zügen sprach, aber diese Veränderung erhöhte nur den interessanten Ausdruck seines edlen Antlitzes. Sein grauer Bart hatte eine ungewöhnliche Länge erreicht und an die silbernen Locken war keine Schere gekommen. Auf dem Kopf trug er eine glatte Samtmütze ohne Agraffe, Juwel oder Feder. Weder der Hosenbandor-

den, den ihm sein eigener Souverän, noch den St.-Michael-Orden, den ihn Franz der Erste, König von Frankreich, verliehen hatte, hing an seinem Hals. Sein Anzug war schmucklos und bestand in einem langen, losen, mit Zobel besetzten Samtrock mit hohem Kragen und weiten herabhängenden Ärmeln, unter denen die eng anliegenden Ärmel eines rötlichen Wamses hervorblickten.

Als er die Gesellschaft eintreten hörte, hielt er in seiner Beschäftigung inne, und als er den König gewahr ward, legte er Hammer und Meißel hin, entblößte sein Haupt und kniete vor Edward nieder.

Es war ein rührendes Schauspiel, diesen würdigen, edlen Gefangenen zu Füßen des jugendlichen Monarchen zu sehen, aber außer Sir John Gage war niemand davon bewegt. Selbst Edward schien nach seines Oheims Rat sein Herz gegen das Mitleid mit dem unglücklichen Gefangenen gewappnet zu haben.

Norfolk versuchte zu reden, aber seine Gemütsbewegung war zu groß, als dass sie ihm gestattet hätte, ein Wort zu sagen, nur ein krampfhaftes Lachen entrang sich seiner Brust.

»Steht auf, Mylord Herzog«, sprach Edward kalt, »und ich bitte Euch, Euren Gefühlen einigen Zwang anzutun.«

»Will Eure Majestät einen Handkuss erlauben und meine Huldigung gestatten?«, entgegnete der Herzog, in seiner demütigen Stellung verharrend.

»Des Hochverrats angeklagt, wie du bist, Thomas Howard, bist du unfähig, die Huldigung zu leisten, und Seine Majestät kann sie nicht von dir entgegennehmen«, warf der Lordprotektor strengen Tons dazwischen. »Das solltest du wissen. Steh auf, wie dir geheißen ward.« Durch die barsche Art und Weise zu sich selbst gebracht, erhob sich Nor-

folk und sprach traurigen Tones: »Das also ist das Ende der langen Dienste, die ich dem König, meinem Herrn, geleistet habe! Himmel schenke mir Geduld - ich bedarf ihrer!«

Edward konnte sich der Rührung nicht erwehren, indem er den Schmerz des Herzogs sah, und er würde zu ihm geredet haben, wenn ihm nicht abermals der Lordprotektor zuvorgekommen wäre.

»Du vergaßt der schändlichen Verbrechen, deren du dich schuldig gemacht hast, Thomas Howard, Verbrechen, die du selbst in deinem Gnadengesuch, das du an den verstorbenen König richtetest, eingestanden hast. Diese Verbrechen haben mit Recht den Zorn des königlichen Herrn hervorgerufen und das Andenken an deine ehemaligen Dienste ausgetilgt. Hätte Heinrich VIII. nur einen Tag länger gelebt, so wärest du nicht mehr.«

»Ich weiß es«, erwiderte der Herzog, »aber eine andere und mächtigere Hand als die deine, Edward Seymour, war tätig zu meinem Schutz. Auf dein Anstiften war mein Todesurteil ausgefertigt, aber es stand nicht bei dir, dein Werk zu vollenden - vielleicht zu deinem guten Zweck. Du, der du meiner spottetest in meiner Trübsal, kannst vor mir sterben.«

»Eure Hoheit hat sich das selbst zuzuschreiben, muss ich sagen«, bemerkte Sir John Gage, gegen den Lordprotektor gewandt.

»Und was mein Gnadengesuch betrifft, so weiß niemand besser als du, Edward Seymour, durch welche Vorspiegelungen es mir abgeloct worden ist. Wenn Seine Majestät der König mich zu fragen geruht, so werde ich sagen, warum ich gedrängt ward, Verbrechen einzugestehen, an denen ich schuldlos war, warum mir unter die Hand gegeben

wurde, um Gnade zu bitten, da, wo ich ehrenvoll hätte freigesprochen werden sollen. Fehler mag ich begangen haben - wer unter uns ist frei davon? Aber des Mangels an Treue und Ehrerbietung gegen meinen königlichen Herrn, dessen Seele sich Jesus erbarmen möge, habe ich mich nie schuldig gemacht. Zeugen für mich sind die Siege, die ich für ihn über die Schotten und Franzosen gewonnen habe, Zeugen meine Wunden, die ich bei der Belagerung von Jedworth und bei dem Sturm auf Montdidier erhielt, Zeugnis legt für mich ab meine Expedition nach Irland vor jetzt fünfundzwanzig Jahren, zur Zeit, als Ihr, Mylord Protektor, noch demütig genug ward und stolz auf ein Lächeln von mir, Zeugnis, sage ich, jene Expedition, auf welcher ich das Glück hatte, O'Moore zur Unterwerfung und die Insurgenten zur Ruhe zu bringen, wofür mir meines Königs Dank zuteilward. Zeugnis für mich meine Missionen an Franz den Ersten, um den vollständigen Bruch mit Seiner Heiligkeit dem Papst zu verhindern. Mein königlicher Herr war beide Male zufrieden mit mir, und auch der König von Frankreich, darf ich annehmen, denn er schmückte mich mit dem St.-Michael-Orden. Der Orden ist hin, aber Ihr könnt nicht sagen, dass ich ihn nicht besaß. Zeugnis ferner ist für mich die Unterdrückung des gefährlichen Aufstandes im Norden und die Zerstreung der sogenannten Gnadenpilgerschaft. Meinen energischen Maßregeln war es zu verdanken, dass ein zweiter Aufstand niedergehalten wurde. Damals dankte mir mein königlicher Herr und nannte mich ›seine rechte Hand.‹ Zeugnis für mich sind die fünf- unddreißig Jahre, die ich unausgesetzt in meines Herrn Dienst verbrachte, Zeugnis volle vierzehn Jahre, die ich dem Vater jenes Herrn diente. Und wenn es mir gestattet

worden wäre, so hätte ich den Rest meiner Tage dem Sohne meines Herrn, den Gott erhalten möge, gedient.«

»Ich danke Euer Gnaden von Herzen«, sprach Edward.

»Ich gab Eurem erhabenen Vater immer meines Kopfes besten Rat, Sire«, fuhr Norfolk fort, »und ich gab ihn uneigennützig. Bei mehr als einer Gelegenheit habe ich mein bestes Blut für ihn vergossen und freudig würde ich es für Euch vergießen.«

»Was sagt Eure Hoheit dazu?«, fragte Edward den Lordprotektor.

»Beim Aufzählen der Dienste, die er seinem Herrscher geleistet«, antwortete Hertford, »hat der Herzog von Norfolk sorgfältig die Erwähnung der bösen Ratschläge ausgelassen, die er gegen die Bekenner des reformierten Glaubens gegeben hat, und die geheimen Anstrengungen, die er gemacht, um die Kirche wieder unter das Joch des römischen Stuhls zu bringen. Er hat vergessen zu sagen, dass er der Haupturheber jenes blutigen Statuts der ›Sechs Artikel‹ ist und dass er der große Verfolger aller derjenige war, welche den neuen Glauben bekannten. Auch hat er nicht gesagt, dass 1542 bei seiner letzten Expedition nach Schottland, wie er als Generallieutenant an der Spitze von zwanzigtausend Mann hinzog, die Kampagne ohne Resultat blieb und dass der König höchlich unzufrieden damit war. Ebenso ruhmlos würde die Expedition nach Frankreich gewesen sein, wenn der König sie nicht in eigener Person angeführt hätte.«

»Meine Feinde waren damals gegen mich tätig«, sprach Norfolk. »Sie missgönnten mir meines Herrn Gunst und waren entschlossen, mich derselben zu berauben. Du, o Edward Seymour, bist immer der Vorderste unter meinen

Feinden und Verleumdern gewesen. Du hast die Axt an die Wurzel eines der besten Bäume gelegt, die je auf englischem Boden wuchsen, und hast ihn gewissenlos niedergelassen. Hüte du dich selbst vor der Axt. Du hast mich meines tapferen und ritterlichen Sohnes Surrey beraubt! Ihn kann mir nichts ersetzen! Nimmer wird des jungen Königs Majestät einen Gleichen finden, suche er, wo er mag! Ich weine um meinen Sohn«, fuhr er mit gebrochener Stimme fort, »nicht um mich. Eines Vaters Fluch treffe dich, Edward Seymour!«

»Eure Majestät wird bemerken, welche rachsüchtigen Gefühle der Erzverräter nährt«, bemerkte der Lordprotektor.

»Man muss den Gefühlen eines Vaters etwas nachsehen«, sprach Sir John Gage. »Der Verlust eines solchen Sohnes, wie der Graf von Surrey war, entschuldigt sehr den leidenschaftlichen Schmerz des Herzogs.«

»Ich danke Euch, guter Sir John«, sprach Norfolk. »Es gehört viel Mut dazu, dem freundlosen Gefangenen ein Fürsprecher zu sein. Noch ein Wort, Edward Seymour, und ich bin fertig. Du gedachtest in den Besitz meiner Güter zu treten. Aber du hast dich in deiner Habgier betrogen. Mein königlicher Herr gewährte meine Bitte und gestattete mir, die Besitzungen dem Prinzen, seinem Sohn, zu übermachen, - und es war ein Geschenk, das selbst ein König nicht zu verschmähen brauchte.«

»Wir danken Euch sehr für die Berücksichtigung, Mylord Herzog«, sagte Edward, »obwohl wir wünschen möchten, dass Euch andere Motive bewogen hätten, als dem Anschein nach der Fall ist. Indes, wir sind Euer Schuldner, und um unsere Dankbarkeit zu bezeugen, bieten wir Euch hiermit vollen Pardon an.«

»Sire!«, rief Hertford bestürzt.

»Unterbrecht uns nicht, wir bitten Eure Hoheit«, fuhr der König mit großer Würde fort. »Wir bieten Euer Gnaden vollen Pardon«, fuhr er, gegen den Herzog gewendet, fort, der den Schluss seiner Rede mit sichtlicher Spannung erwartete. »Aber wir müssen die Bedingung daran knüpfen, dass Ihr Euren Irrtümern entsagt und den protestantischen Glauben annehmt.«

»Eure Majestät hat wohl gesprochen«, bemerkte der Lordprotektor zustimmend.

»Wie antwortet Euer Gnaden?«, fragte Edward.

»Euer Majestät Pardon kann mir wenig nützen«, entgegnete Norfolk, den Kopf schüttelnd. »Ich schreibe die schweren Prüfungen, mit denen es dem Himmel gefallen hat, mich heimzusuchen, dem zu, dass ich in manches eingewilligt habe, was meinem Gewissen zuwiderlief, aber ich will in dieser Art nicht ferner mehr sündigen. Ich will nicht dem Glauben entsagen, in dem ich aufgewachsen bin, selbst nicht um den Preis meiner Freiheit und der Wiedereinsetzung in meine Würden und Ämter.«

»Euer Gnaden sind sehr hartnäckig«, bemerkte Edward mit dem Ausdruck des Missvergnügens.

»Es ist ein eitles Bemühen, mit ihm zu verhandeln, Sire«, sagte der Lordprotektor. »Strengere Maßregeln würden ihn vielleicht bekehren und sie sollen angewandt werden, wenn Eure Majestät es will.«

»Versuche sie!«, rief Norfolk. »Bringt den Folterknecht her und lasst ihn seine Zangen an mir probieren, aber er soll mir nicht den Glauben entreißen, zu dem ich mich bekenne. Das Kreuz ist ebenso tief in mein Herz eingegraben, wie auf jene Mauer dort, und kann nur mit dem Leben aus-

gelöscht werden!«

Bei dieser Wendung des Gespräches fand Sir John Gage es angemessen, für den unglücklichen Herzog eine Bitte einzulegen.

»Wenn Eure Majestät einem Gehör schenken will, der immer frei mit Eurem erhabenen Vater reden durfte«, sagte der würdige Kommandant, »einem, dessen Aufrichtigkeit nie bezweifelt wurde, obwohl seine Derbheit manchmal beleidigt haben mag, so gebt jeden Gedanken an die Bekehrung des Herzogs von Norfolk auf. Weder Güte noch Strenge wird ihn zum Proselyten machen.«

»Ihr habt recht, guter Sir John!«, rief der Herzog. »Ich will sterben für meinen Glauben, wenn es sein muss, aber ich will ihn nicht verleugnen!«

»Es wird also eine vergebliche Mühe sein«, fuhr der Kommandant fort, »Bekehrungsversuche mit ihm zu machen. Ja, mehr noch, ich bin überzeugt, dass ein strenges Verfahren zu Beginn Eurer Regierung von den umfänglichsten Folgen sein würde. Die Anhänger des alten Glaubens - auch ich gehöre zu ihnen - würden jede ungebührliche Maßregel gegen ihr Haupt, als welches sie Seine Gnaden, den Herzog von Norfolk, immer noch betrachten, wie einen Streich empfinden, der sie selbst träfe, als ein Beispiel dessen, was sie ihrerseits zu erwarten hätten. Infolgedessen würden Euch die Herzen der Hälfte, nein, mehr als der Hälfte Eurer jetzt getreuen und loyalen Untertanen entfremdet werden. Missvergnügen würde laut werden und Unruhen entstehen, die nicht so leicht unterdrückt werden möchten und der Regierung große Ungelegenheiten bereiten könnten. Und indem ich die Sache von dieser Seite ansehe, rate ich Euer Majestät untertänigst, sich nicht in die

Religionsangelegenheiten Seiner Gnaden zu mischen. Macht Ihr ihn zum Märtyrer, so werdet Ihr nur der Sache dienen, die Ihr unterdrücken möchtet.«

»Wenn Eurer Majestät daran gelegen ist, aus dem Herzog einen Proselyten zu machen, so versucht, was Vernunftgründe und Überzeugung vermögen, bevor Ihr zum Äußersten schreitet«, bemerkte Sir Thomas Seymour. »Schickt Seine Gnaden von Canterbury zu ihm.«

»Ich will Cranmer nicht sehen«, rief Norfolk. »Ich verabscheue ihn. Und wenn man ihn mir aufdrängt, so werde ich meine Ohren vor seinen Worten verschließen und mit keiner Silbe antworten.«

»Was ist mit einem so halsstarrigen, bigotten Menschen anzufangen?«, rief der Lordprotektor achselzuckend aus. »Mitleid wäre hier weggeworfen!«

»Wenn des Herzogs lange Dienste nicht imstande sind, eine Milderung seines Urteils zu bewirken«, sprach der Kommandant, »so lasst ihm wenigstens Religionsfreiheit. Hier im Kerker kann sie niemanden schaden.«

»Seine Gnaden von Norfolk stehen mir zu nahe«, antwortete Edward, »als dass mir sein Seelenheil nicht am Herzen liegen sollte. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass er seine Irrtümer erkennen und in der letzten Stunde noch vom Verderben errettet werde. Der Abfall eines so hochstehenden Mannes von der Gemeinschaft mit Rom wäre ein großer Triumph für die reformierte Kirche, und ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, ihn zu bewirken. Je größer die Schwierigkeit, desto größer das Verdienst.«

»Ich freue mich, so lobenswerte Absichten von Eurer Majestät zu vernehmen«, sprach Hertford, »die meisten Eurer Untertanen werden sie mit Beifall aufnehmen.«

»Noch einmal bitte ich Eure Majestät, lasst ab!«, rief Gage. »Ihr seid übel beraten, wenn man Euch heißt, Eure Regierung mit Verfolgungen zu beginnen.«

»Was, Sir John!«, schrie der Lordprotektor. »Ihr wagt es, meinen Rat anzufechten?«

»Ja!«, entgegnete der Kommandant fest. »Und ich wage noch mehr. Nehmt Euch in acht, sage ich, dass Ihr Euch das kaum gebaute Haus nicht selbst wieder einreißt. Bei meiner Seele! Ich durfte meine Meinung vor König Heinrich sagen, vor dem ich einigen Respekt hatte, und Ihr meint, ich solle nicht wagen, sie Eurer Hoheit zu sagen, vor der ich gar keinen Respekt habe! Beim Himmel! Ich tue es doch!«

»Sir John, guter Sir John! Ich bitte, mäßigt Euch!«, rief Norfolk. »Wenn ich unglücklicherweise der Anlass sein sollte, Euch mit in die Grube zu ziehen, in die ich gestürzt bin, so würde dies nur mein Leid vergrößern. Lasst meine Feinde gegen mich tun, was sie wollen. Ich kann alles ohne Murren ertragen, nur nicht den Gedanken, einen Freund mit unglücklich gemacht zu haben.«

»Meine Bitten vereinigen sich mit denen Sir John Gages«, sagte Sir Thomas Seymour, »dass Eure Majestät diese Sache für jetzt nicht weiter verfolgen möge. Und vor allen Dingen lasst die zornige Aufwallung des Kommandanten Euch nicht gegen ihn einnehmen.«

»Nein, wenn mein weiser Vater Sir Johns Heftigkeit in Anerkennung seines Wertes übersehen konnte, so will auch ich es nicht genauer nehmen«, erwiderte Edward, »aber er sollte bedenken, dass übergroßer Eifer seiner eigenen Sache schadet.«

»Ein so gerechter und doch so milder Tadel aus so jungem Mund beweist, welche Einsicht von Eurer Majestät rei-

feren Jahren zu erwarten steht«, antwortete der Kommandant. »Ich danke Euch für die Lehre und will sie mir zu Herzen nehmen.«

»Ich erkenne ebenfalls an«, nahm der Lordprotektor das Wort, »dass ich infolge von Sir Johns Heftigkeit zu heftig war, und darum trifft Euer Majestät Tadel ebenso wohl mich wie ihn. Ich bitte um Verzeihung, guter Sir John.«

»Nein, Eure Hoheit macht mehr von der Geschichte, als nötig ist«, sagte der Kommandant in herzlichem Ton.

»Da sie sich alle versöhnen, wird die wahre Ursache des Streites vergessen«, flüsterte Xit, der sich noch immer bei der königlichen Gesellschaft befand, Sir Thomas Seymour zu.

»Schweig, Bursche!«, sagte Letzterer barsch.

»Ich hoffe, meine ungeziemende Rede hat des Herzogs Sache nicht in Euer Majestät Augen verschlimmert«, sprach Sir John Gage. »Wenn das der Fall wäre, so würde ich es aufs Tiefste beklagen.«

»Beruhigt Euch deshalb, guter Sir John«, entgegnete Edward. »Der zweite Gedanke, sagt man, ist besser als der Erste. Ich habe mich besonnen, dem Herzog von Norfolk soll freie Religionsübung gestattet sein, so sehr ich auch seine Ansichten für irrig und verwerflich halte. Wenn er seine Meinungen ändert, so werde ich das mit der lebhaftesten Genugtuung annehmen - mit der Freude des Schäfers über das verlorene und wiedergefundene Schaf. Es soll nicht an Mitteln zu diesem Zweck fehlen und gute Bücher soll er haben. Es tut mir leid, dass ich Seiner Gnaden keine Aussicht auf Begnadigung geben kann. Solange er in seinen Irrtümern verharret, muss er gefangen bleiben. Es wäre gegen das Interesse unserer Kirche, einem so mächtigen Gegner

die Freiheit zu schenken!«

»Ich bin zufrieden und danke Euer Majestät untertänigst«, sprach der Herzog, indem er resigniert sein Haupt neigte.

»Ich muss wiederholen«, sagte Edward, indem er sich anschickte, hinauszugehen, »dass es Euer Gnaden eigene Schuld sein wird, wenn Ihr nicht bald wieder zu Freiheit und Ehren gelangt.«

Norfolk schüttelte traurig sein Haupt und verbeugte sich dann tief, als der König mit seinem Gefolge sich entfernte. Gleich darauf ward die Tür von Außen wieder verschlossen. Als der unglückliche Gefangene hörte, wie die Riegel vorgeschoben wurden, seufzte er tief und nahm dann Hammer und Meißel wieder zur Hand.

»Die Herzen der Menschen sind härter als dieser Stein«, sagte er vor sich hin, indem er in seiner Arbeit fortfuhr. »Eine geheime Stimme sagt mir, dass die Regierung dieses Knaben nur von kurzer Dauer sein wird. Wenn es dem Himmel gefällt, mich am Leben zu lassen, bis die rechte Thronfolge in der Person von Maria wieder hergestellt und der alte Glaube wieder herrschen wird, so werde ich fröhlich sterben.«

Elftes Kapitel

Von Sir Thomas Seymours Brautwerbung

Gegen Abend desselben Tages kam die Prinzessin Elisabeth mit ihrem Gefolge im Tower an. Es begleiteten sie ihre Erzieherin, Mistress Catharine von Ashley und die Lehrer des jungen Königs, Sir John Cheke und Doktor Cox. Sir Thomas Seymour, der seit länger als einer Stunde auf der Lauer gestanden und dessen Ungeduld sich während der Zeit zu fast fieberhafter Hitze gesteigert hatte, sah kaum den Haufen Arkebusiere, die Prinzessin an ihrer Spitze, über Tower Hill kommen, als er ihr entgegeneilte und sich dicht zur Seite ihres Zelters hielt, während sie durch die Tore der Festung ritt.

Elisabeth errötete tief, als sie ihren schönen Verehrer sich nähern sah und geriet in eine Verwirrung, die Seymour für eine der günstigsten Vorbedeutungen nahm. Außerdem wurden seine Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg noch gesteigert durch einen bedeutungsvollen Blick seines Dieners, der hinter der Prinzessin mit Mistress Ashley und den Lehrern des jungen Königs ritt, ein Blick, der deutlich sagte, dass alles nach Wunsch gegangen wäre.

Nie vielleicht sah Seymour bezaubernder für ein weibliches Auge aus als in diesem Augenblick. Wenn es ihm beliebte, die ganze Macht seiner anziehenden Persönlichkeit wirken zu lassen, so war er fast - wie sein Diener gesagt hatte - unwiderstehlich. Elisabeth fand ihn so.

Schon vor einigen Monaten, als der vorige König noch lebte, hatte Seymour, der ebenso verwegen wie schön war, keinen Anstand genommen, der Prinzessin seine Liebe zu

erklären, weil er bemerkt zu haben glaubte, dass sie ein Auge auf ihn geworfen habe. Die Erklärung war indes nur kühl aufgenommen und er war deshalb nur den Lockungen des Ehrgeizes gefolgt und hatte an eine Heirat mit der Königinwitwe gedacht. Im letzten Augenblick aber, als er fast schon an Catharine gebunden war, erwachte seine Leidenschaft für Elisabeth mächtiger als je, und so beschloss er, wie wir gesehen haben, auf die Gefahr hin, den sicheren Preis zu verlieren, noch einen letzten Versuch zu machen, die Prinzessin zu gewinnen.

Welch kluge Vorsätze nun auch Elisabeth gefasst haben mochte, und wie entschieden sie war, eine abschlägige Antwort zu geben, so ward doch beim Anblick des unwiderstehlichen Freiers ihr Entschluss wankend, und sie lauschte seinen honigsüßen Worten mit einem Wohlgefallen, das ihn zu dem Schluss berechtigte, hoffen zu dürfen.

»Euer Diener, Signore Ugo, ist ein Italiener, wie es scheint, Sir Thomas? Wenigstens sprach er meist italienisch mit mir«, sagte Elisabeth, als sie durch den Torweg des Byward Tower ritten.

»Mezzo-Italiano, Altezza«, antwortete Seymour lächelnd.
»Ein Toskaner von mütterlicher Seite.«

»Bei meiner Treu, ein aufgeweckter Bursche!«, entgegnete sie, »und Euch sehr ergeben, scheint mir. Er konnte kaum von etwas anderem reden als von den Verdiensten und edlen Eigenschaften seines Herrn, und leierte so viel über dasselbe Thema, dass ich ihm endlich heißen musste, damit zu wechseln oder ganz zu schweigen.«

»Es tut mir leid, wenn er Eure Hoheit beleidigt hat. Und wenn er sich in Zukunft nicht besser betrügt, so werde ich ihn aus meinen Diensten entlassen. Aber er hat mich so oft

von Euch in solchen Ausdrücken reden hören, dass er sich wahrscheinlich für verpachtet hielt, nun auch mein Lob vor Eurer Hoheit zu singen. Ich hätte ihm mehr Takt zuge-
traut.«

»Nein, ich hätte mir Euer Lob wohl gefallen lassen«, entgegnete Elisabeth mit leisem Erröten, »aber als er berichtete, was Ihr über mich gesagt habt, da hielt ich es für an der Zeit, ihm das Wort abzuschneiden. Mich dünkt, Ihr schenkt diesem Burschen zu viel Vertrauen. Die Italiener sind sprichwörtlich treulos.«

»Aber Ugo ist nur ein halber Italiener, wie ich sagte, und er ist durch Dankbarkeit an mich gekettet. Ich habe allen Grund, ihn für treu zu halten. Aber Eure Hoheit mag sich darauf verlassen, ich werde in Zukunft zurückhaltender mit meinem Vertrauen sein. Und einige Geheimnisse gibt es, die ich aufs Strengste vor ihm bewahren werde.«

»Zu einem habt Ihr ihm den Schlüssel gegeben, wovon er keine Ahnung hätte haben müssen«, bemerkte Elisabeth in etwas vorwurfsvollem Ton.

»Nein, wenn Eure Hoheit die Sache so ernst ansieht, so ärgere ich mich über den Menschen«, entgegnete Seymour. »Übrigens aber beunruhigt Euch nicht. Was er auch ahnen mag, er weiß nichts.«

»Was das betrifft, so lasse ich mich nicht täuschen«, erwiderte Elisabeth. »Kein Mensch spricht ohne Auftrag, so wie dieser Bursche es tat.«

»Hm! Der unverschämte Bengel muss viel zu weit gegangen sein«, sprach Seymour zu sich selbst. »Er soll nie wieder jemand in ähnlicher Weise beleidigen«, setzte er laut hinzu.

»Schelten ändert nichts«, sprach die Prinzessin. »Wenn je-

mand Tadel verdient, so seid Ihr es, Sir Thomas. Signore Ugo ist nur das Werkzeug seines Herrn.«

»Signore Ugo soll es teuer bezahlen, wenn ich durch seine Schuld auch nur das Geringste von Eurer Hoheit guter Meinung, die mir teurer als mein Leben ist, verliere«, sagte Seymour. »Wenn ich zu kühn war, so muss die Gewalt meiner Leidenschaft mich entschuldigen. Seit ich Eure Hoheit zuletzt in Enfield sah, haben Eure Reize mich dermaßen bezaubert, dass ich meine Vernunft nicht mehr beherrschen konnte. Jeder Gedanke, jede Regung gehört Euch. Mein Leben hängt an Eurem Odem. In Eurer Hand liegt es, mich zum Stolzesten und Glücklichsten aller Menschen zu machen oder mich in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen.«

»Nichts mehr davon, ich bitte Euch, Sir Thomas«, antwortete die Prinzessin klopfenden Herzens, denn sie war nicht unempfindlich gegen seine Leidenschaft. »Ihr werdet die Augen der Umstehenden auf uns ziehen, und irgendein scharfes und neugieriges Ohr könnte Eure Worte vernehmen.«

»Nein, verdammt mich nicht zum Schweigen, bevor ich mein Schicksal kenne!«, rief Seymour, und seine Stimme bebte vor Erregung, die auf die Prinzessin überzugehen schien, als er sich ihrem Sattel näherte. *Idolo del mio cuore!* Was antwortet Ihr auf meinen Brief? Sprecht, ich flehe Euch an! Erlöst mich von meinen Zweifeln.«

»Morgen will ich entscheiden«, sprach Elisabeth, mit fast ebenso zitternder Stimme wie die seine.

»Nein! Jetzt - jetzt, *adorata!*«, rief Seymour, indem er sich noch dichter an sie drängte und ihre Hand zu fassen versuchte.

In diesem kritischen Augenblick ließ sich die warnende Stimme seines Dieners vernehmen. Sie waren bereits nahe am Eingang des Palastes.

»Zitto! Zitto! Monsignore!«, rief Ugo. Eccola li! Alla finestra del palazzo - la regina Catarine!«

Aufgeschreckt durch diese Warnung blickte Seymour auf, und sah zu seinem unsäglichen Ärger und Verdruss die Königin Catharine mit dem Earl von Hertford, der Marquise von Dorset, Lady Jane Grey und einige andere Damen des Hofes, die aus dem offenen Fenster des Palastes auf sie hernieder blickten.

Ogleich es unmöglich schien, dass die Königinwitwe gehört hätte, was zwischen dem Paar vorgefallen war, so ließ doch Seymours verliebtes Wesen, sein Annähern an die Prinzessin, das Erröten und Augenniederschlagen der Letzteren kaum über den Gegenstand ihrer Unterhaltung einen Zweifel. Der verächtliche und finstere Blick, den die Königin Sir Thomas zuwarf, überzeugte ihn, dass ihre Eifersucht erregt worden war. Elisabeth sah im selben Augenblick hinauf und geriet in große Verwirrung, als sie so viele Augen auf sich gerichtet sah.

»Zieht Euch gleich zurück, Sir Thomas, ich bitte Euch«, sprach sie hastig. »Ihr habt mich in eine gefährliche Situation gebracht.«

»Lasst sie, schöne Prinzessin!«, erwiderte er, indem er jedoch tat, wie sie wünschte, und sich von ihrer Seite entfernte. »Sie werden nur denken, dass wir irgendeine leichte und unbedeutende Unterhaltung geführt haben.«

»Die Königin, meine Stiefmutter, sah aus, als ob sie ungefähr die Wahrheit vermute«, entgegnete Elisabeth. »Vielleicht ist es gut, ihren Argwohn einzuschläfern«, sprach

Seymour. »Behandelt die Sache leicht und lacht darüber, wenn sie Eure Hoheit zufälligerweise darüber befragen sollte. Gehört kann sie nichts haben, in dieser Beziehung seid Ihr sicher.«

Gleich darauf erreichten sie den Eingang zum Palast, wo die drei Riesenwächter standen, da Edward ausdrücklich befohlen hatte, dass sie während seines Aufenthalts im Tower immer diesen Posten inne behalten sollten. Als die Ankunft der Prinzessin in der Festung gemeldet wurde, war eine Menge von Dienern, Pagen, Stallknechten herbeigeeilt und standen nun am Fuß des Perrous, um sie zu empfangen. Unter Sir Thomas Seymours Beistand stieg Elisabeth von ihrem Zelter herunter, betrat mit Mistress Ashley den Palast und wurde vom Haushofmeister in die für sie bestimmten Gemächer geführt. Nachdem sie ein wenig Toilette gemacht hatte, verfügte sie sich in eines der Staatszimmer, wo sie, nach Fowlers Meldung, ihren königlichen Bruder finden sollte. Edward erwartete sie in voller Ungeduld. Als er sie sah, lief er ihr entgegen, umarmte sie zärtlich und hieß sie von Herzen willkommen. Kaum war das Entzücken des jungen Fürsten, seine zärtlich geliebte Schwester wiederzusehen, in eine ruhige Freude übergegangen, als das Erscheinen seiner beiden Lehrer ihn aufs Neue in eine freudige Aufregung versetzte. Zum größten Erstaunen Fowlers, der seine untätigste Unzufriedenheit über das Verfahren würde ausgesprochen haben, wenn er es nur gewagt hätte, lief der König den beiden gerade so entgegen wie vorher, als Elisabeth kam, und bewillkommnete sie auf die zärtlichste und einfachste Weise. Indem er sie gütig bei der Hand nahm, verhinderte er sie am Niederknien und sprach wohlwollend: »Ich habe Euch privatim empfangen,

meine geehrten Lehrer, weil ich Freunden gegenüber, die ich so liebe und schätze wie Euch, aller Zeremonien überhoben zu sein wünsche. Soviel wie möglich wünsche ich, dass unsere alten Beziehungen nicht aufhören. Bei erster Gelegenheit werde ich meine Studien mit Euch wieder beginnen, und unterdessen setze ich den König beiseite und bin wieder Euer Schüler.«

»Solche Worte, Sire, sind selten von königlichen Lippen gekommen«, erwiderte Sir John Cheke, »und machen Eurem Kopf und Eurem Herzen gleich viel Ehre.«

»Schmeichelt mir nicht, würdiger Sir John«, antwortete Edward lächelnd. »Nun, da ich Euch bei mir habe und meine Schwester Elisabeth«, fügte er mit einem liebevollen Blick nach ihr hinzu, »werde ich mich vollkommen glücklich fühlen und kümmere mich nicht darum, wie lange ich noch im Tower bleibe. Seit meinem Aufenthalt hier, Elisabeth«, fuhr er zu der Prinzessin gewendet fort, »habe ich große Freundschaft mit unserer Cousine, Lady Jane Grey, geschlossen. Ihre Neigungen stimmen merkwürdig mit den meinen überein. Sie liest gern und ist sehr fromm. Du wirst sie gewiss lieb gewinnen.«

»Ohne Zweifel, wenn Eure Hoheit sie gern hat«, entgegnete die Prinzessin.

»Du kannst dir sogleich ein Urteil über sie bilden, denn da kommt sie«, bemerkte Edward, als der Gegenstand ihrer Unterhaltung mit der Königinwitwe, der Marquise von Dorset, der Gräfin von Hertford und einer Menge anderer Hofdamen, welche die Ankunft der Prinzessin vom Fenster aus gesehen hatten, hereintraten.

Catharines Benehmen gegen ihre Stieftochter war kalt und gezwungen und ihre Begrüßung nichts weniger als

herzlich. Elisabeth war ihrerseits nicht weniger zurückhaltend. Ihr Stolz ward durch das Benehmen der Königinwitwe sofort wach gerufen und sie fühlte sich gereizt. Überdies erkannte sie instinktiv eine Nebenbuhlerin, was nicht geeignet war, sie milder zu stimmen.

Catharine hatte noch nicht Zeit gehabt, durch Wort oder Blick ihren treulosen Verehrer zu strafen, - da trat er plötzlich mitten in die eben beschriebene Szene hinein. Vielleicht hätte es klüger scheinen können, sich jetzt nicht blicken zu lassen, aber Sir Thomas wusste das besser. Er unterschätzte die Macht seines Einflusses auf beide Teile nicht. Auf ein beruhigendes Lächeln von ihm schwanden wie durch Zauber die Wolken von Catharines Stirn, und sie sah heiter aus wie immer. Ein geheimer Blick von ihm besänftigte Elisabeth sogleich, und sie nahm der Stiefmutter gegenüber ein versöhnlicheres Wesen an. Lady Hertford bemerkte diesen plötzlichen und auffallenden Wechsel und erkannte die Ursache ebenfalls. Ein unwillkürlicher Ausruf Catharines, als sie die auffällige Zuvorkommenheit Sir Thomas' bei Elisabeths Ankunft im Tower bemerkte, hatte Lady Hertford auf die rechte Fährte geführt, und Beobachtungen hatten sie darauf in ihren Vermutungen bestärkt. Nur zu gut erinnerte sie sich der Schmach, die ihr die Königinwitwe angetan hatte, jetzt fühlte sie, dass sie die Rache in Händen habe. Catharines Kälte und hochfahrendes Wesen gegen seine Schwester hatten dem lebenswürdigen jungen Fürsten weh getan, und er war gerade im Begriff, sich einzumischen, als Seymours Eintritt die Wolken zerstreute und in Sonnenschein verwandelte.

»Meiner Treu, lieber Onkel«, sprach er lächelnd, »Ihr bringt gute Laune mit. Wir schienen hier auf der Schwelle

irgendeines unerklärlichen Missverständnisses zu stehen, das Eure Gegenwart aufgeklärt hat. Welches Zaubermittels bedient Ihr Euch?«

»Keines, das ich wüsste, gnädiger Herr«, antwortete Sir Thomas. »Aber wenn ich ein Zauberer wäre, so würde ich das Unheil zunichtemachen und nicht erst befördern. Ich würde Vertrauen an die Stelle grundlosen Verdachtes setzen und unbesonnene Hitze in Sanftmut verwandeln. Wenn ich das könnte, so würde ich Ew. Majestät Lob verdienen.«

»Ihr eignet Euch eine schöne Rolle an, Sir Thomas«, bemerkte Catharine noch etwas gereizt.

»Keine bessere, als wozu er berechtigt ist, gnädige Frau«, antwortete Edward. »Wenn mein Oheim seine Kunst zu gefallen jederzeit mit so gutem Erfolg anwendet, so kann er mit Recht eitel darauf sein.«

»Geruhen Ew. Majestät«, sprach Fowler vortretend und sich tief verbeugend, »der Haushofmeister ist eben gekommen, um anzuzeigen, dass das Bankett bereit sei.«

»Gut, dann wollen wir uns gleich hinbegeben«, versetzte Edward. »Eure Hand, schöne Cousine«, fügte er zu Lady Jane Grey gewendet hinzu. »Und Ihr, lieber Onkel, führt unsere Schwester in den Bankettsaal.«

Im Stillen entzückt, aber äußerlich es nicht verratend, bot Seymour sogleich der Prinzessin seine Hand zu Catharines großem Ärger. Voran schritt eine Anzahl von Dienern, Pagen und Zeremonienmeistern, dann folgte die ganze Gesellschaft und wurde beim Erscheinen im Bankettsaal von den in der Nähe der Tür stehenden Trompetern mit lustigen Fanfaren begrüßt.

Bei der Tafel saß die Königinwitwe neben dem König,

denn der Lordprotektor machte keinen Versuch mehr, ihr den Platz streitig zu machen, nachdem sie ihn in der früher erzählten Weise behauptet hatte. Sir Thomas Seymour stand nicht mehr hinter dem Stuhl Ihrer Majestät, sondern setzte sich zwischen die Prinzessin Elisabeth und die Gräfin von Hertford. Es ereignete sich nichts Erhebliches bei dem Festgelage, welches ebenso reich und großartig war, wie die früheren, und welchem alle Mitglieder des Conseils, alle Edelleute und andere angesehene Leute, die sich gerade im Tower befanden, als Gäste beiwohnten. Aber Catharines Eifersucht wurde aufs Neue durch Seymours schlecht verhehlte Aufmerksamkeiten gegen ihre junge Nebenbuhlerin erregt, Aufmerksamkeiten, die augenscheinlich der Prinzessin nichts weniger als unangenehm waren. Die vernachlässigte Königin schmachtete nach einer Gelegenheit, beide ihren Zorn fühlen zu lassen. Aber da sich kein Vorwand zu einem derartigen Ausbruch der Leidenschaft fand, verzehrte sie sich in stiller Wut. Entweder hatte den Sir Thomas alle Klugheit verlassen, oder die Macht seiner Leidenschaft beraubte ihn aller Selbstbeherrschung, denn zu Ende des Banketts machte er nicht einmal den Versuch, sich Catharine zu nähern, sondern er bot wiederum der Prinzessin seine Hand. Ohne auch nur einen Blick für die zurückgesetzte Königin zu haben oder vielleicht auch ohne nur an sie zu denken, folgte er seinem königlichen Neffen und der Lady Jane Grey zur Halle hinaus. Catharine stand wie versteinert bei diesem Benehmen und presste die Hand aufs Herz, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Es war ihr noch nicht ganz gelungen, als Lady Hertford auf sie zukam.

»Mich dünkt, ich errate, was in Eurer Majestät Innerem

vorgeht«, bemerkte die Gräfin.

»Welch eine Unverschämtheit!«, rief Catharine stolz aus. »Mit welchem Recht behauptet Ihr, die Geheimnisse meines Inneren zu kennen?«

»Eure Hoheit verraten Ihre Gefühle durch den Mangel an Selbstbeherrschung«, antwortete Lady Hertford. »Es ist wenig Scharfsinn notwendig, um das zu entdecken, was jedermann sehen kann. Übrigens verdienten meine freundlichen Absichten nicht diese Zurückweisung. Ich kam, um Euch zu warnen. Ihr seid betrogen - schändlich betrogen von ihm, dem Ihr vertraut. Ich habe beim Bankett genug gehört, um mich davon zu überzeugen. Ich könnte mehr sagen - aber meine Lippen sind jetzt stumm.«

»Nein, nein! Redet! Redet! Ich bitte Euch, teuerste Gräfin!«, rief Katharina in höchster Aufregung. »Ihr saßet neben ihm und müsst gehört haben, was vorging. Um der Barmherzigkeit willen, redet!«

»Beruhigt Euch, ich bitte Eure Hoheit« entgegnete Lady Hertford, im Stillen über ihren Schmerz jubelnd, obwohl sie sich den Anschein von Sympathie gab. »Ich kann mich in Eure Lage versetzen und will meine Hilfe leihen, wenn Ihr sie nicht verschmäht. Wenn Ihr wirklich von dieser unwürdigen Leidenschaft - so muss ich sie nennen, trotzdem, dass Sir Thomas der Bruder meines Gemahls ist, - die Ihr über Euch habt Herr werden lassen, befreit sein wollt, so begeben Euch morgen Nachmittag in Lady Herberts Gemach an der nördlichen Galerie, und Ihr werdet genug hören, um Euch von der Treulosigkeit Eures Liebhabers zu überzeugen.«

»Hat Elisabeth ihm dort eine Zusammenkunft bewilligt?«, fragte Catharine, indem sie totenbleich wurde.

»Eure Hoheit wird sehen«, entgegnete Lady Hertford.

»Wenn Ihr mir die Sache überlassen wollt, so werde ich sorgen, dass Ihr ungesehen Zeuge dieser Zusammenkunft sein könnt.«

»Tut es, Gräfin«, sprach Catharine. »Beweist mir, dass er meineidig ist, und ich will jedes Gefühl in mir töten, und wenn ich selbst darüber sterben sollte.«

»Der Beweis soll nicht fehlen, verlasst Euch darauf«, entgegnete Lady Hertford. »Aber ich tue dieses in der Hoffnung, Eure Hoheit zu kurieren, - aus keinem anderen Grund.«

»Ich weiß es, und werde Euch für immer verpflichtet sein«, erwiderte die Königin gnädig.

»Aber Eure Hoheit muss sich für den Rest des Abends Zwang auferlegen, um den Erfolg des Planes nicht zu stören«, bemerkte Lady Hertford. »Weder Sir Thomas noch Lady Elisabeth dürfen sich beobachtet glauben.«

»Es wird schwer halten, aber ich will es versuchen«, seufzte Catharine.

»Zweifelt nicht, ich tue, wie ich sage. Eure Hoheit soll bei dem Rendezvous zugegen sein. Es soll in Eurem Belieben stehen, sie zu überraschen, wenn es Euch gut dünkt. Ich empfehle mich nun Eurer Majestät untertänigst.«

»Endlich bin ich gerächt für die Schmach! Nein, noch nicht ganz. Aber morgen wird sie ganz ausgetilgt werden.«

So sprach die Gräfin zu sich selbst, indem sie die Königin verließ.

Zwölftes Kapitel

Von der Zusammenkunft zwischen Sir Thomas Seymour und der Prinzessin Elisabeth, und wie dieselbe unterbrochen wurde

Sir Thomas Seymour verließ am anderen Morgen sein Zimmer im Wardrobe Tower nicht vor der zu der Zusammenkunft mit der Prinzessin festgesetzten Stunde. In großer Aufregung, aber doch mit stolzer Zuversicht machte er sich zu dem Gang bereit. Ugo Harrington, der ihm beim Ankleiden geholfen und ihm zuletzt noch ein Paar parfümierte Handschuhe gereicht hatte, begleitete ihn bis zur Tür und wünschte *buona riuscita*. Aber es war zumindest zweifelhaft, ob der Blick des Dieners seinen Worten entsprach, sein Lächeln drückte mehr Bosheit als Teilnahme aus.

Als Seymour durch die langen und gewundenen Gänge des Palastes schritt, um die Zimmer zu erreichen, welche seine Schwester - Lady Herbert - bewohnte, zog seine stattliche Figur und seine prächtige Kleidung die Bewunderung des zahlreichen Dienstpersonals auf sich, welches in den Galerien umherstand, und es hieß einstimmig, dass er der ritterlichste Herr am ganzen Hofe sei.

»Sir Thomas sieht so tapfer aus, wie ein König«, bemerkte ein Oberkoch, der in weißen Damast gekleidet war und eine goldene Kette um den Hals trug.

»Seine Hoheit der Lordprotektor kann sich nicht mit ihm messen«, sagte ein ebenso hell gekleideter Küchenjunge.

»Alle Damen am Hof, sagt man, sterben vor Liebe zu ihm«, sprach ein geputzter Diener, der in der Gewürzkammer angestellt war.

»Ihr solltet ihn bei einem Turnier sehen, meine guten Her-

ren«, meinte ein dicker Vorschneider in der Gesindehalle.

»Oder in der Reitbahn oder auf dem Fechtboden«, setzte ein schlanker Bursche hinzu. »Kein Mensch versteht mit dem Pferd so umzugehen oder das Rapier so zu handhaben wie Sir Thomas Seymour!«

»Seine Königliche Hoheit sollte ihn Ihrer Gnaden der Prinzessin Elisabeth zum Gemahl geben«, bemerkte ein zierlich aufgeputzter Page. »Kein anderer wäre ihrer so würdig.«

»Das kann sein und auch nicht sein«, nahm Xit das Wort, der mitten zwischen den Leuten stand. »Wenn der Vorhang aufgeht, so wird enthüllt werden, was dahinter ist«, fügte er geheimnisvoll hinzu.

»Was willst du damit sagen, kleiner Solon?«, rief der Page. »Willst du vielleicht andeuten, dass du mehr wüsstest als wir, die wir schon so lange Diener Seiner Majestät sind!«

»Ich weiß, was ich weiß - und was ich dir nicht anvertrauen werde, - darauf kannst du dich verlassen«, entgegnete Xit.

»Es ist unerträglich, was sich der Knirps einbildet!«, rief der Page. »Seit er des Königs Zwerg geworden ist, tut er wie ein spanischer Grande. Ich schlage vor, dass wir ihn aus unserer Gesellschaft treiben.«

»Versuche es auf deine Gefahr, du aufgeblasene Puppe«, erwiderte Xit stolz, indem er die Hand an den Griff seines Schwertes legte. »Ich weiche nicht, und, bei unserer lieben Frau, wer mich anrührt, soll es bereuen!«

»Ha! Was ist das?«, rief Fowler, der gerade in dem Augenblick herbeikam, »ein Wortwechsel dicht beim Audienzsaal! Beim heiligen Kreuz! Euer Betragen muss anders

werden, meine Herren, oder einige von Euch müssen dafür büßen! Ah! Du bist da, mein lustiges Männlein?«, setzte er hinzu, indem er Xit bemerkte. »Komm, folge mir. Der König hat nach dir gefragt.«

»Merkst du was, elender Page?«, rief Xit mit dem Ausdruck tiefster Verachtung seinem Gegner zu. »Wenn meine Gesellschaft sich für dich nicht ziemt, so doch für deinen König und Herrn. Du kannst lange warten, bis Seine Majestät nach dir schickt. Ich folge sofort, verehrter Herr Fowler«, setzte er hinzu, indem er unter dem Hohn und Gelächter der Pagen und Diener hinter dem dienstuenden Gentleman einherstolzte.

Unterdessen hatte Sir Thomas sein Ziel erreicht, und mit pochendem Herzen betrat er das Vorzimmer von Lady Herberts Gemächern. Hier fand er einen alten Portier, der ihm mit tiefer Verbeugung meldete, dass Ihro Gnaden, Seymours Schwester, im Augenblick nicht daheim sei, aber bald zurückkehren werde.

»Ich will ihre Rückkehr abwarten, Thopas«, sprach Sir Thomas, indem er auf das innere Gemach zuschritt.

»Nein, Sir Thomas, da drinnen sind zwei Damen!«, rief der Portier.

»Alt oder jung, Thopas?«, fragte Seymour.

»Was das betrifft, Sir Thomas, so halte ich die eine weder für alt noch für jung, sondern mitten zwischen dem. Sie ist, wie man sagt, noch eine hübsche Frau. Die andere aber halte ich für jung, obwohl ich es nicht ganz bestimmt sagen kann, weil ihr Gesicht verhüllt war, aber Haltung und Gestalt verrieten ein junges Mädchen.«

»Ich will hinein und darüber ins Klare kommen«, sagte Seymour, über des alten Mannes Beschreibung der Prinzes-

sin und ihrer Erzieherin lächelnd. Und indem er die Tapete aufhob, trat er in das anstoßende Gemach.

Es war ein großes Zimmer, mit kostbaren Tapeten in Silberstoff behangen. In Letzteren waren mit kunstreicher Hand goldene Nägel gestickt, während auf der Tapete Rosen, Lilien und Löwen prangten. Über dem weit vorspringenden Kaminmantel befand sich ein lebensgroßes Porträt Heinrichs VIII. von Holbein gemalt, der ebenfalls das Modell zu dem Kamin entworfen hatte. Die Decke war von Holz, mit grotesken geschnitzten Figuren verziert. Ein sehr tiefes Fenster mit farbigen Scheiben bildete eine Nische, und dort, an dem mit einem türkischen Teppich überhangenen Tisch, saßen zwei Damen, von denen die eine Prinzessin Elisabeth, die andere ihre Erzieherin Mistress Ashley war. Von Letzterer muss bemerkt werden, dass sie sehr liebenswürdig und wohlunterrichtet war, aber auch ganz ungewein nachsichtig gegen die Launen ihrer etwas eigenwilligen Elewin, von der sie närrisch eingenommen war, und die mit ihr machte, was ihr gerade gefiel.

Mistress Ashley saß im Hintergrund der Nische und war so sehr mit ihrem Buch beschäftigt, dass man annehmen konnte, sie bemerkte Sir Thomas Seymours Eintreten gar nicht. Welchen Gebrauch sie von ihren Ohren machte, können wir nicht berichten. Die Liebenden selbst kümmerten sich wenig um sie.

Als Elisabeth Sir Thomas sah, stand sie auf und kam ihm entgegen. Seymour warf sich ihr sofort zu Füßen.

»Steht auf, Sir Thomas«, sagte sie, »in dieser Stellung kann ich Euch nicht anhören.«

»Verzeiht, meine süße Heilige, wenn ich ungehorsam bin!«, rief Seymour leidenschaftlich. »Ich liege als ein Bit-

tender vor Eurem Schrein und kann nicht aufstehen, bis mein Gebet erhört worden ist. Wehrt mir nicht, Euch so gedemütigt meine Gelübde darzubringen und auszusprechen, wie tief und innig ich Euch liebe.«

»Nein, in Wahrheit, Ihr müsst tun, was ich sage«, erwiderte Elisabeth in einem Ton, dem gehorcht werden musste.

»Bin ich Euch denn gleichgültig geworden!«, rief Seymour mit verzweifelndem Ausdruck, indem er aufstand. »Habe ich mich selbst getäuscht mit der Hoffnung, dass meine Liebe erwidert würde?«

»Wenn ich Euch nicht liebte, Sir Thomas, so würde ich nicht hier sein«, entgegnete sie.

Seymour enthielt sich kaum, abermals zu ihren Füßen zu stürzen.

»Niemals klangen Worte einem sterblichen Ohr so süß, teuerste Prinzessin!«, rief er. »Sprecht sie noch einmal! O, noch einmal! Ich kann kaum glauben, dass ich recht gehört habe.«

»Ihr erinnert mich, dass ich schon zu viel gesagt habe. Und doch möchte ich offen gegen Euch verfahren. Es liegt in meiner Natur, offenherzig zu sein.«

»Ich weiß es! Ich weiß es! Beglückt mich noch einmal mit den Worten, ich beschwöre Euch! Mein Herz verlangt danach.«

»Nun denn, zum zweiten Mal sei es gestanden: Ich liebe Euch, Sir Thomas! Seid Ihr zufrieden?«

»O, wie soll ich Euch für das Glück danken, womit Ihr mich überschüttet! Wie könnte ich nur Worte finden, um Euch meine Bewunderung Eurer unvergleichlichen Schönheit auszudrücken! Welche Gelübde könnte ich tun, um

Euch meiner Ergebenheit zu versichern! Ein ganzes Leben reicht nicht hin, um sie zu beweisen, aber mein ganzes Leben soll Euch gewidmet sein!«

»Ihr wollt mich also glauben machen, dass ich der einzige Gegenstand Eurer Neigung bin, Sir Thomas?«, sagte sie, indem sie ihn prüfend anschaute.

»Könnt Ihr einen Augenblick zweifeln, schöne Prinzessin?«, erwiderte er. »Nein, Euch gehört mein ganzes Herz!«

»Mein Verdacht kann unbegründet sein. So will ich mich seiner zu ent schlagen suchen. Das Gerücht nennt Euch einen Bewunderer unseres Geschlechts überhaupt.«

»Das Gerücht lügt, wie es gewöhnlich tut, schöne Prinzessin, es lügt, wenn es sagt, dass ich ein schönes Weib anders bewundere als ein meisterhaftes Bild oder eine herrliche Statue. Ein reizendes Weib entzückt mein Auge, aber nur wie ein Gegenstand, den man gern anschaut.«

»Zählt Ihr die Königin, meine Stiefmutter, mit zu den Frauen, die Ihr nur etwa wie ein Gemälde oder eine Statue anschaut, Sir Thomas?«, fragte Elisabeth.

»Ohne Zweifel«, erwiderte er, »die Schönheit Ihrer Majestät erweckt kein anderes Gefühl in mir. Euch aber, schöne Prinzessin, kann ich nicht kühl betrachten.«

Etwas wie ein Seufzer traf in diesem Augenblick das Ohr der beiden, aber sie achteten nicht darauf, weil sie meinten, Mistress Ashley seufze.

»Misstraut mir nicht, ich bitte Euch, schöne Prinzessin«, fuhr Seymour, ungeduldig, alle etwaigen Zweifel in Elisabeths Brust zu beschwichtigen, fort. »Königin Catharinas gnädiges Benehmen gegen mich hat meinerseits vielleicht ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit hervorgerufen, was für ein wärmeres Interesse gehalten worden sein kann. Ich

sage nicht, dass dem so ist, aber es kann sein.«

»Die Königin redet sich ein, dass Ihr sie liebt - davon bin ich überzeugt«, sprach Elisabeth. »Täuscht sie sich selbst oder täuscht Ihr sie?«

»Wahrlich, ich täusche sie nicht. Aber für eine Selbsttäuschung vonseiten Ihrer Majestät kann ich nicht eintreten.«

»Pst! Was war das?«, rief Elisabeth, »mich dünkt, ich hörte einen Seufzer.«

»Eure Erzieherin muss ein sehr rührendes Buch lesen, denn sie seufzt schon zum zweiten Mal«, antwortete Seymour. »Aber nun, da ich Euch jede nur mögliche Versicherung meiner Treue und Beständigkeit gegeben habe, beschwöre ich Euch, mich auch nicht länger in Ungewissheit zu lassen. Darf ich dieses Zimmer mit der beseligenden Gewissheit verlassen, dass ich Euch mein nennen werde, oder überlasst Ihr mich der Verzweiflung?«

»Ihr sollt nicht ganz verzweifeln, Sir Thomas. Aber Ihr müsst warten. Ich bin noch zu jung, um schon an eine Heirat zu denken, bis dahin müssen noch einige Jahre vergehen. Aber jetzt liebe ich Euch und glaube nicht, wankelmütig zu sein. Mehr kann ich nicht sagen.«

»Prinzessin!«

»Ich bin die Tochter Heinrichs des Achten«, fuhr Elisabeth fort, »und als solche werde ich nichts tun, was meines großen Vaters oder meiner selbst unwürdig wäre. Von allen Männern, die ich je gesehen habe, seid Ihr der ritterlichste. Ihr - wie ich bereits gesagt - habt mein jungfräuliches Herz gewonnen. Aber um meine Hand zu gewinnen, müsst Ihr steigen, denn nimmer werde ich ein Bündnis unter meinem Rang schließen. Wäret Ihr an Eures Bruders Stelle - wäret Ihr Lordprotektor des Reichs - so würde ich

nicht Nein sagen. Aber bis es Euch gelingt, eine meiner würdige Stellung zu erlangen, bis dahin muss ich meine Liebe zu Euch beherrschen.«

»Wenn mein Ehrgeiz eines Anspornes bedürfte, so würden mir Eure Worte ein solcher sein«, sagte Sir Thomas. »Dass ich es gewagt habe, meine Augen zu Euer Majestät zu erheben, mag mein Streben nach dem Höchsten beweisen und kein scheinbar unüberwindbares Hindernis soll mich abhalten, es zu erringen. Ich brauche Euch kaum zu sagen«, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, »dass ich des Königs, Eures Bruders Lieblingssohn bin, und dass, wenn es mir beliebt, meinen Einfluss auf meinen königlichen Neffen geltend zu machen, die Würde, die Ihr zur Erlangung Eurer Hand für nötig erachtet, mein werden wird. Als meine Gattin soll Eure Majestät keiner Dame im ganzen Königreich nachstehen.«

»Aber Edward kann unserer Verbindung entgegen sein«, sprach Elisabeth.

»Seine Majestät schlägt mir nichts ab - selbst nicht Eure Hand«, erwiderte Seymour.

»Aber der Lordprotektor - und das Conseil?«

»Alle Hindernisse sollen meinem Entschluss weichen.«

»Wenn Edward unter Aufsicht des Lordprotektors bleibt, so werdet Ihr bald Euren Einfluss auf ihn verlieren.«

»Das lasst meine Sorge sein«, entgegnete Seymour bedeutungsvoll. »Ich bin entschlossen, den höchsten Wurf zu wagen und ihn zu gewinnen oder alles zu verlieren. Doch die Macht gewinnen ohne den Preis, der allein der Macht den Wert verleiht, das hieße nichts erreichen. Ich bin es zufrieden, bis zu dem Zeitpunkt zu warten, wo meine Stellung mir erlaubt, um Eure Hand zu bitten. Aber um meine Zu-

versicht zu stärken, bitte ich Euch, gebt mir eine Gewähr für die Zukunft: Verlobt Euch mit mir.«

»Ich binde mich nicht gern in dieser Weise«, sprach Elisabeth schwankend.

»Nein, verweigert mir es nicht, ich bitte Euch!«

Nach einem kurzen inneren Kampf, während dessen ihr Liebhaber noch dringlicher bat, gab Elisabeth nach mit den Worten: »Sei es, wie Ihr wollt. Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. Mistress Ashley soll Zeuge unserer Verlobung sein.«

Damit reichte sie Seymour ihre Hand, er presste sie an seine Lippen, und sie schritten zusammen auf die Nische zu, in welcher immer noch die Erzieherin saß, als plötzlich die Tapete an der rechten Seite des Zimmers zur Seite gezogen wurde und ... Königin Catharina vor ihnen stand.

Dreizehntes Kapitel

Wie die Gräfin von Hertford um ihre Rache betrogen ward; und auf welche Art Xit den König zu zerstreuen versucht

Die beleidigte Königin war totenbleich. Aber ihre Augen schleuderten Blitze auf das erschrockene Paar, und sie schien nicht übel Lust zu haben, beide zu vernichten. Catharina war in der Tat entsetzlich in diesem Augenblick, und es gehörte nicht wenig Mut dazu, ihrem Blick standzuhalten. Aber Elisabeth besaß diesen Mut in hohem Grad, und wenn sie auch anfänglich bei dem plötzlichen Erscheinen der wütenden Königin ein wenig betroffen war, so

sammelte sie sich doch fast augenblicklich und schaute Catharina mit einem Blick an, der kaum weniger hasserfüllt und rachsüchtig war wie der der Königin selbst.

Sir Thomas' Lage war eine ganz andere und viel schwierigere. Er hatte allen Grund, zu fürchten, dass er durch diese plötzliche Dazwischenkunft beide, sowohl Elisabeth als auch die Königin verliere. Letztere hatte ohne Zweifel seine Treulosigkeit entdeckt - seine sofortige Bloßstellung vor der Prinzessin stand zu erwarten. Aber er war nicht so leicht niedergedonnert. Obwohl die Situation im höchsten Grade fatal, fast verzweifelt war, so verlor er doch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart.

»Halt!«, rief Catharina, drohend ihre Hand ausstreckend, als die beiden bei ihrem Anblick zurücktraten. »Kein Verlöbniß kann zwischen Euch stattfinden. Ich verbiete es im Namen des Conseils. Es würde in direktem Widerspruch mit dem Willen Eures Vaters stehen, Elisabeth, und bei der Ehrerbietung, die Ihr seinem Andenken schuldig seid, heiße ich Euch, davon abzulassen!«

»Ihr habt große Ehrerbietung gegen des Königs, meines Vaters, Andenken, muss ich gestehen, Madame«, entgegnete verächtlich die Prinzessin.

»Ich verdiene den Hohn, aber er ziemt sich nicht von Euren Lippen«, sprach Catharina.

»Warum nicht von meinen?«, rief Elisabeth. »Mich dünkt, niemand hat ein größeres Recht als ich, König Heinrichs Witwe anzuklagen, die Sitte und Pflicht gleich wohl vergessend, sein Andenken zu entehren sucht, soweit wie ein so glorreiches Andenken entehrt werden kann, indem sie an eine Heirat mit einem anderen denkt, ehe noch der Leib ihres königlichen Gemahls in die Gruft gelegt worden ist.«

»Prinzessin!«, unterbrach Seymour, »Ihr seid im Irrtum.«

»Was hat Ihre Majestät hier zu tun, wenn Eifersucht sie nicht herführt?«, rief Elisabeth. »Nein, ich irre nicht. Als Ihre Majestät und ich uns gestern begegneten, da fühlte ich, dass ich eine Nebenbuhlerin hatte. Leugne sie, wenn sie kann.«

»Ich will nicht versuchen zu leugnen«, entgegnete Catharina mit Würde. »Ich bin schändlich betrogen worden und bereue bitterlich, dass ich auf die Stimme des Versuchers hörte. Aber der Schmerz des Augenblickes diene zur Sühne meines Fehlers, wie groß er auch sein mag. Möget Ihr, Elisabeth, niemals die Demütigung empfinden, niemals Euch die Selbstvorwürfe machen, wie ich in diesem Augenblick. Ich will mein Tun nicht bemänteln, aber das kann ich sagen, dass in diesem ganzen Königreich kein elenderes Weib existierte und existieren konnte, als Catharina Parr, die beneidete Gattin Eures Vaters, König Heinrichs. Es war eine böse Stunde, in der ich, geblendet von dem Glanz einer Krone, und der Festigkeit meiner eigenen Grundsätze vertrauend, einwilligte, seine Frau zu werden! Seit jenem verhängnisvollen Augenblick habe ich wenig Frieden gekannt. So angstvoll ich auch die Launen meines wankelmütigen Gemahls studierte, so war es doch kaum möglich, ihm zu Gefallen zu leben. Und ihn erzürnen, wäre mein Verderben gewesen. Umringt von Feinden war ich beständig geheimen Machinationen preisgegeben, und da der König allen gegen mich eingebrachten Klagen ein williges Ohr lieh, so entging ich ihnen nur mit Not. Mein Dasein war ein elendes - so elend, dass ich, obgleich mit dem Schein der Macht umkleidet, freudig mein Los mit der Geringsten meiner Untertanen vertauscht haben würde. Keine Liebe konnte

eine solche Behandlung überdauern. Schrecken zertrat die glimmende Asche schwindender Zuneigung. Ich näherte mich meinem schrecklichen Gemahl nicht anders als mit Bangen und Zagen, ich war nicht sicher, ob mein Weg von ihm nicht aufs Schafott führte. War es ein Wunder, dass ich nach beinahe vier Jahren solchen Elends, als die Tage meines Elends ihrem Ende sich zuneigten, mich den Aufmerksamkeiten eines, der mich zu bemitleiden schien und der mich anzubeten vorgab, nicht ganz unempfindlich erwies? War es ein Wunder, dass ich, als der Tod mich endlich von unerträglicher Tyrannei erlöste, vergaß, dass ich die Witwe eines großen Königs, aber grausamen Gatten war, und dass ich, ehe er, der mich mehr als einmal mit dem Tod bedroht, der selbst bereits den Befehl zu meiner Hinrichtung gegeben hatte, ins Grab gelegt wurde, ihm meine Hand versprach, der geschworen hatte, meine vergangenen Leiden durch ein Leben voller Hingebung zu sühnen? War es ein Wunder, dass ich mich von Sir Thomas Seymour täuschen ließ, der mit Schlangenzungen redet und der ebenso gleisnerisch und heuchlerisch wie treulos ist? Kein Wort reicht aus, um die Verachtung auszudrücken, die ich gegen ihn hege. Mein Betragen mag nicht ganz tadelfrei sein, und manche mögen es, wie Ihr es getan habt, Elisabeth, ungeziemend nennen. Aber welche Achtung schulde ich dem Andenken eines, der mich behandeln konnte, wie Euer königlicher Vater mich behandelte? Leichtfertigkeit hat man mir nicht vorgeworfen, und ich war immer treu, gehorsam und dem König untertan in allen Dingen. Aber jetzt sind alle Bande zwischen uns gelöst. Ich schulde ihm nichts, nicht einmal Bedauern. Ich will keinen Vergleich zwischen mir und den unglücklichen Königinnen vor mir ziehen,

aber übel ziemt es Anne Boleyns Tochter, mir einen Vorwurf zu machen.«

»Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung«, sprach Elisabeth, »aber ich bin auf ebenso niedrige Weise betrogen worden wie Ihr selbst«, fügte sie mit einem verächtlichen Blick auf Seymour hinzu.

»Bevor Eure Hoheit mich verdammt, hört wenigstens, was ich zu meiner Verteidigung zu sagen habe«, flehte Seymour demütig.

Aber Elisabeth würdigte ihn nicht einmal eines Blickes, sondern sprach, zu Catharina gewendet: »Eure Majestät hat ganz recht in Ihrem Urteil über diesen Mann. Er ist falsch und geschmeidig wie die Schlange, aber niedriger noch wie jenes Reptil. Er hat uns beide betrogen. Machen wir gemeinschaftliche Sache gegen ihn, um ihn zu zertreten.«

»Ihr seid rachsüchtig, schöne Prinzessin«, rief Seymour, »aber ich wollte Euch beiden rateu, Euch und Eurer Majestät, zweimal zu bedenken, bevor Ihr einen solchen Versuch macht.«

»Ah! Nun sehen wir ihn in seinem wahren Charakter«, rief Elisabeth. »Die Schlange hat ihren Stachel gezeigt.«

»Genug, wir haben ihn entlarvt«, entgegnete Catharina. »Ich werde ihn zu vergessen versuchen«, fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

»Ihre Majestät wird weich«, murmelte Seymour, die Königin aufmerksam beobachtend. »Hier ist noch nicht alles verloren. Wäre sie allein, so würde ich nicht daran verzweifeln, mein Terrain mit einem Male wieder zu gewinnen.«

Einen Augenblick schien es, als ob sich eine solche Chance böte, denn Elisabeth machte Anstalten, sich zu entfernen, und rief ihre Erzieherin, die der Szene voll Schrecken

und ungewiss, wie sie enden würde, beigewohnt hatte. Dann blickte die Prinzessin zu der Königin hin, als ob sie erwarte, dass dieselbe sie begleite. Catharina aber blieb un schlüssig und Seymour triumphierte schon.

In diesem Augenblick trat ein Page ins Zimmer und meldete: »Der König!«

Hierauf blieben die Prinzessin und ihre Erzieherin stehen.

»Was führt den König hierher?«, fragte Catharina. »Ah, ich verstehe. Ist Seine Majestät ohne Begleitung?«, fragte sie den Pagen.

»Die Gräfin von Hertford ist bei ihm, Majestät«, antwortete der Page.

»Das vermutete ich«, erwiderte Catharina. Indem sie sich der Prinzessin näherte, flüsterte sie: »Seid vorsichtig. Die Gräfin hat bereits Übles genug angestiftet. Sie darf nicht über uns triumphieren.«

»Fürchtet nichts von mir«, entgegnete Elisabeth in demselben Ton. »Kein Wort meinerseits soll Eure Majestät verraten.«

Unterdes trat ein zweiter Page ein und rief wie der Erste: »Der König!« Dann folgte ein Zeremonienmeister, der ein Schwert trug und eine ähnliche Ankündigung machte. Darauf wurde die Tapete, welche den Eingang bedeckte, zur Seite gezogen und Edward trat in Begleitung der Gräfin von Hertford ein. Hinter dem König kamen Fowler und Xit.

Lady Hertfords erster Blick, als sie ins Zimmer trat, galt Catharina. Sie war nicht wenig erstaunt und getäuscht, sie so ruhig und gelassen aussehend zu finden. Durch eine gewaltsame Anstrengung hatte Catharina ihre Fassung wiedergewonnen. Auch an Elisabeth waren keine Symptome

von Aufregung wahrzunehmen. Was Sir Thomas Seymour betrifft, so war er so vollkommen unbefangen, dass kein Mensch ahnen konnte, er sei der Hauptakteur in einer Szene wie die eben vorangegangene gewesen. Die einzige Person, welche ihre Bestürzung nicht ganz überwinden konnte, war Mistress Ashley. Aber um sie bekümmerte sich Lady Hertford wenig.

Nachdem der König die Begrüßung aller Anwesenden entgegengenommen hatte, wandte er sich an Lady Hertford mit den Worten: »Als Ihr mich hierherzukommen erachtet, gute Tante, verspricht Ihr mir eine angenehme Überraschung und Unterhaltung. Worin besteht nun die Überraschung?«

»Nach Ihrem Aussehen zu urteilen, ist meine gute Schwägerin selbst überrascht«, sprach Sir Thomas Seymour, »aber vielleicht nicht so angenehm, wie sie hoffte. Auf alle Fälle bin ich ihr dafür verbunden, dass sie Eure Majestät hierhergeführt hat, obwohl ich fürchte, die Mühe lohnt sich nicht.«

»Vielleicht war meine Anwesenheit die Eurer Majestät zgedachte angenehme Überraschung«, bemerkte die Königinwitwe. »Wenn dem so ist, so werde ich mich sehr geschmeichelt fühlen.«

»Oder meine«, fügte Elisabeth hinzu, »obgleich Lady Hertford kaum wissen konnte, dass ich hier bin.«

»Darin irrt sich Eure Hoheit«, entgegnete die Gräfin. »Ich wusste es ganz genau, dass Ihr hier seid. Vielleicht wird Sir Thomas erklären, warum auch er hier ist.«

»Nichts einfacher, gute Schwägerin«, antwortete Seymour. »Ich kam hierher, um meine Schwester Herbert zu besuchen, und da ich hörte, dass sie sich in einem anderen Teil des Palastes befinde, so würde ich mich sogleich wieder

entfernt haben, wenn ich nicht Ihre Gnaden, Lady Elisabeth und Mistress Ashley im Zimmer gefunden hätte. Ich verweilte einige Minuten im Gespräch mit ihnen, bis Ihre Majestät, die Königinwitwe kam und mich bis jetzt zurückhielt.«

»Eine glaubwürdige Geschichte!«, rief Lady Hertford aus.
»Ich kann eine andere Erklärung geben.«

»Wirklich! Bitte, so tut es, gute Taute«, sagte Edward.

Aber die Antwort der Gräfin wurde durch einen furchtbar drohenden Blick Seymours abgeschnitten.

»Ich habe mich eines anderen besonnen und stehe davon ab, mehr zu sagen«, sprach Lady Hertford.

»Nein, gute Tante, damit bin ich nicht zufrieden«, rief Edward. »Ihr zieht Sir Thomas' Wahrhaftigkeit in Zweifel und seid doch nicht imstande oder nicht geneigt, ihn zu widerlegen.«

»Dringt nicht weiter in meine Schwägerin, Sire«, sprach Seymour. »Ihr merkt wohl, sie hatte einen Scherz auf meine Kosten im Sinn, und die volle Erklärung, die ich gegeben habe, hat ihm die Spitze abgebrochen.« Und wieder warf er der Gräfin einen strengen Blick zu.

»Ah! So ist es, liebe Tante?«, rief Edward lachend.
»Gesteht, Ihr habt fehlgegriffen.«

»Das ist nicht zu leugnen, Sire«, antwortete Lady Hertford.

»Wer Unheil stiften will, sollte immer fehlgehen«, sprach Catharina.

»Nein, Eure Majestät seid zu streng«, entgegnete Edward. »Unsere gute Tante hatte bei ihrem Vorschlag nichts Böses im Sinn.«

»So glaubt Eure königliche Hoheit, und es ist gut, wenn

Ihr bei dieser Meinung bleibt«, erwiderte die Königin.

Eine Antwort von Seiten der Gräfin auf die unkluge, sarkastische Bemerkung der Königinwitwe wurde durch Sir Thomas Seymour verhindert, indem er seine Schwägerin beständig mit seinen Augen bewachte.

Jetzt trat Xit vor und sprach mit einer Verbeugung: »Eure Majestät kamen hierher, um überrascht und unterhalten zu werden. Es wäre schade, wenn Ihr getäuscht würdet. Eure liebenswürdige Natur schlichtet auch gern Streitigkeiten, wenn deren unglücklicherweise stattfinden. Möchtet Ihr nun geruhen, der Gräfin Hertford zu befehlen, dass sie Ihrer Majestät, der Königinwitwe, ihre Hand reicht?«

»Sire!«, rief die Gräfin, »Ihr werdet das nicht dulden!«

»Doch, doch, gute Tante. Der Bursche hat irgendeinen Spaß im Sinn, den ich ihm nicht durch eine Weigerung verderben möchte.«

So gedrängt, näherte sich Lady Hertford mit großem Widerstreben der Königin. Catharina aber richtete sich stolz empor und hielt die Gräfin mit einem kalten Blick zurück.

»So! So!«, rief Xit mit einem komischen Blick auf den König. »Vielleicht gelingt uns der nächste Versuch besser. Will Eure Majestät geruhen, Sir Thomas Seymour aufzufordern, die Hand Ihrer Gnaden, der Lady Elisabeth zu nehmen?«

»Warum?«, fragte Edward.

»Ihr werdet sehen«, antwortete der Zwerg.

»Unterstehst du dich mit mir zu scherzen, elender Bursche?«, rief die Prinzessin aus, indem sie ihm eine gehörige Ohrfeige gab.

»Oh weh! Dass eine so sanfte Hand so derb schlagen kann«, bemerkte Xit, indem er sich die Wange rieb. »Aber noch bin ich nicht fertig Sire. Als letzte Probe bitte ich Euch,

lasst Sir Thomas Seymour seine Hand der Königin reichen.«

»Der Befehl wäre unnütz!«, rief Catharina. »Er soll mir nicht zu nahe kommen.«

»Das Geheimnis ist heraus«, rief Xit triumphierend. »Hier ist ein Streit gewesen. Das also war die Eurer Majestät zuge dachte angenehme Überraschung.«

»Bei meiner Treu! Ich glaube, der närrische Kerl hat recht.«

»Du nimmst dir merkwürdige Freiheiten heraus, Bursche«, sprach Seymour zu dem Zwerg. »Aber wenn du dir noch einmal Ähnliches mit mir erlaubst, dann sollen deine Ohren für deine Unverschämtheit bezahlen.«

»Eines hat schon bezahlt«, antwortete Xit, indem er hinter den jungen Monarchen flüchtete. »Meine Ohren gehören dem König, und wenn Eure Lordschaft sie mir nimmt, so beraubt Ihr Eure Majestät. Ihr seid, mit Erlaubnis zu sagen, Sire, in den April geschickt worden. Es ist die Aufgabe Eures getreuen Zwerges, Euch mit Anstand aus der Affäre zu ziehen - eine Aufgabe, die wer erfüllt hat.«

»Aus dem Mund der Narren geht oft Weisheit hervor«, bemerkte Edward. »Wir haben mehr von deiner Narrheit gelernt, als wir vielleicht durch eigene Beobachtung getan haben würden. Dass irgendein Missverständnis herrscht, ist klar. Woraus es entstanden ist, brauchen wir nicht zu wissen. Aber es muss ausgeglichen werden. Kommt, gute Tante«, sagte er zu Lady Herbford, »Ihr geht wieder mit uns, und was Euch betrifft, lieber Onkel«, fügte er mit gnädigem Lächeln zu diesem gewendet hinzu, »da weder die Königin, unsere Mutter, noch die Prinzessin, unsere Schwester, Eure Gesellschaft zu wünschen scheinen, so

wollen mir sie davon erlösen und Euch bitten, uns zu einer Inspektion unserer Rüstkammer zu begleiten.«

Indem er die Königinwitwe und Elisabeth grüßte, verließ er mit Sir Thomas und Lady Hertford das Zimmer. Die Pagen und Diener mit Fowler und Xit folgten.

Sir Thomas blieb einige Zeit in Begleitung seines Neffen, und obwohl ihm keineswegs wohl zumute war, so bemühte er sich doch so erfolgreich, seine Stimmung zu verbergen und unterhielt sich mit so viel anscheinender Heiterkeit und Lebhaftigkeit, dass es ganz unmöglich war, zu vermuten, wie wenig sein Inneres seinem äußeren Wesen entsprach. In Gesellschaft seines Oheims besuchte der junge König die Rüstkammer und besah den ungeheueren Vorrat von Kriegsmaschinen, die um jene Zeit darin aufbewahrt wurden. Edwards Aufmerksamkeit wurde zunächst von den Rüstungen in Anspruch genommen, nämlich von den Brustharnischen rundlicher Form, wie sie damals gebräuchlich waren, mit Beinschienen, Helmen und Panzerhandschuhen. Schwerter in allen Größen und Formen, von der schweren, zweischneidigen Waffe bis zu der feinen Damaszener Klinge, wurden dann aufmerksam geprüft, dazu andere damals gebräuchliche Verteidigungswaffen wie Lanzen, Streitäxte, Partisanen und Streithämmer. Seymour nahm die Gelegenheit wahr, indem er den König auf diejenigen Gegenstände hinwies, die seiner Aufmerksamkeit am meisten würdig waren, seine Brust mit der Begier nach kriegerischem Ruhm zu entflammen. Bis zu einem gewissen Grad gelang ihm dies auch. Edwards Wangen glühten und sein Augen leuchteten, indem er den detaillierten Schilderungen lauschte, die sein Oheim von einigen Gefechten des letzten Krieges mit Frankreich machte.

»Mit der Zeit wird Eure Majestät ohne Zweifel das Heer in eigener Person anführen«, äußerte Sermon zum Schluss, »und dann werden unsere Feinde finden, dass England einen anderen Edward besitzt, tapfer wie der Dritte dieses Namens, oder wie der schwarze Prinz, sein kriegerischer Sohn.«

»Mag sein, später«, entgegnete der König mit einem gnädigen Lächeln. »Unterdes aber müssen wir den Oberbefehl über unsere Heere solchen anvertrauen, die fähiger sind als wir selbst.«

»Ah! Hier ist eine Waffe, die Eurer Majestät Aufmerksamkeit verdient«, rief Seymour aus, indem er ein großes zweischneidiges Schwert herunternahm. »Mit diesem Schwert hat Euer erhabener Vater oft im Turnier mit dem Herzog von Suffolk, der ihm allein gewachsen war, gekämpft. Eure königliche Majestät wird es kaum heben können.«

»Lasst es mich versuchen!«, rief Edward, indem er die mächtige Waffe nahm und sich vergeblich bemühte, sie zu schwingen. »Nein, in Wahrheit, es geht über meine Kräfte«, fügte er hinzu, indem er das Schwert seinem Oheim zurückgab.

»Ich will Eurer Majestät lehren, es zu handhaben, dass Euch zehn gewöhnliche Schwerter nichts anhaben können«, rief Sir Thomas. Bis auf eine genügende Distanz zurücktretend schwang er das riesige Schwert mit ungeheurer Schnelligkeit, indem er erst einen Stoß damit führte und dann einen abwärts gerichteten Hieb. »So«, sprach er lachend, »ein jeder dieser Streiche hätte den Feind getötet. Aber man kann das Schwert auch mit der linken Hand halten und auf diese Weise stoßen«, fuhr er fort, indem er seine Worte mit einer entsprechenden Bewegung begleitete.

»Aber dann lauft Ihr Gefahr, dass der Gegner das Schwert zu fassen bekommt und Euch dessen beraubt.«

»Das scheint mir auch«, erwiderte Edward. »Was meinst du, ob du das Schwert heben kannst?«, fügte er, zu Xit gewendet, hinzu, der Sir Thomas Seymours Bewegungen mit großer Bewunderung folgte.

»Ich zweifle nicht, dass ich es schwingen kann, Sire, ja, ich könnte selbst einen Stoß damit führen«, entgegnete der Zwerg vertrauensvoll. »Ich habe Ogs Partisane getragen, und das ist eine mächtigere Waffe.«

»Gebt es ihm, lieber Onkel«, sprach der König.

»Es ist kein Spielzeug für seine Hände«, rief Sir Thomas, indem er das gewaltige Schwert klirrend niederfahren ließ, sodass Xit erschrocken zurückfuhr. Aber er trat augenblicklich wieder vor, und indem er den Griff mit beiden Händen fasste, bemühte er sich vergebens, einen Kreis mit der Waffe zu beschreiben. Nach wiederholten Anstrengungen, die seinen Kopf in einige Gefahr brachten und den König sehr amüsierten, musste Xit ablassen und bekennen, dass das Schwert zu schwer für ihn sei.

Sir Thomas erklärte dann die verschiedenen Kampfweisen und wie Streitaxt, Hellebarde und Partisane zu Hieb, Stich und Stoß gehandhabt würden, indem er zugleich seine Erklärungen praktisch mit den Waffen, die er mit größter Gewandtheit handhabte, erläuterte. Als die Lektion vorbei war, kehrte Edward in den Palast zurück, ließ Doktor Cox und Sir John Cheke rufen und widmete sich eifrig seinen Studien, während Seymour froh war, erlöst zu sein, und sich zum Wardrobe Tower begab.

Vierzehntes Kapitel

Wie Ugo Harrington in Sir Thomas Seymours Vertrauen gezogen wird

Sobald Sir Thomas sein eigenes Zimmer betrat, legte er die Maske ab, und sein Diener, der am Ausdruck seines Gesichtes erkannte, dass irgendetwas schief gegangen war, hütete sich wohl, ihn anzureden, sondern beobachtete seinen Herrn mit einem sonderbaren Lächeln, als er sich ärgerlich auf ein Ruhebett hinwarf. Nach einer Weile brach Seymour das Schweigen.

»Du kannst ungefähr erraten, was passiert ist, Ugo«, sprach er. »Aber die Sache steht viel schlimmer, als du dir vorstellen kannst. Ich habe sie beide verloren.«

»Diavolo! Beide! Wie das, Monsignore?«

»Gerade diejenige Person auf Erden, die ich am weitesten weggewünscht hätte, war insgeheim Zeuge meiner Unterredung mit der Prinzessin; und gerade in dem Augenblicke, als ich des Preises sicher zu sein glaubte, wurde er mir entrissen. Wenn ich dir sage, dass Königin Catharina hinter der Tapete hervortrat, wo sie auf der Lauer gestanden und all meine Liebesbeteuerungen, all meine Gelübde angehört hatte, so kannst du dir die Szene denken, die nun folgte. Ihre Majestät sah aus, als ob sie mich durchbohren möchte, wie die liebenswürdigen Florentinerinnen es zuweilen mit ihren treulosen Liebhabern machen. Aber das war nichts im Vergleich zu den Vorwürfen, die ich von beiden Seiten zu hören bekam. Sie tönen mir noch in den Ohren.«

»Die Situation muss nichts weniger als angenehm gewesen sein. Und es misslang Euch, Monsignore, eine der bei-

den Damen zu versöhnen?«

»Misslang vollständig, Ugo. Die Prinzessin ist sicher verloren, und ich fürchte, die Königin ebenfalls.«

»Per dio! Das ist schlimm. Ihr werdet Euch erinnern, ich hatte eine schlimme Ahnung, als Eure Lordschaft auf solch ein Abenteuer ausging.«

»Ich wollte, ich wäre deinem Rat gefolgt, Ugo, und Catharina treu geblieben. Aber ich war von Elisabeths Reizen bezaubert; selbst jetzt noch, wo sie mich verachtet, bete ich sie an.«

»Und Ihr sagt, sie ist verloren?«

»Ach ja! Ugo – unwiderbringlich verloren.«

»In dem Fall denkt nicht mehr an sie, sondern richtet Eure Gedanken ganz auf die Königin. Das heißt, wenn Ihr die Hoffnung habt, Euer altes Verhältnis zu Ihrer Majestät wieder herzustellen.«

»Ich verzweifle nicht ganz an einer Versöhnung, Ugo, aber schwer halten wird sie.«

»Via, via, Monsignore. Alles Große ist schwer zu erlangen. Ihr habt mir oft gesagt, dass Ehrgeiz die Euch beherrschende Leidenschaft sei. Aber Ihr scheint Euch in Euch selbst geirrt zu haben.«

»Ich habe dir die Wahrheit gesagt!«, rief Seymour von dem Ruhebett aufspringend. »Ehrgeiz ist meine herrschende Leidenschaft, ihr müssen alle anderen sich unterordnen. Hinfort will ich nur an meine Erhebung deuten. Höre, Ugo, du weißt etwas von meinen Projekten, aber du sollst mehr wissen, denn ich kann dir trauen.«

Der Diener verbeugte sich lächelnd. »Ich schulde dem Lordprotektor wenig brüderliche Liebe, denn er hat sich immer als mein Feind gezeigt. Seit Jahren schon legt er es

darauf an, mich niederzuhalten, aber erfolglos, denn ich bin trotz seiner gestiegen. Wenn meine Schwester, Königin Jane, am Leben geblieben wäre, so würde ich schnell gestiegen sein, denn sie gab mir vor ihrem ältesten Bruder den Vorzug, aber indem ich sie verlor, verlor ich auch viel von Henrys Gunst. Und warum? Weil mein Bruder Edward fürchtete, dass ich ihn verdrängte. Ihm danke ich es, dass ich übergangen wurde, während Heinrich meinen Bruder reich machte und zu Ehren erhob. Kann ich solche Behandlung vergessen? Nie!«

»Ich wundere mich nicht über Eure Rachegefühle, Monsignore.«

»So wirst du dich auch nicht über die Mittel wundern, die ich zu ergreifen gedenke. Hertfords Eifersucht hat mich bis zu des Königs letztem Augenblick verfolgt. Gewisse Gunstbezeugungen konnte er nicht verhindern, auch nicht ganz Heinrichs Hinneigung zu mir, die dieser selbst mehrfach kundgegeben hat, zurückhalten. Aber er verleumdete mich dermaßen, dass ich niemals des Königs Vertrauen gewann, noch wurde ich jemals mit etwas Wichtigem betraut. Mancher Posten wurde frei, während Hertford an der Spitze der Geschäfte stand, aber sein böswilliger Einfluss war immer beim König tätig, und ich wurde übersehen. Durch meines Bruders Künste, durch sie allein, wurde ich von der Liste von Heinrichs Testamentsvollstreckern ausgeschlossen und dem niederen Conseil zugeteilt, obwohl mein rechtmäßiger Platz in dem höheren wäre. Aber diese letztere Ungerechtigkeit wäre wieder gut gemacht worden, wenn Heinrich nur ein wenig länger gelebt hätte. Sir John Gage und ich wurden von dem sterbenden König ferngehalten, bis er nicht mehr imstande war, seinen Befehlen Ge-

horsam zu verschaffen. Es ist da irgendetwas mit der Unterschrift, Ugo, das mich auf den Verdacht bringt, es war nicht alles in Ordnung dabei, und Sir John ist gleicher Meinung, obwohl er über die Sache schweigt. Nach meiner Überzeugung war der König tot oder sterbend, als das Testament gestempelt wurde – denn gestempelt wurde es, nicht unterschrieben.«

»Wenn dem so ist, so werden die Helfer bei dem Betrug schwerlich der verdienten Strafe entgehen.«

»Weder in dieser, noch in jener Welt sollen sie ihr entgehen«, erwiderte Seymour strengen Tones. »Welches Heinrichs Absichten waren, weiß ich von Sir John Gage, wie sie vereitelt wurden, weiß mein Bruder am besten. Aber nicht nur hat Hertford das große Unrecht, das er mir angetan hat, nicht wieder gut gemacht, sondern seine Eifersucht ist in jüngster Zeit in förmlichen Hass verwandelt worden. Er fühlt, dass mein Einfluss bei unserem königlichen Neffen größer ist als der seine. Darum fürchtet er mich und möchte mich gern ganz verdrängen, wenn er könnte. Glücklicherweise ist er dazu nicht imstande. Jetzt bin ich zu stark für ihn«, fügte er mit bitterem Lächeln hinzu, »und es soll ihm schwer werden, mich zu vernichten oder auch nur ferner niederzuhalten. Er glaubt mich zu besänftigen, wenn er mich zum Baron Seymour von Sudley und Lordadmiral von England macht. Es ist etwas, und ich werde weder Titel noch Amt verschmähen. Aber es ist mir nicht genug. Hertford möchte alle Macht und Größe in sich vereinigen und mir nur den

Abfall lassen. Sich selbst hat er zum Lordprotektor und zum Gouverneur des Königs gemacht. Letzteres Amt sollte mein sein, würde mein sein, wenn der König seinen Willen

hätte - wird später mein sein!«

»Mögen Eure Hoffnungen in Erfüllung gehen, Monsignore!«, rief Ugo aus.

»Du wirst sehen«, entgegnete Seymour mit bedeutungsvollem Lächeln. »Aber um das Maß meiner Kränkungen vollzumachen, hat Hertford nicht nur die beiden wichtigen Ämter im Staat an sich gerissen, sondern er hat auch die Absicht, die Würden eines Lordschatzmeisters und Grafmarschalls, die der Herzog von Norfolk verwirkt hat, hinzuzufügen, nebst dem Rang und Titel des Herzogs von Somerset.«

»Seine Hoheit sorgt gut für sich, das muss man gestehen«, sagte Ugo.

»Er mag sich wohl vorsehen, wenn er seinen Platz behaupten will«, entgegnete Seymour, »denn beim Haupt meines Vaters, ich will nicht ruhen, bis ich ihn verdrängt und mich selbst an seine Stelle gesetzt habe. Was er fürchtet, soll geschehen. Hätte er die Beute mit mir geteilt, so hätte ich mich vielleicht ruhig verhalten, jetzt aber werde ich mich nur mit dem Ganzen zufriedengeben - ich will Herzog werden, Protektor, Lordschatzmeister, Grafmarschall, - alles! Und er soll weniger werden, als ich jetzt bin.«

»Wenn sich Solches ereignen sollte, so würden Eure Hoheit es reichlich verdient haben.«

»Die Haltung der Parteien ist meinem Vorhaben günstig«, fuhr Seymour fort. »Unter der Lava des Vulkans glimmt ein Feuer, das jeden Augenblick, bei der geringsten Bewegung die Oberfläche durchbrechen kann. Der alte Adel hasst meinen Bruder und beugt sich ihm nur mit Widerstreben, während er mir freundlich gesinnt ist. Mit dem rö-

mischen Stuhl stehe ich viel besser als er, weil ich, obwohl ich mich zu dem neuen Glauben bekenne, tolerant gegen den alten bin, und nicht daran denke, die Reformation weiter zu betreiben. Mein Plan soll der des verstorbenen Königs sein, der durch den Weg, den er einschlug, seine Klugheit beurkundete, indem er nämlich die eine Seele durch die andere im Gleichgewicht erhielt und keiner einen Vorzug zuteilwerden ließ. Indem Hertford sich so eng mit den Reformern verbündet, zieht er sich die Feindschaft der Papisten zu; darauf rechne ich. Mein Anhang wird viel stärker sein als der seine, und er muss darum vorsichtig gehen, wenn ich ihn nicht zum Straucheln bringen soll.«

»Der Einfluss Eurer Lordschaft auf den König ist die beste Garantie für den Erfolg Eures Planes«, bemerkte Ugo. »Wenn das Conseil ebenfalls könnte gewonnen werden, so wäre das Übrige leicht.«

»Ich habe schon Verschiedene von ihnen angehört, aber ich muss vorsichtig verfahren, um nicht meines Bruders Verdacht zu wecken. Der Lordkanzler ist unzufrieden; und der Graf von Arundel, Lord St.-John, der Bischof von Durham und Sir Anthony Brown sind sichere Verbündete, wenn Cranmer noch fernere Versuche macht, um die Feindseligkeiten gegen den römischen Stuhl zu steigern. Uneinigkeit muss ausbrechen, und in diesem kritischen Augenblick werde ich an der Spitze einer mächtigen Partei hervortreten und die Zügel der Regierung ergreifen. In Erwartung eines solchen Ereignisses soll es meine Sorge sein, mich der Person des Königs zu versichern. Ich wünsche nicht eine Rebellion hervorzurufen, aber ehe ich mein Ziel verfehle, werde ich es tun. Und wenn ein Aufruhr stattfindet, so soll es am Führer nicht fehlen.«

»Eure Lordschaft seid Verschwörer im großen Stil – ein zweiter Catilina!«, bemerkte Ugo, auf seine eigentümliche Art lächelnd.

»Dies ist eine Zeit, wo Pläne gemacht werden können, denn alles ist gelockert und ungeordnet«, sprach Seymour. »Ein König auf dem Thron, der nur dem Namen nach König ist, Minister, welche die höchste Gewalt usurpieren möchten, streitende Parteien in Staat und Kirche, ein alter Adel, der den jüngst kreierte verachtet, ein neuer hab-süchtiger und unersättlicher Adel, ein unzufriedenes, gedrücktes, mit Steuern überlastetes Volk, Komplotte und Verschwörungen müssen aus diesen verworrenen Elementen entstehen – und andere außer mir, weiß ich, brüten schon über Plänen.« »Da vero, Monsignore?«, rief Ugo mit einem fragenden Blick aus.

»Ja, freilich«, antwortete Seymour. »Mein Bruder ist nicht fest genug, um den Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber, die auf ihn eindringen werden, seinen Platz zu behaupten, selbst wenn er auch von mir nichts zu befürchten hätte. Lord Lisle gibt vor, sein Freund zu sein, aber ich vermute, dass er geheime Absichten gegen ihn im Schilde führt.«

»Mich dünkt, Lord Lisle war ein Anhänger Eurer Lordschaft«, bemerkte Ugo mit einer gewissen Unruhe.

»Ich werde ihm nicht ferner mehr vertrauen, bis ich seiner sicher bin. Was meinst du von Lisle, Ugo? Sag, du kennst ihn.«

»Nicht hinreichend, um ihn genau zu beurteilen, Monsignore, entgegnete der Diener. »Aber ich bin überzeugt, er könnte Euch sehr unterstützen, wenn er wollte.«

»Ohne Zweifel«, entgegnete Seymour. »Lisle ist gerade

der Mann, den ich brauche. Er ist kühn, ehrgeizig und nicht sehr skrupulös. Sieh, was du mit ihm anfangen kannst, Ugo, aber verrate mich nicht.«

»Darüber seid ruhig, Monsignore.«

»Sei freigebig mit Versprechungen; führe in Versuchung, wie du willst.«

»Es soll geschehen, wie Ihr befohlen. Aber horcht! Es ist jemand im Wartesaal.«

»Es ist Dorset. Ich kenne seine Stimme. Was führt ihn her? Gebe der Himmel, dass er nichts von meinem Streit mit der Königin gehört hat.«

»Das ist nicht wahrscheinlich«, erwiderte der Diener. »Ihre Majestät wird die Sache für sich behalten. Aber da kommt Seine Lordschaft. Soll ich mich zurückziehen, Monsignore?«

»Ja, aber nahe genug, damit ich dich rufen kann.«

Als Ugo verschwand, wurde der Marquis von einem Page hereingeführt und von Sir Thomas herzlich bewillkommnet.

»Ich komme, um mich nach Eurem Befinden zu erkundigen, guter Sir Thomas«, sprach Dorset. »Mich dünkt, Ihr seht sehr gut aus.«

»Ich befand mich niemals besser, teuerster Marquis – niemals besser. Wie befinden sich die Frau Marquise und Eure Tochter, Lady Jane? Habt Ihr über meinen Vorschlag nachgedacht?«

»Hm – ja!«, antwortete zögernd der andere. »Ich fürchte fast, ich muss ihn auschlagen.«

Er hat von dem Streit gehört, dachte Seymour. »Eure Lordschaft ist der beste Richter in seinen eigenen Angelegenheiten«, sagte er in gleichgültigem Ton. »Ohne mich

kann aus der besprochenen Verbindung nichts werden. Ihr wisst vermutlich, dass der Lordprotektor die Absicht hat, den König mit der Königin von Schottland zu verloben, welche auch ein Kind ist und von außerordentlicher Schönheit zu werden verspricht.«

»Ja, aber die Schotten schlugen den Heiratsantrag, den der verstorbene König ihrer jungen Königin machen ließ, aus«, entgegnete Dorset. »Wenn Heinrich VIII. fehlging, so wird der Lordprotektor schwerlich glücklicher sein.«

»Die Annahme des Vertrages kann durch das Schwert erzwungen werden – eine Art von Arrangement, welche der Lordprotektor ganz gewiss versuchen wird, wenn man ihm nicht zuvorkommt.«

»Aber andere Mächte werden das Bündnis nicht gestatten. König Francis ist dagegen.«

»Seine allerchristliche Majestät wird seinen königlichen Bruder Heinrich nicht lange überleben, wenn wahr ist, was ich von dem Gesandten hörte. Die Opposition Frankreichs ist unnütz. Die Schotten werden lieber den Vertrag unterzeichnen, als sich den Gräueln des Krieges aussetzen. Die Verlobung meines königlichen Neffen mit der jugendlichen Königin Maria wird stattfinden, wiederhole ich, – wenn dem nicht zuvorgekommen wird.«

»Aber wer soll ihm zuvorkommen?«, fragte der Marquis.

Seymour lächelte, als ob er sagen wollte: »Ich kann ihm zuvorkommen, wenn ich will.« Aber er sprach es nicht aus.

»Ich fürchte, Sir Thomas, Ihr überschätzt Eure Macht ein wenig.«

»Nicht im Geringsten, bester Marquis. Ich verspreche nichts, was ich nicht halten kann.« Dichter an Dorset herantretend, sagte er ihm ins Ohr: »Ich nehme es auf mich, Eure

Tochter, Lady Jane, mit meinem königlichen Neffen zu verheiraten. Aber sie muss meiner Obhut übergeben werden.«

»Aber Ihr müsst verheiratet sein, bevor Ihr sie aufnehmen könnt – rechtmäßig verheiratet, Sir Thomas. Eine hochstehende Frau, wie zum Beispiel Ihre Majestät die Königinwitwe, wäre mir gerade der rechte Schutz für meine Tochter.«

Ich wusste es, dass er von dem Streit gehört hat, dachte Seymour. »Gut, Marquis«, sprach er, »angenommen, Lady Jane Grey wird Ihrer Majestät anvertraut?«

»Ah! Dann, in der Tat – aber nein! Das kann nicht sein.«

»Warum nicht? Ich sehe, was geschehen ist. Meine böswillige Schwägerin, Lady Hertford, hat der Marquise erzählt, dass irgendein kleines Missverständnis zwischen der Königin und mir stattgefunden hat.«

»Kein kleines Missverständnis, wie ich höre, denn ich will gestehen, dass mir eine derartige Andeutung gemacht worden ist, sondern ein heftiger Streit infolge der Eifersucht Ihrer Majestät auf die Prinzessin. Ah! Sir Thomas – was heißt es, der schönste Mann am Hofe zu sein? Aber Ihr habt eine große Chance verloren.«

»Unsinn! Ich habe keine Chance verloren, wie Ihr erfahren werdet, Marquis. Meine liebenswürdige Schwägerin hat das meiste Aufsehen von dem Streit gemacht, sie hat ihn selbst veranlasst und wollte damit die Königin, für deren Beleidigung beim Bankett sie sich zu rächen sucht, ärgern, nicht mich. Der Zwist zwischen mir und Ihrer Majestät ist von keiner Erheblichkeit – ein Streit zwischen Liebenden – und wird sehr bald ausgeglichen sein.«

»Es freut mich, das zu hören, Sir Thomas, freut mich sehr, um Eures eigenen Interesses willen.«

»Und um Eures ebenso gut, mein bester Marquis. Heirate

ich nicht die Königin, so heiratet Eure Tochter nicht den König.«

»Ihr kommt da zur Sache, Sir Thomas.«

»Ich pflege nicht drum herum zu gehen, wo ich geradeaussteuern kann. Und nun, Marquis, soll mir die Verfügung über Lady Janes Hand zustehen?«

»Ah, Sir Thomas, ich werde Euch sehr verpflichtet sein.«

»Kann ich sonst noch etwas für Eure Lordschaft tun?«

»Ich möchte Euch nicht belästigen, Sir Thomas, aber zufällig könnte ich gerade ein Paar Hundert Pfund – sagen wir fünfhundert – gebrauchen – und wenn Ihr mir die ohne Ungelegenheit für Euch leihen könntet, so würde ich Euch sehr verpflichtet sein. Jede Sicherheit, die Ihr verlangt ...«

»Sicherheit ist nicht nötig, Marquis. Euer Wort genügt. Ich bin entzückt, Euch dienen zu können, nicht nur jetzt, sondern jederzeit. Heda, Ugo!«, rief er. Und als der Diener, der in Hörweite war, prompt auf den Ruf antwortete, fügte er hinzu: »Hier ist der Schlüssel von meiner Schatulle. Zähle fünfhundert Pfund in Gold ab und schaffe die Summe in die Gemächer des Marquis von Dorset.«

Ugo nahm den kleinen goldenen Schlüssel aus der Hand seines Herrn, verbeugte sich und ging.

»Wenn ich das Doppelte verlangt hätte, er würde es auch gegeben haben«, murmelte Dorset. »Ich werde mir den Rest ein anderes Mal ausbitten. – Ihr setzt großes Vertrauen in Eures Dieners Ehrlichkeit«, setzte er dann laut hinzu.

»Mit gutem Grund, Mylord, ich habe ihn erprobt.«

In diesem Augenblicke trat ein Page ein und meldete: »Der König!«

Gleich darauf wurde Edward von Fowler ganz der Etikette gemäß ins Zimmer geleitet. Der Rest des Gefolges, unter

dem sich Xit befand, blieb im Vorzimmer.

»Da ich meine Studien beendet habe, lieber Onkel«, sagte der König, »so wollte ich mir bei Euch eine Stunde Erholung suchen. Sollen wir über die Wälle spazieren?«

Sir Thomas verbeugte sich zustimmend. »Ich wollte meine Schwester Elisabeth dabei haben, aber sie ist außerstande und ließ sich entschuldigen. Ach! Lieber Onkel, Ihr verdient Tadel. Ihr habt sie irgendwie beleidigt. Aber Ihr müsst Euch wieder versöhnen. Ich mag nicht, dass zwei mir so liebe Menschen gespannt miteinander bleiben.«

»Nein, Eure Majestät, es ist nichts zwischen uns.«

»O, gewiss, ich bin überzeugt davon, und zwischen Euch und der Königin, unserer Mutter, auch – aber wir wollen alles ausgleichen. Ihr sollt uns auch auf unserem Spaziergang Gesellschaft leisten, Mylord Dorset, wenn Ihr Lust habt. Wie geht es unserer schönen Cousine Jane?«

»Meine Tochter ist wohl – ganz wohl, mein gnädiger Herr«, erwiderte Dorset. Gerade wie Eure Majestät liegt sie selbst im Tower ihren Studien ob. Als ich sie verließ, las sie gerade den Phaedon von Plato.«

»Dann wollen wir sie nicht stören, denn besser kann sie nicht beschäftigt sein. Sonst würde es uns Freude gemacht haben, uns auf dem Weg mit ihr zu unterhalten.«

»O, ich bin überzeugt, Lady Jane würde Eurer Majestät Gesellschaft der des größten heidnischen Philosophen vorziehen – selbst des göttlichen Plato«, sagte Dorset.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Edward lächelnd. »Unserer Cousine Jane sind Bücher lieber als Gesellschaft. Ihr werdet halb stolz sein dürfen auf die Gelehrsamkeit Eurer Tochter, Mylord Marquis.«

»Ich kann von Lady Jane sagen, was ihr Vater nicht selbst

sagen kann«, mischte sich Seymour ein. »Sie ist ebenso fromm wie gelehrt, und ebenso sanft wie fromm. Sie wäre eines Thrones würdig.«

»Ihr sprecht enthusiastisch, lieber Onkel«, sagte Edward. »Aber Ihr sagt doch die Wahrheit. Das ist meine Meinung über meine Cousine. Aber sie muss nicht zu viel studieren. Ein wenig Bewegung wird ihr wohlthun. Was meint Ihr, Mylord von Dorset?«

»Ich werde sie sogleich zu Eurer Majestät bringen«, entgegnete der Marquis. »Sie wird Euch mit Freuden gehorchen.«

»Ihr werdet uns auf den nördlichen Wällen finden«, sprach Edward, als Dorset sich mit einer tiefen Verbeugung entfernte.

»Ihr habt recht, lieber Onkel«, bemerkte er, sobald sie allein waren. »Meine Cousine Jane würde einen Thron zieren. Ich wollt', eine solche könnte ich heiraten.«

»Warum nicht Lady Jane selbst, gnädiger Herr?«, fragte Seymour.

»Mein Onkel, der Lordprotektor, will mich mit der Königin von Schottland verloben.«

»Aber wenn Eure Majestät die Lady Jane vorzieht?«

»Ich werde nicht wählen dürfen«, seufzte Edward.

»Fragt mich um Rat, bevor Ihr in irgendein Verlöbniß einwilligt.«

»Das will ich«, antwortete Edward lächelnd, indem er mit seinem Onkel weiterging.

Fünfzehntes Kapitel

Von Xits gefährlichem Flug über den Towergraben auf Pacolets Pferd

Begleitet von Seymour und gefolgt von Fowler und Xit nebst Pagen und Dienern, stieg Edward dem Broad Arrow Tower gegenüber eine steinerne Treppe hinauf, die zum äußeren Wall führte, und ging dann langsam weiter zu der großen runden Bastion, die unter dem Namen Braß Mount bekannt ist und an dem äußersten nordöstlichen Ende der Wälle liegt. Hier machte er Halt und versuchte, mit seinem Onkel eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber sein zerstreutes Wesen verriet, dass seine Gedanken abwesend waren. Endlich erschien Lady Jane mit ihrem Vater auf dem Wall, und mit einem Freudenruf eilte ihr der junge König entgegen. Als er seiner schönen Cousine aber bis auf einige Schritte nahe gekommen war, hielt er inne, als ob er sich plötzlich des Unpassenden seiner Bewegung bewusst werde. Er errötete tief, aber nicht minder Lady Jane, die wie er stehen blieb und sich tief verneigte. Die Befangenheit, welche Edward mit einem Mal befiel, dauerte, bis Sir Thomas Seymour näher trat und sie mit scherzenden Bemerkungen und Lachen verscheuchte. Edward wurde nun beredt genug. Auf seinen Wunsch ging Lady Jane an seiner Seite, und er verwickelte sich sogleich mit ihr nicht in eine leichte und spielende Unterhaltung, sondern in ein ernstes Gespräch, ähnlich wie im Towergarten. Sie nur beieinander zu sehen, war schon ein erfreulicher Anblick. Erfreulicher aber noch war es, ihnen zuzuhören. Es hat selten zwei solche Kinder gegeben. Man hätte nicht zwei Wesen finden kön-

nen, die besser füreinander geschaffen waren, und doch ... Aber wir wollen nicht vorgreifen. Der Marquis von Dorset und Sir Thomas Seymour folgten in respektvoller Entfernung, aber entzückt über das, was sie wahrnahmen. Letzterer war der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Absichten sicher, und Ersterer sah seine Tochter bereits als Königin.

So verging ungefähr eine Stunde, ohne dass der junge König und seine schöne Gefährtin des Verlaufs der Zeit gewahr wurden, als Edward, der bis dahin für nichts anderes als für seine Cousine Augen gehabt hatte, bemerkte, dass auf der anderen Seite des Towergrabens irgendetwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Es hatte sich ein großer Kreis von Menschen gebildet, in dessen Mitte ein Seiltänzer seine Künste trieb, die, nach dem Geschrei und Applaus zu urteilen, die Zuschauer in Erstaunen und Entzücken versetzten. Welcher Art die Künste waren, konnte der König nicht erkennen. Bald darauf begann die Menge sich zu zerstreuen, und man sah den Seiltänzer ein hölzernes Pferd wegtragen, das er ohne Zweifel bei seinen Vorstellungen benutzt hatte.

»Was mag der Mensch mit dem hölzernen Pferd gemacht haben?«, fragte der König Sir Thomas.

»Ich bin nicht imstande, es Euch zu sagen, gnädiger Herr«, antwortete Seymour.

»Erlaubt Eure Majestät mir das Wort, so kann ich Antwort geben«, sprach Xit vortretend. »Es sind Pacolet und sein Zauberross. Bei flüchtigem Betrachten scheint das Pferd von Holz gemacht, aber Pacolet behauptet, es besitze Zauberkräfte und könne mit dem Reiter durch die Luft fliegen. Gesehen habe ich das freilich nie und kann die Wahrheit der Behauptung also nicht verbürgen.«

»Wie, du einfältiger Junge, das ist eine alte Geschichte,

die du da erzählst«, bemerkte Jane. »Sie ist in der französischen Romanze von Valentine und Orson zu lesen.«

»Ich weiß das nicht, gnädigste Lady, denn ich bin nicht sehr belesen in französischen Romanzen«, antwortete Xit, »aber jener Mensch ist Pacolet, und das ist sein Pferd, und ein wundervolles kleines Pferd ist es. Eure Majestät mag lächeln, aber ich glaube, es geht nicht mit rechten Dingen zu.«

»Wenn das wäre, so müsste der Hexenmeister verbrannt werden, aber ich glaube, er hat nichts mit der Schwarzen Kunst zu schaffen.«

»Was werdet Ihr sagen, Sire, wenn ich Euch erzähle, dass dieser Zauberer, dieser Pacolet, behauptet, sein Pferd könne mich über den Towergraben tragen?«

»Wenn ich das sehe, so will ich Pacolet wirklich für den Zauberer halten, für den du ihn aus gibst«, antwortete der König. »Ich bin halb geneigt, die Behauptung des Mannes auf die Probe zu stellen. Was meint Ihr, schöne Cousine?«, fügte er, zu Lady Jane gewendet, hinzu. »Sollen wir diesen Pacolet kommen und sein Wunderpferd uns zeigen lassen?«

»Es würde ohne Zweifel ein amüsanter Schauspiel sein, wenn der Mann selbst dabei keine Gefahr liefe«, antwortete sie.

»Nein, wenn das Pferd gebracht wird, dann bitte ich Eure Majestät um Erlaubnis, es zu reiten«, sprach Xit. »Ich habe die allergrößte Lust dazu.«

»Aber du könntest den Hals brechen, und ich habe keine Lust, dich zu verlieren.«

»Eure Majestät sind sehr gnädig, aber die Gefahr ist nichts im Vergleich zu der Ehre.«

»Lasst ihn seinen Willen haben, gnädigster Herr«, sagte Sir Thomas Seymour. »Es wird ihm nichts geschehen. Morgen Nachmittag um diese Zeit will ich Pacolet und sein Pferd hierher bestellen, und wenn Eure Majestät geruhen, zugegen zu sein, so verspreche ich Euch ein Amusement.«

»Wir wollen hier sein, lieber Onkel, und unsere schöne Cousine hoffentlich ebenfalls?«

Natürlich verweigerte Lady Jane nicht ihre Zusage, und nachdem man noch eine Strecke weit den Wall entlang gegangen war, kehrte der König mit seiner Begleitung zum Palast zurück.

Am folgenden Nachmittag erschien Edward, der mit einiger Ungeduld den von seinem Oheim versprochenen Zeitvertreib erwartete, wieder auf dem Wall, aber mit einem viel zahlreicheren Gefolge als am Tage vorher. Außer Sir Thomas Seymour und dem Marquis von Dorset befanden sich jetzt noch der Graf von Arundel, Sir John Gage und Sir John Markham in der Gesellschaft des Königs. Unter den Damen sah man außer der Marquise von Dorset und ihrer Tochter, der Lady Jane, die Prinzessin Elisabeth und die Königinwitwe. Der junge Monarch hatte die beiden Letzteren in der ausdrücklichen Absicht zu dem Schauspiel eingeladen, die Differenz auszugleichen, die, wie er wohl sah, noch immer zwischen ihnen und seinem Oheim schwebte. Aber die Versöhnung gelang ihm nicht. Beide, seine Schwester und die Königin, blieben unbeweglich. Elisabeth behandelte Sir Thomas mit der äußersten Verachtung und schenkte ihm weder Wort noch Blick. Obwohl nicht so verachtungsvoll in ihrem Benehmen wie die Prinzessin, so war die Königin doch nicht weniger kalt und gemessen und wies jede Annäherung ihres Freiers mit Stolz zurück. Ob-

wohl Edward den Grund der Feindseligkeit nicht zu erraten vermochte, so betrübte ihn diese doch sehr, und er sprach sein Bedauern darüber gegen den Oheim aus, der nachlässig mit den Achseln zuckte, als ob es sich um eine Sache handle, die ihm wenig zu denken gebe. Im Geheimen aber hatte Sir Thomas alles aufgeboten, um sich bei der Königin wieder in Gunst zu setzen. Er hatte um eine Privatunterredung gebeten, aber das Gesuch wurde abgeschlagen. Er hatte mehr als eine rührende Epistel geschrieben, voller Klagen, Bitten, Verzweiflung, Betreuerungen und Versprechungen. Diese Briefe wurden der Hand seines getreuen Dieners anvertraut, aber keine Antwort kam zurück. Dennoch verlor Sir Thomas nicht den Mut. Der Sturm wird bald ausgetobt haben, dachte er. Nach dem schärfsten Frost muss Tauwetter kommen. Der Sturm datierte übrigens ziemlich lange und das Frostwetter wollte kein Ende nehmen.

Was aber auch in seinem Inneren vorging, Sir Thomas hütete sich wohl, es äußerlich anmerken zu lassen. Heiter und witzig wie immer, war er nur darauf bedacht, seinen Nefen zu unterhalten. Seymours Hauptziel schien in der That nur zu sein, Edward und Lady Jane zusammen zu bringen, und wenn ihm alles andere misslang, so glückte ihm dies vollständig. Während der ganzen Zeit, die Edward auf dem Wall blieb, behielt er Lady Jane in seiner Nähe und schien ganz in ihr aufzugehen, zum Entzücken der Marquise von Dorset, die demjenigen, der die Zusammenkunft veranstaltet hatte, nicht genug ihren Dank auszudrücken wusste.

Aber es ist Zeit, uns nach den Vorbereitungen umzusehen, die für Xits Luftreise gemacht worden waren. Braß Mount aus sollte das Zauberpferd seinen Ritt beginnen.

Auf dieser Bastion, der größten, höchsten und stärksten der ganzen Towerfestung, hätte eine Menge von Personen, Platz gehabt, aber es wurde nur die königliche Gesellschaft und was dazugehörte, zugelassen. Der Braß Mount war vermittelst hoher Mauern geschützt, innerhalb welcher sich eine Plattform befand. Hier standen einige der schwersten Kanonen der Festung, mit der Mündung aus der durchbrochenen Mauer hervorragend. Eine diener Kanonen war heruntergenommen worden und auf der Lafette befand sich statt ihrer das Zauberpferd, den Kopf gegen die offene Brustwehr gerichtet, wie zum Fluge bereit.

Es war ein seltsam aussehendes Pferd, hässlich wie ein Kobold, ohne Zweifel groß genug für einen Reiter wie Xit, aber dennoch kleiner als ein ausgewachsenes schottisches Pony. Es hatte einen sonderbar verhext und böse aussehenden Kopf, gerade wie er für ein Tier, das mit übernatürlichen Kräften ausgestattet war, passte, sowohl Hörner als auch Ohren und ungeheure Augen, die es öffnen und schließen konnte. Nur Kopf, Hals und Schwanz waren sichtbar, da der Leib des Pferdes mit rot und gelb gefleckten Decken, die bis auf den Boden hingen, verhüllt war. Auf dem Kope trug es einen Schmuck von hochroten Federn. Ferner hatte es einen Zaum mit sehr breiten Zügeln, einen hohen Sattel mit Schwanzriemen. Aber anstatt des Steigbügels baumelte an jeder Seite ein Stiefel mit langem Schaft. Das war Pacolets Pferd.

Der Zauberer selbst hatte ein dunkelfarbiges Gesicht, lebhaft, schwarze Augen, die Physiognomie eines Zigeuners und gehörte auch wahrscheinlich diesem wandernden Volk an. Er trug ein enganschließendes Gewand von gelblicher Seide, einen metallenen Gürtel, mit mystischen Charakte-

ren beschrieben, eine mit ähnlichen Figuren bedeckte spitze Mütze und einen weißen Stab mit einem vergoldeten Knopf.

Zu beiden Seiten des Zauberpferdes standen Gog und Magog, ihre gewaltige Hellebarde in der Hand. Ihre breiten, lachenden Gesichter bewiesen, wie guter Laune sie waren und dass sie sich auf das zu erwartende Schauspiel freuten. Der lilliputauische Held des Tages war noch nicht erschienen, da er sich im Gefolge des Königs befand.

Während die königliche Gesellschaft sich auf der Plattform in der Nähe des Zauberpferdes, dessen phantastischer Aufputz viel Heiterkeit erregte, niederließ, begab sich Sir Thomas Seymour zu Pacolet, und nachdem er einige Worte mit ihm gewechselt hatte, klatschte er in die Hände, zum Zeichen, dass alles fertig sei. Auf dieses Zeichen trat augenblicklich die winzige Gestalt Xits aus dem Haufen lachender Pagen und Diener hervor. Mit gemessenem Schritt kam er heran und verbeugte sich im Vorbeigehen untertänigst vor dem König. Auf selbem Wege kam ihm Pacolet entgegen, der ihn bei der Hand nahm und auf die Plattform hob.

»Mein Ross ist bereit, wenn Ihr es seid, guter Master Xit«, sprach der höfliche Zauberer. »Beliebt es Euch, sogleich aufzusitzen?«

»Nicht sie eilig, würdiger Pacolet«, entgegnete Xit, in dem Bewusstsein, dass aller Augen auf ihm ruhten. »Lasst mich das Pferd einen Augenblick prüfen. Bei meiner Treu! Es hat einen bösen Blick!«

»Ihr werdet finden, dass es leicht zu regieren ist, wenn Ihr auf seinem Rücken sitzt«, bemerkte Pacolet, indem er zwei Reihen blendend weißer Zähne zeigte.

»Mag sein, aber der Ausdruck seiner Augen gefällt mir

nicht. Es ist Bosheit und Teufelei darin, als ob es ihm Spaß machen würde, mich abzuwerfen. Alle Heiligen stehen mir bei! Das Tier schien mich anzublinzeln!«

»Nicht unmöglich«, erwiderte Pacolet, dessen eine Hand auf dem Kopf des Pferdes lag. »Es hat die Gewohnheit zu blinzeln, wenn ihm etwas gefällt.«

»Das ist ein Zeichen seiner Zufriedenheit?«, fragte Xit. »Ich hätte das Gegenteil geglaubt. Wie heißt das Geschöpf?«

»Es wird Dädalus genannt, Euch zu dienen, guter Master Xit.«

»Dädalus!«, rief Xit entsetzt. »Gebe der Himmel, dass ich kein Ikarus sei! Ich liebe den Namen nicht. Er ist von böser Vordeutung.«

»Es ist ein Name wie jeder andere«, bemerkte Pacolet achselzuckend.

»So, so! Dädalus ... so, so! Ihr seht, er will fliegen.«

»Wenn du dich fürchtest, aufzusteigen, so sage es ohne Weiteres und mache dich davon«, rief Gog unwirsch. »Du langweilst Seine Majestät mit deiner Bangigkeit.«

»Ich mich fürchten?«, rief Xit aufgebracht. »Wann sahst du mich vor einer Gefahr zurückschrecken, elender Riese? ... Noch eine Frage, würdiger Pacolet, und ich bin bereit. Was sollen diese Stiefel?«

»Die sollen deine Beine umschließen und dich im Sattel halten«, antwortete der Zauberer.

»Aber kann ich mich ohne sie festhalten«, meinte Xit mit unzufriedenem Blick.

»Genug davon! Hinauf mit dir ohne Weiteres!«, rief Magog. Indem er den Zwerg ergriff, setzte er ihn auf den Sattel, während Pacolet im selben Augenblick seine Beine

in die Stiefel steckte. Xit sträubte sich, aber sein Zappeln half ihm wenig, und er war genötigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Endlich trat Pacolet von ihm weg und hinter das Pferd.

Darauf nahm Xit seine Mütze ab und winkte der königlichen Gesellschaft, die das Schauspiel höchlich amüsierte, einen Gruß zu, stieß das Pferd mit seinen Stiefeln in die Seite und rief: »Vorwärts mit dir, Dädalus! Marsch!«

Aber, obwohl er mit verdoppelter Kraft das Pferd spornete, es bewegte sich nicht, sondern ließ nur einen drohenden, schnaufenden Ton hören.

»Hol dich die Pest!«, schrie der Zwerg. »Es will sich nicht rühren!«

»Ich glaubte, du wüsstest um das Geheimnis«, sprach Pacolet. »Drehe die Schraube auf seiner rechten Schulter, und es wird rasch genug davoneilen.«

Xit folgte der Weisung des Zauberers, und Dädalus fuhr sogleich durch die Öffnung in der Brustwehr, aber doch nicht so schnell, dass der kleine abenteuerliche Reiter nicht vorher Zeit gehabt hätte, wiederum seine Mütze vor dem König zu schwenken. Noch ein Moment, und der Zwerg war verschwunden, und alles eilte zum Rand des Gemäuers hin, um zu sehen, was aus ihm geworden war. Diejenigen, die zunächst standen, konnten nun sehen, wie das Fliegen bewerkstelligt wurde. Zwei lange Drähte, stark genug, um Ross und Reiter zu tragen, aber in einiger Entfernung nicht sichtbar, waren von der Bastion bis an das gegenüberliegende Ufer über den Graben gezogen worden. Auf diesen Drähten glitt das Zauberross dahin, wobei es noch durch ein am Schwanzriemen befestigtes Seil, das Pacolet in der Hand hatte, festgehalten wurde. Am Rand des

Grabens befand sich eine Menge von Leuten, aber da, wo die Drähte befestigt waren, und wo der Zwerg mutmaßlich anlangen würde, hielten Gog und ein halbes Dutzend stattlicher Gardisten den Platz frei.

Kaum kam Xit mit seinem hölzernen Pferd aus der Maueröffnung hervor, als die Zuschauer ein lautes Geschrei erhoben, das der entzückte Xit durch ein Schwenken seines Hutes beantwortete, und dann begann er seine Reife abwärts wie einen Triumphzug. Sein Entzücken stieg, als er weiter gelangte, aber es kam ihm teuer zu stehen. Indem er die lauten Grüße von unten beantwortete, lehnte er sich zu weit nach links, das Pferd schlug sofort um und der Reiter hing mit dem Kopf nach unten über dem Graben.

Das jubelnde Gelächter verwandelte sich plötzlich in einen Schrei des Entsetzens, aber für den unglücklichen Zwerg war keine Hilfe möglich, denn Pacolet bemühte sich vergebens, ihn wieder heraufzuziehen. Nicht lange blieben die Zuschauer in der Schwebe. Xits Zappeln machte ihn bald aus den Stiefeln los, er stürzte kopfüber ins Wasser und verschwand.

Aber jetzt war die Rettung zur Hand. Og sprang schleunigst in den Graben und watete auf die Stelle zu, wo Xit verschwunden war. Obwohl das Wasser bald an seine Schultern reichte, so schritt der Riese doch weiter, bis das Männchen plötzlich neben ihm auftauchte. Schnell packte er ihn mit einem freudigen Ausruf, hielt ihn in die Höhe wie eine tiefende Wasserratte und trug ihn unter dem Gelächter und Beifallsrufen der Zuschauer ans Ufer.

Sechszehntes Kapitel

Wie König Heinrich VIII. feierlich bestattet wurde. Wie der Leichenzug sich aus dem Westminster-Palast herausbewegte

Die Zeit, welche zur Beisetzung des Königs bestimmt worden war, rückte heran, und da die hierbei stattfindenden Feierlichkeiten die großartigsten waren, die man jemals im britischen Land oder vielleicht irgendwo in der Welt gesehen hat, so wird man vielleicht entschädigen, wenn wir etwas länger dabei verweilen. Sie geben nicht nur ein lebendiges Bild jener Zeit, die an Aufzügen und Zeremonien aller Art ein besonderes Vergnügen fand, sondern die außerordentlichen Ehren, die man Heinrich bei seiner Beerdigung erwies, beweisen auch das Ansehen, in welchem Heinrich bei seinen Untertanen stand, und dass man ihn trotz seiner Grausamkeit als einen mächtigen Monarchen ehrte. Durch seine unvergleichliche Pracht schloss das Begräbnis auf würdige Weise eine Regierung, die nur ein langes Schauspiel war - ein größtenteils prachtvolles Schauspiel - zuweilen tragisch und selbst grauenhaft; immer aber großartig und imponierend. Glücklicherweise steht uns ein reiches Material zu genauer Beschreibung zu Gebote, und wir werden uns desselben frei bedienen, um eine ausführliche Schilderung des merkwürdigsten königlichen Begräbnisses geben zu können.

Von den geschicktesten Chemikern und Ärzten einbalsamiert, in faltenreiche Leinwand gekleidet, mit einem Tuch von Samt, das Silberschnüre festhielten, überdeckt, wurde der Leichnam des mächtigen Monarchen zuerst auf demselben Lager, auf dem er verschieden war, ausgestellt. Auf

die Brust war eine Rolle geheftet, in der seine Titel und sein Sterbetag mit großer und mit kleiner Schrift verzeichnet standen. Darauf wurde der Körper in einen bleiernen Sarg gelegt und mit diesem in einen anderen, reich geschnitzten und ungeheuer großen Sarkophag von Eichenholz.

Mit einem blausamtenen Leichentuch, auf welchem ein silbernes Kreuz lag, überdeckt, wurde dann der schwere Sarg in einen Saal gebracht und auf ein großes mit Goldtuch überhangenes Untergestell gesetzt, wo er fünf Tage lang blieb. Unterdes brannten beständig Lichter in dem Saal, und Tag und Nacht hielten dreißig Kammerherren Wache, und von dem Kaplan wurden Messen gelesen und Gebete für die Ruhe des verstorbenen Fürsten gesprochen.

Alle Zugänge zu der Kapelle innerhalb des Palastes wurden schwarz behangen und mit dem königlichen Wappen und Stammbaum geschmückt; daneben ein Namensverzeichnis seiner verschiedenen Frauen. In der Kapelle selbst waren Flur und Wände mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, Letztere, so wie die Decke, mit Bannern und Standarten des Heiligen Georg geschmückt. Der Hochaltar, mit schwarzem Samt überdeckt, prangte von Silber und Juwelen. In der Mitte des Sanktuariums, von ebenfalls schwarz überkleideten Schranken umgeben, stand ein prächtiger, mit Wappen und Fähnchen gezielter Katafalk. An jeder Ecke trug er die Fahne eines Heiligen, mit Gold in Damast gestickt, und davor befand sich noch ein kleinerer Altar, der, ähnlich wie der Hochaltar, mit Silberzierathen und Juwelen bedeckt war. Unter dem Katafalk erhob sich ein Thronhimmel von Goldtuch, mit einem Umhang von schwarzer Seide mit schwarz und goldenen Fransen. Ringsum brannten achtzig viereckige Wachskerzen, je zwei Fuß

lang und alle zusammen genommen tausend Pfund schwer.

Am Mittwoch, den 2. Februar 1547, am Lichtmesstag, wurde der Sarg - nachdem er in der Nacht vorher mit einem prächtigen Leichentuch von Goldstoff, mit eingewebtem silbernen Kreuz und mit den königlichen Wappenschildern geschmückt, überdeckt worden war - unter feierlichen Zeremonien in die Kapelle geschafft, wo er auf den Katafalk gesetzt wurde und all die brennenden Wachskerzen rings umher. Hier wurde darauf ein kostbares Goldtuch mit edlen Steinen über den Sarg gebreitet.

An dem darauffolgenden Tag versammelte sich der Marquis von Dorset als erster Leidtragender mit zwölf anderen Edelleuten, unter denen die Vornehmsten die Grafen von Arundel, Oxford, Shrewsbury, Derby und Sussex waren, im Palast, alle in Zobel gekleidet und den Kopf verhüllt. Je zwei und zwei - der Hauptleidtragende vorauf, mit einem Schleppenträger hinter sich, gingen sie dann zu der Kapelle. Bewaffnete Diener und Zeremonienmeister schritten vor dem feierlichen Zug her. Geschlossen wurde er von dem Vizekämmerer und anderen Beamten, alle in Trauerkleidern. Beim Katafalk angelangt, kniete der Marquis von Dorset zu Häupten, seine Gefährten zur Seite desselben nieder.

Dann erschien ein Priester am Eingang des Chors und rief mit lauter Stimme: »Um der ewigen Barmherzigkeit willen, betet für die Seele des allerhöchsten und mächtigsten Fürsten, unseres verstorbenen Königs und Herrn, Heinrichs VIII.«

Nun kamen Gardiner, Bischof von Winchester, Tunstal, Bischof von Durham, und Bonner, Bischof von London, im

vollen Ornat aus der Sakristei und schritten auf den Hochaltar zu. Ein feierliches Requiem wurde gesungen und der ganze Chor stimmte in den Hymnus ein.

Drei Tage blieb der Sarg in der Kapelle, während welcher Zeit unausgesetzt Wache gehalten wurde und die Lichter brannten. Die zum Begräbnis gehörigen Feierlichkeiten dauerten noch drei fernere Tage. Die königliche Leiche wollte man mit allen nur erdenklichen Zeremonien nach Schloss Windsor bringen. Am ersten Tag sollte im Zionskloster Halt gemacht, am zweiten Tag Windsor erreicht werden, und am dritten die Beisetzung in der St. Georgs-Kapelle stattfinden. Am Montag, den 14. Februar früh Morgens, begann die Zeremonie. Noch waren die Schatten der Nacht nicht ganz gewichen, als unzählige Fackeln die Tore, Mauern und Fenster des Palastes und die zahlreichen, in den Höfen versammelten Gruppen auf fantastische Weise beleuchteten.

Vor dem Tor der großen Halle stand ein prächtiger, mit sieben der größten flandrischen Pferde bespannter Leichenwagen. Letztere trugen schwarze Samtdecken, die bis zur Erde reichten, und an jedem Pferd war das Wappenbild des Königs in Gold gestickt viermal angebracht. Außerdem war der Kopf der Tiere mit dem königlichen Wappenzeichen geschmückt. Der Wagen war merkwürdig anzusehen. Er war von ungeheurem Umfang, und die stark vergoldeten Räder funkelten wie eitel Gold. Der untere Teil des Fuhrwerkes war mit blauem Samt verhangen, der zwischen den Rädern bis auf die Erde reichte. Der obere Teil bestand aus einem riesigen, von vier Säulen getragenen Baldachin. Die Säulen waren mit Goldstoff umwickelt. Vom selben Zeug war der Baldachin, mit einer reich verzierten Kuppel in der

Mitte. In dem Wagen lag eine dicke, mit weiß und goldenem Zeug überzogene und mit blauseidenen und goldenen Fransen besetzte Matratze.

Nachdem der Leichenwagen vorgefahren war, kam aus der Kapelle ein feierlicher Zug hervor, bestehend aus Prälaten mit Chorrock und Inful, und aus weltlichen Lords in Trauerkleidern. Die Bischöfe gingen je zwei und zwei und sprachen unterwegs Gebete. Dann folgte der von sechs kräftigen Gardisten getragene Sarg. Hinter dem Sarg gingen der Marquis von Dorset und die zwölf Leidtragenden, Letztere je zwei und zwei. Viele Fackelträger, die meisten zur Seite des Sarges gehend, begleiteten den Zug. Nachdem der Sarg in den Wagen gesetzt war, wurde ein Leichentuch von Goldgewebe darüber geworfen.

Nun kam ein Gegenstand, der für das Hauptprachtstück galt und allgemein Staunen und Bewunderung erregte. Es war dies das Bildnis des verstorbenen Königs, schön in Holz geschnitzt von dem geschicktesten Holzschneider jener Zeit und von keinem anderen als von Holbein selbst gemalt. Mit Heinrichs eigenen Kleidern von Goldtuch und Samt angetan und mit Edelsteinen aller Art geschmückt, war dieses Bildnis wunderbar lebensstreu. In die rechte Hand hatte man ihm ein goldenes Zepter gegeben, während die Linke den Reichsapfel mit dem Kreuz trug. Auf dem Kopf ruhte eine Krone von unschätzbarem Wert. Über den Schultern hing der Hosenbandorden und unterhalb des Knies waren die Insignien des Ordens, wie sie der König zu seinen Lebzeiten zu tragen pflegte, angebracht. Die Haltung der Gestalt war eine stolze und befehlende, genau die des gewaltigen Fürsten.

Die drei riesigen Towerwächter, die nicht wenig stolz auf

ihr Amt zu sein schienen, trugen dies Bildnis und stellten es unter die Aufsicht Fowlers und anderer Diensttuenden Edelleute in den Wagen, wo es mit den Füßen auf einem goldgewirkten Kissen ruhte und vier seidene Schnüre, die an den Säulen des Wagens befestigt waren, es aufrecht hielten.

Während dieser Vorbereitungen, die eine bedeutende Zeit in Anspruch nahmen, hatte sich in den äußeren Höfen des Palastes eine Menge von Menschen versammelt, die ihrer Ungeduld in verschiedener Weise Luft machten. Der feierliche Anlass verhinderte selbst nicht einige Streitigkeiten und Schlägereien, welchen die Hellebardiere und bewaffneten Diener zu Pferde vergeblich Einhalt zu tun suchten. Wie die Zeit vorrückte und die Menge sich mehr und mehr langweilte, vermehrten sich solche Ungebürlichkeiten und die Wache hatte genug zu tun, um diese Tumultuanten und Spektakelmacher außerhalb der Schranken zu halten, welche von den Toren des Palastes bis Charing Cross gezogen waren. Diese ganze Strecke entlang drängten sich zahllose Zuschauer; jedes Fenster war besetzt und jedes Dach hing voll lebender Wesen. Gerade als die Glocke der Westminster-Abtei acht schlug, ließ sich auch die verhängnisvolle Glocke der St.-Paulskirche vernehmen, die nie anders geläutet wird, wenn ein König stirbt oder begraben wird. Unter dem langsamen und feierlichen Geläute aller benachbarten Turmglocken setzte sich der Leichenzug vom Palasthof aus in Bewegung.

Voran ritten zwei Stabträger des königlichen Hauses mit langen schwarzen Stäben, dann kam der Sakristeidierer mit dem Messner, Kinder und Geistliche, Letztere im Chorhemd und Gebete singend. Zu jeder Seite des Zuges gingen

zweihundertfünfzig arme Männer, in langen Trauerkleidern und mit Mützen auf dem Kopf. Auf der linken Schulter hatten sie als Zeichen das rot und weiße Kreuz in einer Strahlensonne und darüber die königliche Krone. Jeder dieser Männer trug eine lange brennende Fackel, und die Menge dieser Flammen war von besonderer Wirkung. Zwei Karren voll Fackeln zum Ersatz fuhren mit. Diese Abteilung wurde vom Träger einer Standarte mit dem Drachen geschlossen, während zu jeder Seite ein Wappendiener mit den Reichsinsignien einherschritt. Dann kamen eine Menge Vorreiter, Diener der Gesandtschaften, Trompeter, Diener und Hausbeamte, je nach ihrem Grad, alsdann die Bannerherren, begleitet von Herolden und bewaffneten Dienern.

Jetzt kam der Leichenwagen in Sicht. Vorauf wurden zwölf Banner getragen, die Träger zu zwei und zwei gehend. Die sieben großen Pferde, welche die schwere Maschine zu ziehen hatten, wurden von schwarz gekleideten Stallknechten geführt und von ebenfalls in Trauer gekleideten Ehrenknaben geritten. Sie hatten den Kopf bedeckt und trugen jeder ein großes Banner der königlichen Herrschaften mit dem alten englischen Wappen. Zu beiden Seiten der Pferde gingen dreißig in Zobelpelz gekleidete Personen, jeder eine lange brennende Fackel tragend. Neben ihnen eine Anzahl von Pagen und Reitknechten.

An jeder Ecke des Wagens ging ein Ritter mit einem Wappenschild und an jeder Seite ritten drei andere, mit Mänteln und Kapuzen, die Pferde mit bis auf die Erde hängenden schwarzen Decken bekleidet. Die zur Rechten waren Sir Thomas Seymour, Sir Thomas Paston und Sir Thomas Heene; die zur Linken Sir John Gage, Sir Thomas Darcy und

Sir Maurice Berkeley.

Gleich hinter dem Leichenwagen ritt allein der Hauptleidtragende, der Marquis von Dorset, das Pferd mit schwarzem Samt behangen, und hinter ihm kamen die zwölf anderen Leidtragenden, die Pferde bis auf die Erde bedeckt. Eine lange Reihe von Dienern der Edelleute und anderen schlossen sich an.

Es war nun heller Tag, obgleich trübe und neblig. Aber die zahllosen Fackeln beleuchteten den Zug und verliehen ihm ein seltsames, geisterhaftes Aussehen. So betrachtet, erschienen die schwarzen Gestalten geheimnisvoll und unheimlich.

Aber die Blicke waren alle auf den merkwürdigen Leichenwagen gerichtet. Das Bildnis des Königs war so wunderbar lebensähnlich, dass nicht wenige der leichtgläubigen und halb gebildeten Zuschauer meinten, Heinrich sei selbst zurückgekehrt, um sein eigenes Leichenbegängnis zu überwachen. Von allen aber wurde das Bildnis des Königs als ein Wunder der Kunst betrachtet. Überall hörte man im Vorüberziehen Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung, und viele knieten nieder, als ob ein Heiliger vorübergetragen würde. Der Anfang des Zuges war schon eine Strecke über Spring Gardens hinaus, als die Letzten erst aus dem Hof des Palastes kamen, und von Charing Cross aus gesehen gewährte die lange Reihe dunkler Gestalten mit den Standarten, Bannern, Fackeln und dem Leichenwagen ein Schauspiel, wie es nach dem von hier nicht wieder gesehen wurde, obwohl mancher stattliche Zug in späteren Zeiten dieselbe Straße zog.

Am Fuße des schönen gotischen Kreuzes hatte sich beizeiten eine Menge von Menschen versammelt. Unter ihnen

war ein großer Franziskanermönch, der ein finsternes Schweigen beobachtete und dem Schaugepränge mit einem solchen Ausdruck der Verachtung zuschaute, dass mancher verwundert dachte, warum er sich überhaupt wohl eingefunden habe. Nachdem der schwere Leichenwagen sich die Höhe hinaufgearbeitet hatte und an Charing Cross angelangt war, wurde ein kurzer Halt gemacht. Während dieser Pause drängte sich der große Mönch vor, schlug die Kapuze zurück, sodass man ganz sein strenges und totenbleiches Antlitz sah, aus dem ein Paar Augen wie im Wahnsinn leuchteten, streckte seine Hand gegen den Sarg mit dem königlichen Leichnam aus und rief mit lauter Stimme: »In der Fülle seiner Macht tadelte ich den gottlosen König, den ihr jetzt mit so unsinnigem Pomp zu Grabe geleitet, um seiner Sünden willen. Begeistert von oben erhob ich meine Stimme und sagte ihm, wie sein Leben ein hoffnungslos Gottloses gewesen sei, so solle auch sein Schicksal dem des Bösesten aller Könige gleich sein, und Hunde würden sein Blut lecken. Und ehe er noch ins Grab gelegt ist, werden meine Worte in Erfüllung gehen.«

In diesem Moment ritten zwei Diener heran und drohten, dem Sprecher mit ihren Keulen den Schädel einzuschlagen, aber einige aus der Menge schützten ihn vor ihrer Wut.

»Schlagt ihn nicht!«, rief ein ältlicher Mann von anständigem Äußeren, »er ist verrückt. Es ist der wahnsinnige Vater Peto. Platz da für ihn! Lasst ihn durch!«, fügte er, zu den hinter ihm Stehenden gewendet, hinzu, die auch teilnehmend gehorchten, sodass der Mönch unbehelligt davon kam.

Siebzehntes Kapitel

Was in der Klosterkirche zu Zion um Mitternacht von den Wächtern gehört und gesehen wurde.

Herrlich gelegen an den Ufern der Themse zwischen Brentford und Isleworth, ungefähr halben Weges von der Hauptstadt nach Windsor, befand sich das aufgehobene Zionskloster, welches als erster Halteplatz für den Leichenzug bestimmt worden war. In diesem einst so angesehenen, jetzt aber unheimlichen und entweihten Kloster, welches der habstüchtige König aller seiner Einkünfte und Reichtümer beraubt hatte, war die schöne, aber unglückliche Catharina Howard eingesperrt gewesen. Vergeblich hatte sie hier um Einsprache von oben gefleht vor demselben Altar, vor dem später die Leiche ihres tyrannischen Gemahls stehen sollte, und halb wahnsinnig vor Entsetzen hatte man sie hinweggeholt, um auf Heinrichs ruchlosen Befehl von Henkers Hand zu sterben. Schuldig mochte sie sein, aber was war ihre Schuld im Vergleich zu der ihres unerbittlichen Gatten und Richters!

Großartige Vorbereitungen waren jetzt in dem vernachlässigten Kloster getroffen worden, um das ungeheure Leichengefolge unterzubringen. Glücklicherweise war das Gebäude ein sehr weitläufiges, die Hallen und Zimmer, obwohl verfallen und verkommen, fassten eine unglaubliche Menschenmenge, wovon sie jetzt den tatsächlichen Beweis lieferten. Zur Zeit unserer Geschichte war eine reichliche Bewirtung bei traurigen Anlässen ebenso gebräuchlich wie bei Festgelagen und Freudenfesten, und die ungeheuren Vorräte, die zur Steifung der zu erwartenden Gäste in Zion

aufgespeichert worden waren, beschränkten sich keineswegs auf »Leichengebäck«.

Für das Unterkommen der geistlichen und weltlichen Lords, der fremden Gesandten und anderer Personen hohen Ranges war trefflich gesorgt. Die Mehrzahl der an dem Trauerzug Teilnehmenden aber musste sich selbst helfen, und nie waren die Schlafgemächer des Klosters selbst in seinen blühendsten Zeiten so gefüllt gewesen. Die Säle und Hallen des alten Gotteshauses waren schwarz behangen und mit Wappenschildern geschmückt, und die schöne alte Klosterkirche, die bei dieser Gelegenheit neu aufgeputzt wurde, war ebenfalls in Trauer gekleidet, der Hochaltar mit schwarzem Samt bedeckt und mit denselben Juwelen, Gold- und Silbergeschirren ausgeschmückt, die ehemals aus dem Klosterschatz geraubt worden waren. In der Mitte des Chors, von doppelten Schranken umgeben, war ein Katafalk aufgestellt, der fast noch prächtiger war, als der in der Kapelle von Westminster. Die Umhänge des hohen Baldachins waren mit Fransen von schwarzer Seide und Gold besetzt, und an der Seite waren Fähnchen, Wappenschilder und große Banner angebracht. Eine beträchtliche Anzahl großer Wachskerzen brannte ringsum.

Der Leichenzug kam natürlich nur langsam weiter, und es war ein Uhr vorbei, als er in Brentford ankam. Von hier aus ritt eine Anzahl von Rittern, Edelleuten und Dienern mit dem Lordmayor und dem Alderman von London nach Zion vorauf, wo sie sich in langen Reihen zu jeder Seite des Klosterstores aufstellten. Ungefähr um zwei Uhr kam der Leichenwagen vor der westlich gelegenen Klostertür an. Das Bildnis des Königs wurde zuerst heruntergenommen und von den drei Riesenwächtern mit entsprechend Sorg-

falt und Ehrerbietung in die Sakristei gebracht. Unter vielen Zeremonien wurde dann der Sarg heruntergehoben und durch zwei Reihen von Rittern und Edelleuten hindurch zu dem bestimmten Platz im Chor gebracht. Rings in dem mit herrlicher Schnitzarbeit versehenen Chor wurden all die verschiedenen Banner und Standarten, welche bei der Prozession gebraucht worden waren, aufgestellt.

Der Chor mit seinen tausend Wachskerzen, den Leidtragenden von höchstem Rang, den geistlichen Würdenträgern, die ihr heiliges Amt verrichteten, den Kaplanen, Chorsängern und anderen, mit feinem Schmuck von Bannern und Wappenschildern, gewährte einen seltsam frappierenden Anblick. Als der Bischof von London im Verein mit den Chorsängern ein feierliches Totenamt hielt, war die Gesamtwirkung von Schauspiel und Hymnus eine wahrhaft ergreifende. Nicht nur der Chor, sondern auch das ganze Schiff der großen Klosterkirche war so gedrängt voller Menschen, dass diejenigen, welche bei der Zeremonie tätig waren, darin behindert wurden.

Der Gottesdienst war jedoch kaum beendet, als auch die Kirche vollständig geräumt wurde, bis auf die Wächter. Daraufhin begann mit allem Ernst die Vertilgung der guten Dinge, die in Halle und Speisesaal bereitstanden. Von einem Ende des Klosters bis zum anderen wurde gegessen und getrunken und die Schaffner, Küchenjungen und Diener hatten genug zu tun, um den nicht enden wollenden Anforderungen zu entsprechen. Leider müssen wir sagen, dass unter den Leidtragenden große Heiterkeit herrschte, und einige Lieder wurden gelegentlich gehört, die nicht gerade wie Trauerlieder klangen. An den Klostertoren wurden reichlich Speisen verteilt und den Armen Almosen ge-

geben.

Bel der Leiche wurde beständig Wache gehalten und der Posten alle Stunden gewechselt. Aber trotz der aufgebotenen Wachsamkeit begab sich ein sonderbarer Vorfall, den wir sogleich erzählen werden.

Etwas vor Mitternacht war die Reihe, Wache zu stehen, an den drei Riesenwächtern. Als der ältere Bruder, auf seine ungeheure Hellebarde gelehnt, zur Linken der Bahre stand, bemerkte er, dass unter dem den Sarg bedeckenden Leichentuch ein dunkler Strom hervorgequollen war, der langsam an der einen Seite des Katafalks heruntertröpfelte.

Entsetzt starrte er auf die blutige Lache, bis einige Tropfen auf den Boden gelangt waren. Dann stieß er einen Schrei aus, der seine Brüder sofort an seine Seite brachte.

»Was hast du, Og?«, riefen die beiden Riesen.

»Seht hier«, sprach der andere, »das ist des Königs Blut. Der Sarg ist aufgesprungen.«

»Ohne Zweifel!«, rief Gog. »Das ist ein entsetzliches Unglück, aber wir können nichts dafür.«

»Dummes Zeug!«, rief Magog. »Die schlechten Wege zwischen hier und Brentford, auf denen der Wagen zu sehr gestoßen wurde, haben Schuld, nicht wir! Aber was ist zu tun? Mich dünkt, wir müssen jemand rufen.«

»Ja, aber der Blutfluss wird immer stärker. Wir sollten ihm Einhalt tun.«

»Wie geht das an? Können wir den geplatzten Sarg wieder dichtmachen?«

»Andere können es, wenn auch nicht wir«, sagte Og. »Wir dürfen nicht säumen, Hilfe zu schaffen. Diese entsetzlichen Flecke müssen vertilgt werden, ehe morgen die Träger kommen.«

Ohne Weiteres eilte er auf das große westliche Tor der Kirche zu, gefolgt von seinen Brüdern, die ganz außer sich zu sein schienen über das entsetzliche Ereignis. Aber kaum hatten sie die Tür erreicht, als sie plötzlich durch ein heftiges Bellen, das augenscheinlich vom Chor herkam, erschreckt wurden.

Sie blieben augenblicklich stehen. Als sie zu dem Chor zurückblickten, bot sich ihnen ein Anblick, der sie vor Grauen erstarren machte. Innerhalb der Schranken und dicht neben dem Katafalk, wo der schauerhafte Strom heruntergeflossen war, stand eine große dunkle Gestalt, die unter den obwaltenden Umständen verzeihlicher Weise für eine überirdische gehalten wurde. Bei der schwarzen Gestalt befanden sich zwei kohlschwarze Hunde, mit Augen, die in der Fantasie der Riesen wie Karfunkel leuchteten. Von ihrem Herrn angefeuert, zerrissen diese Hunde die blutbefleckte Decke des Katafalks mit ihren Zähnen.

»Das ist der Satan in eigener Person!«, rief Magog. »Aber ich werde ihm entgegentreten und diese Höllenhunde von ihrem höllischen Tun abhalten.«

»Ich gehe mit dir«, sprach Og. »Ich fürchte weder Menschen noch Teufel.«

»Und ich will nicht zurückbleiben«, sprach Gog und ging mit.

Aber trotz ihres gepriesenen Mutes schritten sie höchst vorsichtig weiter, und noch ehe sie bis zum Chor gelangt waren, kam ihnen die dunkle Gestalt, mit den knurrenden Hunden zur Seite, entgegen. Sie erkannten nun, dass die anscheinend dämonische Gestalt ein Mönch war, mit der Kapuze dicht über dem geisterhaften Gesicht.

Indem er seine Hand nach ihnen ausstreckte, sprach der

Mönch in einem Ton, dass die Hörer neues Entsetzen packte.

»Meine Worte sind in Erfüllung gegangen. Heinrich hat sich dem Bösen verkauft, und ich warnte ihn vor seinem Schicksal, wie Elia, der Thisbiter, den Ahab warnte. Das Gericht Ahabs ist über ihn gekommen. Auf demselben Fleck, wo Catharina Howard kniete, bevor sie zum Tower gebracht wurde, haben die Hunde des Frauenmörders Blut geleckt - sein Blut!«

Bevor sich die Riesen von ihrer Bestürzung hinlänglich erholt hatten, um den Versuch zu machen, ihn zu verhaften, war der Mönch Peto durch eine Seitentür verschwunden, durch die er wahrscheinlich auch in die Kirche gelangt war.

Voller Bestürzung beratschlagten die Riesen, was zu tun sei, als der große Flügel des westlichen Tores sich aufthat und Lord St.-John, der Oberzeremonienmeister, mit drei Gardisten eintrat. Die zerrissene Decke des Katafalks machte jede Verheimlichung unmöglich, selbst wenn die Riesen zu einem solchen Versuch geneigt gewesen wären. Sie setzten also Lord St.-John sogleich von dem geheimnisvollen Vorfall in Kenntnis.

Der Oberzeremonienmeister sah bei der Erzählung höchst ungnädig aus, und die Riesen erwarteten wenigstens einen scharfen Tadel, wenn nicht gar eine ernste Bestrafung ihrer Nachlässigkeit. Zu ihrem Erstaunen aber verwandelte sich der Ärger des Zuhörers in großen Ernst und, ohne irgendeine sie betreffende Bemerkung zu machen, schritt er zu einer Untersuchung des Katafalks. Nachdem er sich von der Wahrheit des ganz ungeheuerlichen Berichtes überzeugt hatte, gab der Oberzeremonienmeister

sofort den Befehl zur Wiederherstellung des Sarges und der zerrissenen Decke sowie zur Reinigung der Stelle, indem er dem Riesen bei Todesstrafe verbot, ein einziges Wort über die geheimnisvolle Erscheinung des Mönchs und der Hunde zu reden.

Den Rest der Nacht hindurch wurde strenge Wache gehalten und Sorge getragen, dass ein ferneres Eindringen unmöglich war.

Achtzehntes Kapitel

Wie die königliche Leiche in die St. Georgs-Kapelle gebracht wird

Am anderen Morgen erhoben sich die zahlreichen Insassen des Klosters beizeiten und bereiteten sich zum Aufbruch nach Windsor. Die meisten der zum Zug Gehörigen hatten auf Stühlen oder Bänken schlafen müssen oder auch auf den Binsen, womit der Flur reichlich bestreut war. Alle indes waren lange vor Tagesanbruch auf. In jenen derben Zeiten wick das Frühstück nicht sonderlich vom Mittag- oder Abendessen ab, und den Gästen wurde vor dem Aufbruch ein sehr konsistentes Mahl nebst gewürzten Worten vorgesetzt.

Um sieben Uhr präzise bewegte sich der Leichenzug in derselben Ordnung wie tags vorher und von ebenso viel brennenden Fackeln begleitet zum Klostertor hinaus. Als der Trauerzug sich dem Dorf Isleworth näherte, wurden die Glocken angezogen und die Geistlichkeit erschien, um die königliche Leiche zu beweihräuchern. Ähnliche Zere-

monien wurden in jedem Dorf, durch welches man zog, wiederholt.

Von der nördlichen Terrasse des Schlosses Windsor aus bot die Prozession, indem sie sich langsam von Eton her über die Themsebrücke bewegte, einen besonders merkwürdigen und höchst interessanten Anblick. Aber nur wenige genossen ihn von hier aus. Die Schlossbewohner hatten meist alle Hände voll mit Vorbereitungen für die erwarteten Gäste zu tun, und diejenigen, die nicht so in Anspruch genommen waren, hatten sich zur Themsebrücke begeben, wo sich der Mayor von Windsor, die Aldermen, Grundbesitzer und Bürger sowie die Geistlichkeit der Kirche Johannes des Täufers, die in der Stadt liegt, aufgestellt hatten. Von hier bis zu dem Schloss war der Weg auf beiden Seiten gesperrt, die Einzäunung bis auf die Erde mit schwarzem Tuch behangen und mit Wappenschildern und genealogischen Registern bedeckt. Wie im Kloster zu Zion, nur in viel großartigerem und reichlicherem Maßstab, waren auch im Schloss Vorbereitungen zur Aufnahme der zahlreichen und vornehmen Gäste nebst ihrem Gefolge getroffen worden. Alle diejenigen Zimmer, welche für die ungesehensten Edelleute und Gesandten bestimmt waren, hatte man schwarz verhangen, sowie auch die St. Georgs-Halle und das Innere des Garter Tower.

Ein schöneres kirchliches Gebäude wie die St.-Georgs-Kapelle zu Windsor, existiert wohl nicht, und um die Zeit, von der wir reden, war der Bau noch vollkommen erhalten. Keine entweihende Hand hatte seine Schönheit verunziert. Der äußere Anblick war überwältigend. Die zahllosen geschwärzten Türme waren mit blitzenden Wetterfahnen geschmückt, die von vergoldeten Löwen, Antilopen, Wind-

hunden und Drachen getragen wurden. Das Innere entsprach dem Äußeren und glücklicherweise ist der beste Teil nur wenig verstümmelt worden. Man kann sich nichts Herrlicheres denken, als die reich dekorierten Wölbungen, die von unvergleichlich schönen Pfeilern getragen wurden, dann die schlanken und graziösen Säulen des Schiffes, die zahlreichen Kapellen und Emporkirchen oder den vollendet schönen Chor.

Im Schiff waren die Wappen Heinrichs VIII. gemalt sowie auch diejenigen seiner berühmten, ihn überlebenden Zeitgenossen, Carls V. und Franz' I., welche beide Ritter des Hosenbandordens waren. Zur Zeit unserer Geschichte waren die Fenster der Kapelle von dunkel gefärbtem Glas. Sie glühten in den bunten und gesättigten Farben des Rubins, des Topases sowie des Smaragds und verbreiteten ein feierliches Licht über die architektonischen Wunderwerke des Gotteshauses. Der Bau war im 15. Jahrhundert von Edward IV. begonnen, von Heinrich VII. weiter ausgeführt und verschönert und mit der unvergleichlich schönen Decke des Chors versehen worden. Heinrich VIII. vollendete ihn, wie auch an den heraldischen Zeichen, womit das schöne Getäfel der Kirche geschmückt ist, und anderen Spuren sich erkennen lässt.

Der stattfindenden Zeremonie wegen war das Innere der Kirche zum Teil schwarz verhangen, der Boden des Schiffes in der Mitte mit schwarzem Tuch bedeckt und die Säulen der Nebenschiffe mit Bannern und Wappenschildern geschmückt. Der Flur des Chores war ebenfalls mit schwarzem Teppich belegt, und die reichgeschnitzten Kirchenstühle der Ritter des Hosenbandordens mit zobelbesetztem Samt überkleidet.

Mitten im Chor, von zweifachen Schranken umgeben, stand ein Katafalk, größer und prächtiger noch als die beiden anderen im Westminsterpalast und in der Zionskirche. Er war fünfunddreißig Fuß hoch, hatte acht Felder und dreizehn Kapitälern, die in eigentümlicher Weise gemalt und vergoldet waren. Ein reicher Thronhimmel überdachte ihn. Am Fuße des Katafalks war noch ein dritter mit schwarzem Samt, Silbergeschirr und anderen Kostbarkeiten bedeckter Altar. Unter dem herrlichen Katafalk befand sich die Gruft, in welche binnen Kurzem die königliche Leiche auf ähnliche Weise herabgelassen werden sollte, wie es jetzt auf unseren Kirchhöfen gebräuchlich ist. In dem Gewölbe lag bereits die einst so liebreizende Jane Seymour, an deren Seite Heinrich ruhen wollte. Hier wurde später auch die Leiche des unglücklichen Karl I. bestattet.

Nachdem alles innerhalb des Chores geordnet war und tausend große Wachskerzen um den Katafalk brannten, brachten die drei Riesenwächter zuerst das Bildnis des Königs durch das westliche Tor der Kirche herein und setzten es auf dem Chor nieder. Gardisten brachten darauf den Sarg durch den offen gelassenen Weg, sechs Lords trugen den Baldachin darüber. Voraus gingen der Bischof von Winchester und andere Prälaten im Ornat bis zum Katafalk, wo der Sarg in ehrfurchtsvoller Weise niedergesetzt wurde.

Unterdessen hatte der Bischof von Winchester, dem als ersten Prälaten die Verrichtung des heiligen Amtes oblag, seinen Platz vor dem Hochaltar eingenommen, zu beiden Seiten die übrigen Bischöfe, das Conseil, mit dem Lordprotektor an der Spitze, der Lordkanzler hinter ihm, betraten den Chor und setzten sich zu beiden Seiten desselben nie-

der, sodass der Erzbischof von Canterbury sich dem Hochaltar zunächst befand.

Auf der oberen Galerie war jetzt eine Bewegung bemerkbar. Die Königinwitwe begab sich in die königliche Loge. Zwei Zeremonienmeister gingen vorauf. In schwarzen Samt gekleidet, ohne jegliches andere äußere Zeichen der Trauer, sah Catharina zwar etwas bleich aus, doch waren sonst keine Spuren des Leides in ihrem Gesicht zu lesen. Es begleiteten sie die Marquise von Dorset und ihre Tochter, Lady Jane Grey, die Gräfin von Hertford und andere Damen, alle in tiefe Trauer gekleidet. Hinter ihnen sah man eine Menge von Gesandten und andere angesehene Fremde. Aber weder die Prinzessin Mary noch die Prinzessin Elisabeth waren zugegen. Ebenso wenig - wie schon wird bemerkt worden sein - nahm der junge König an dem Leichenzug teil.

Als die Königinwitwe allein voran in der Loge Platz genommen hatte, während die übrigen Damen standen, trat Norrey vor und ersuchte die Anwesenden in herkömmlicher Form, für das Seelenheil des verstorbenen Königs zu beten. Darauf wurde ein Requiem gesungen und von dem Bischof von Winchester und anderen Prälaten die Messe gelesen.

Am Schluss des Gottesdienstes verließ die ganze Versammlung die Kirche, und auf dem Chor blieben nur die Leichenwächter, deren Zahl bedeutend vermehrt worden war.

So reichlich auch die Bewirtung in Zion gewesen war, in Windsor wurde sie bedeutend übertroffen. In der St.-Georgs-Halle wurde den Edelleuten und anderen von hohem Rang ein Bankett gegeben, wo der Lordprotektor mit dem

Conseil und den Gesandten unter dem Thronhimmel saß. In den verschiedenen Speisezimmern waren ebenfalls Tische gedeckt, woran die große Anzahl von Esquires, Gardehauptleuten, Herolden, Dienern und andere niedersaßen. Unsere drei Riesen fanden den Weg zur Speisekammer, Kellner und Küchendiener sorgten trefflich für sie. Sie vertilgten eine unglaubliche Quantität von Speisen und Getränken.

Die Nacht war weit vorgerückt, ehe die Festlichkeiten ein Ende hatten. Und auch dann noch blieben Nachzügler an einigen Tischen sitzen. Aber nicht nur in dem Schloss, sondern auch außerhalb war die geräuschvollste Bewegung, denn in beiden Höfen, sowohl in dem oberen als auch in dem tiefer gelegenen, gingen Stallknechte und Dienstleute aller Art beständig aus und ein. Die Terrassen jedoch waren einsam, obwohl die Schönheit der Nacht wohl manchen der Gäste zu einem Spaziergang im Mondlicht hätte verführen können. Gegen Mitternacht öffnete sich das Hinterpförtchen an der Südseite eines der Schlosstürme und Sir Thomas Seymour, gefolgt von seinem Diener, trat heraus. Beide trugen schwarze Samtmäntel, mit Zobel besetzt. Sie gingen rasch auf die östliche Terrasse zu, ohne zu verweilen und der herrlichen Waldlichtung zu ihren Füßen einen Blick zu schenken. Nachdem sie den durch die Mauern gebildeten Kreis halb durchschritten hatten, erreichten sie die nördliche Terrasse, welche in tiefem Schatten lag, da der Mond sich auf der entgegengesetzten Seite des Himmels befand. Weit über die Wiesen hinaus war der unregelmäßige Schatten des mächtigen Turmes gelagert, aber die silberne Themse glitzerte im Mondschein und in ihm schlummerte friedlich die benachbarte Kirche von Eton. Ein heili-

ger Friede schien auf der Landschaft zu ruhen, aber Seymour war unempfänglich dafür. Ihn beschäftigten andere Dinge, die seine Seele bewegten.

Die Glocke, welche Mitternacht schlug, schreckte ihn auf, und er schritt mit seinem Diener durch den Torweg, der mit dem unteren Hof in Verbindung stand und zu der St.-Georgs-Kapelle führte. Indem er sich an die Seitentür der Bray-Kapelle begab, sah er hier mehrere Gardisten aufgestellt sowie auch zwei Zeremonienmeister, die zu dem Gefolge der Königin gehörten. Bei diesem Anblick pochte sein Herz freudig. Er wusste, dass Catharina in der Kirche war, und trat sofort mit seinem Diener ein. Schiff und Flügel waren in tiefes Dunkel gehüllt und bildeten den schroffsten Kontrast zu dem glänzend erleuchteten Chor. Die Wächter standen um den Katafalk, Kaplane am Hochaltar, der Chor sang ein Klagelied. Seymour blieb in der Nähe einer Säule stehen und hieß Ugo zu dem Chor gehen. Nach einer kleinen Weile kehrte der Diener zurück und sprach: »Die Königin ist da, sie kniet am Hochaltar neben dem Sarg.«

»Ich will hier auf sie warten. Zieh dich zurück, bis ich dich rufe.«

Eine volle Viertelstunde verging, ehe Seymours Wachsamkeit belohnt wurde. Nach Verlauf dieser Zeit trat Catharina aus dem Chor. Wie Sir Thomas vorausgesetzt hatte, war sie ohne alle Begleitung und ging langsamen Schrittes auf die Tür neben der Bray-Kapelle zu, als Seymour hinter dem Pfeiler hervor und ihr in den Weg trat.

»Verzeiht mir, Catharina! Verzeiht mir, Königin meines Herzens!«, rief er, indem er sich ihr halb zu Füßen warf.

Catharina war überaus betroffen und würde sich zurück-

gezogen haben, aber er fasste ihre Hand und hielt sie fest.

»Ihr müsst - Ihr sollt mich hören, Catharina!«, rief er aus.

»So fasst Euch kurz und lasst meine Hand los«, antwortete sie.

»Ich weiß es, ich verdiene keine Verzeihung!«, rief er, »aber ich weiß auch, dass Ihr von Natur barmherzig seid, und darum wage ich zu hoffen. O Catharina! Ich bin geheilt von dem Wahnsinn, der mich befallen hat, und bitter bereue ich meine Torheit. Ihr habt die ganze Gewalt in meinem Herzen wieder erlangt, um sie auf ewig zu behaupten.«

»Mich gelüstet nicht danach, in einem so verräterischen Herzen zu thronen«, entgegnete Catharina streng. »Ihr bittet umsonst, Seymour. Eine Treulosigkeit wie die Ehre ist nicht zu verzeihen.«

»Sprecht nicht so, schöne Königin!«, rief er leidenschaftlich. »Stürzt mich nicht in Verzweiflung. Sagt mir, wie ich mein Vergehen büßen kann, und es soll geschehen. Aber verurteilt mich nicht zu Schlimmeren als zum Tode!«

»Da Ihr Euch einmal falsch und meineidig erwiesen habt, wie kann ich Euch jetzt glauben? Kann ich dem Zeugnis meiner eigenen Sinne misstrauen? Kann ich vergessen, was ich gehört habe?«

»Aber ich bin von meiner Tollheit geheilt. Ich sage es Euch, Catharina. Jahre der Ergebenheit sollen meine Schuld sühnen. Ich will mich jeder Strafe unterwerfen, die Ihr mir auferlegt, wenn mir nur die Hoffnung endlicher Vergebung winkt.«

»Ich wollte, ich könnte Euch glauben!«, seufzte die Königin. »Aber nein, nein! Es kann nicht sein. Ich will nicht noch einmal hintergangen werden.«

»Bei meiner Seele! Ich hintergehe Euch nicht!«, rief er, ihre Hand an seine Lippen pressend. »Stellt mich auf die Probe, und wenn ich je an meinem jetzigen Gelübde unwandelbarer Liebe irrewerde, so stoßt mich für immer von Euch!«

Eine kleine Pause folgte, worauf Catharina in zögerndem Ton sprach: »Ich muss Zeit zum Überlegen haben.«

»Bis wann?«, fragte er flehend.

»Das kann ich nicht sagen. Nicht eher werde ich über die Sache reden, bis sich das Grab über Heinrich geschlossen hat. Ich wünsche Euch Gute Nacht, Sir Thomas.«

»Gute Nacht, schöne Königin! Gebe der Himmel, dass Ihr günstig für mich entscheidet!«, rief Seymour, als er fortging.

Und als sein Diener sich vorsichtig näherte, rief er jubelnd. »Vittoria! Ugo - fatta!«

Neunzehntes Kapitel

Pulvis Pulveri, Cinis Cineri

Gegend 9 Uhr am nächsten Morgen begann die Glocke zu läuten, und alle, die bei der Zeremonie beteiligt waren, eilten zu der St.-Georgs-Kapelle. Binnen Kurzem waren alle an ihren Plätzen. Um den erleuchteten Katafalk standen die Leidtragenden in ihren Mänteln. Die Mitglieder des Conseils, mit dem Erzbischof von Canterbury an ihrer Spitze, saßen in den Stühlen. Der Bischof von Winchester in vollem bischöflichen Ornat, nebst den anderen Prälaten, stand

am Hochaltare. Die Königinwitwe war in ihrer Loge, ihre Damen hinter ihr. Niemand fehlte.

Alsdann begann die Messe, bei welcher der Bischof administrierte. Nach dem Requiem trat der Marquis von Dorset an den Altar und opferte in tiefster Demut und Ehrerbietung ein Goldstück als Messpfennig, worauf er an seinen Platz zu Häupten des Sarges zurückkehrte. Dann kam der seltsamste Teil der ganzen Zeremonie. Im Schiff der Kirche wurde einige Bewegung bemerkbar. Diejenigen im Chor, welche jenen Teil der Kirche, der gedrängt voll war, überblicken konnten, sahen einen Ritter, ganz in Stahl gekleidet - jedoch unbehelmt - auf einem schwarzen, reich geschirrten Ross durch das offene westliche Tor langsam den von der Versammlung offen gelassenen Weg entlang reiten. Zu beiden Seiten stand eine Reihe von Leuten, welche Fackeln trugen, deren Licht anf dem Harnisch der ritterlichen Gestalt und in den Zieraten des Pferdes funkelte, und dadurch wesentlich den Effekt des Schauspiels erhöhte. Der Reiter war Chidioc Paulet, König Heinrichs Waffenträger, eine echt kriegerische Erscheinung, mit schönem, frischen Gesicht und dichtem braunen Bart. In seiner Hand trug er eine abwärts gekehrte Streitaxt. Als Paulet den Chor erreichte und unter dem Bogen hielt, waren aller Augen auf ihn gerichtet. Es war seltsam, fast erschreckend, an solcher Stätte und bei solcher Gelegenheit eine Reiterfigur zu sehen. Eine kleine Weile blieb Paulet bewegungslos wie eine Statue. Aber sein Pferd schnob und scharrte mit seinen Hufen den Boden. Dann traten Lord Morley und Lord Dacre vor und halfen ihm absteigen. Nachdem er sein Pferd einem Diener übergeben hatte, der es von dannen führte, begab sich Paulet mit den beiden Lords zu dem Altar und

überreichte die abwärts gekehrte Streitaxt dem Bischof. Gardiner nahm die Waffe, kehrte ihre Spitze nach oben und gab sie einem Waffenträger, der sie auf den Altar legte.

Es war jetzt der feierliche Moment gekommen. Gardiner und die übrigen den Gottesdienst verrichtenden Prälaten begaben sich von dem Hochaltar zu dem Katafalk und der Erzbischof von Canterbury nahm ein wenig mehr im Hintergrund Platz. Der ganze Chor stimmte *Circumdederunt me*, während die Bischöfe beständig über der Leiche räucher-ten.

Bevor der feierliche Gesang verhallt war, tat sich die Gruft auf, und langsam senkte sich der Sarg in das Gewölbe hinab.

Die irdischen Reste des mächtigen Monarchen waren für immer verschwunden.

Während der darauf folgenden Stille trat Gardiner an die Öffnung, ihm folgten alle obersten Beamten des königlichen Haushalts, wie der Lordhaushofmeister, der Lordkämmerer, der Schatzmeister, der Rechnungsführer und die vier Zeremonienmeister. Sie hielten ihre Stäbe in der Hand und ordneten sich um die Gruft.

Dem Bischof war Erde gebracht worden, er warf sie in das Grab. Nachdem er die Worte *Pulvis Pulveri, Cinis Cineri* gesprochen hatte, brach Lord Saint-John den Stab über seinem Haupt entzwei. Indem er die Stücke hinabwarf, rief er mit schmerzlichem Ton: »Lebewohl dem größten aller Könige!«

Dann zerbrach der Graf von Arundel seinen Stab mit den klagenden Worten: »Lebewohl dem weisesten und gerechtesten Fürsten der ganzen Christenheit, der Englands Ehre stets im Herzen trug!«

Sir John Gage kam nun an die Reihe, und mit aufrichtigem Herzen sprach er: »Lebewohl dem besten aller Herren, wenn auch dem strengsten!«

Ähnliches sprachen William Knevet und die Zeremonienmeister, als sie ihre Stäbe zerbrachen.

Dieser Akt hatte etwas überaus Ergreifendes. Während der Zeremonie herrschte die tiefste Stille. Am Schluss löste ein allgemeiner tiefer Seufzer den Alb, der auf der Versammlung lastete.

In diesem Augenblick schaute Sir Thomas Seymour, der im Chor so stand, dass er die Loge der Königin sehen konnte, empor. Catharina hatte das Gesicht mit ihrem Taschentuche bedeckt und weinte augenscheinlich.

Dann wurde ein feierliches *De profundis* gesungen und unterdessen die Gruft geschlossen.

Nach Beendigung der Hymne trat Gartner, begleitet von drei Edelleuten, in die Mitte des Chores und sprach mit lauter Stimme: »Allmächtiger Gott, verleihe du in deiner unendlichen Gnade ein langes und glückliches Leben dem allerhöchsten und mächtigsten Fürsten, unserem König und Herrn Edward VI., von Gottes Gnaden König von England, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, und auf Erden nächst Gott Schirmherr der Kirche von England und Irland, allerhöchstes Haupt und Herr des allervornehmsten Hosenbandordens!« Nach dieser Proklamation rief er mit heller Stimme: »Lange lebe der edle König Edward!« Die ganze Versammlung stimmte in den Ruf, der dreimal wiederholt wurde, mit ein.

Darauf bliesen die Trompeter in den Emporkirchen einen lauten und energischen Tusch, dass es in dem ganzen Gebäude widerhallte.

So endete die Leichenfeier des allerhöchsten und gewaltigen Königs Heinrichs VIII.

Ende des ersten Bandes

